

**Zur 250. Wiederkehr des Geburtstags
von Wilhelm von Humboldt**

**Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft
für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.**

Band 39, September 2017

**Zur 250. Wiederkehr des Geburtstags
von Wilhelm von Humboldt**

mit Beiträgen von

Christos G. Aneziris, Simone Austermann, Peggy Bitterolf, Peter J. Brenner,
Udo von der Burg, Steffen Dudczig, Undine Fischer, Julia Jacob,
Klaus-Dieter Lehmann, Ruprecht Mattig, Peter Nenniger, Hermann Parzinger
und Dietrich Spitta

Humboldt-Gesellschaft
für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.

Die Beiträge geben ausschließlich die Meinung der Verfasser wieder.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft,
Kunst und Bildung e.V., Mannheim
ISBN: 978-3-940456-81-6

Copyright 2017 by Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.
Sitz Mannheim

Jede Art der Vervielfältigung und Wiedergabe ist untersagt.
Redaktion: Prof. Dr. Dr. Dagmar Hülsenberg, 98693 Ilmenau
Layout, Druck und Verlag: TZ-Verlag & Print GmbH, 64380 Roßdorf
www.edition-tz.de www.tz-verlag.de

Inhalt

Anschriften der Autoren.....	5
Vorwort.....	7
UDO VON DER BURG Bemerkenswertes aus und um Wilhelm von Humboldts Leben	9
RUPRECHT MATTIG Wilhelm von Humboldts Faszination für die Basken	29
PETER J. BRENNER Mensch und Sprache. Individuum, Nation und Menschheit in Humboldts Sprachphilosophie	57
DIETRICH SPITTA Wilhelm von Humboldts Bildungsideal, seine Staatsidee und sein politisches Wirken	95
SIMONE AUSTERMANN Sich kreuzende Lebenswege – Joachim Heinrich Campe und Wilhelm von Humboldt	109
PETER NENNIGER Begründung der Verleihung der Goldenen Medaille der Humboldt- Gesellschaft an Herrn Professor Dr. h. c. Klaus-Dieter Lehmann, Präsident des Goethe-Instituts mit Hauptsitz in München	129
HERMANN PARZINGER Goldene Medaille der Humboldt-Gesellschaft. Laudatio auf Klaus-Dieter Lehmann	133
KLAUS-DIETER LEHMANN Des Menschen Wesen aber ist es, sich erkennen in einem andern.....	141
PEGGY BITTEROLF Wenn eine musikalische Umrahmung aus der Schule plaudern könnte	149

UDO VON DER BURG Wilhelm von Humboldt und Burgörner: Biographische Notizen zur 250. Wiederkehr des Geburtstages von Wilhelm von Humboldt.....	161
JULIA JACOB DIE ZWEITE SEITE – Inklusive und handlungsorientierte Filmbildung als unterstützendes Angebot in Kontexten der Persönlichkeitsbildung für Jugendliche und junge Erwachsene.....	177
CHRISTOS G. ANEZIRIS, UNDINE FISCHER und STEFFEN DUDCZIG Beiträge von funktionalisierten Hochtemperaturfilterwerkstoffen zur Leichtbaufertigung, Qualitätssteigerung und Recyclingfähigkeit von metallischen Produkten	197

Anschriften der Autoren

Aneziris, Christos G., Dr.-Ing. habil., Univ.-Prof., TU Bergakademie Freiberg, Institut für Keramik, Glas- und Baustofftechnik, Agricolastr. 17, 09599 Freiberg
aneziris@ikgb.tu-freiberg.de; Tel.: 03731 392505

Austermann, Simone, Dr. phil., Akademische Rätin, TU Dortmund, Fakultät für Erziehungswissenschaft, Psychologie und Soziologie, Emil-Figge-Str. 50; 44221 Dortmund
simone.austermann@tu-dortmund.de; Tel.: 0231 7555353

Bitterolf, Peggy, Leiterin der Kreismusikschule, Kreismusikschule Mansfeld-Südharz, Altes Schloss; Alter Markt 34; 06526 Sangerhausen
peggy.bitterolf@kreismusikschule-msh.de; Tel.: 03464 342110

Brenner, Peter J., Dr. phil., Univ.-Prof., Technische Universität München, Direktor des Archivs, Arcisstr. 21, 80333 München
peter.brenner@tum.de; Tel.: 089 28924380

Burg, Udo von der, Dr. phil., PD, Massenezstr. 25; 44265 Dortmund
udo.von-der-burg@humboldt-gesellschaft.org; Tel.: 0231 460116

Jacob, Julia, Geschäftsführerin der DIE ZWEITE SEITE gGmbH – Agentur für kulturelle Inklusionsprojekte, Am Weiher 1, 15306 Vierlinden bei Berlin, OT Alt Rosenthal
julia.jacob@diezweitesseite.de

Lehmann, Klaus-Dieter, Dr. h. c., Professor, Direktor des Goethe-Instituts e.V., Dachauer Str. 122, 80637 München
Anita.Galic@goethe.de; Tel.: 089 15921228

Mattig, Ruprecht, Dr. phil., Univ.-Prof., TU Dortmund, Fakultät für Erziehungswissenschaft, Psychologie und Soziologie, Emil-Figge-Str. 50; 44221 Dortmund
ruprecht.mattig@tu-dortmund.de; Tel.: 0231 7552191

Nenniger, Peter, Dr. phil., Univ.-Prof. em., Präsident der Humboldt-Gesellschaft, Münzbergweg 7; 76829 Landau
peter.nenniger@humboldt-gesellschaft.org; Tel.: 06341 3494833

Parzinger, Hermann, Dr. Dr. h. c. mult., Professor, Präsident der Stiftung Preu-
ßischer Kulturbesitz, Von-der-Heydt-Str. 16-18; 10785 Berlin
Parzinger@hv.spk-berlin.de; Tel.: 030 266411400

Spitta, Dietrich, Dr. jur., Johannes-Kepler-Str. 31/1; 75378 Bad Liebenzell-
Unterlengenhardt
dietrich.spitta@posteo.de; Tel.: 07052 7474361

Vorwort

Am 22. Juni 1767 wurde Wilhelm von Humboldt geboren. Die 250. Wiederkehr seines Geburtstages im Jahr 2017 ist Anlass genug, uns verstärkt mit seiner Biografie, seinem Wirken und seinem bisher rund zwei Jahrhunderte fortwährenden Einfluss auseinanderzusetzen.

Dazu erschienen einerseits zwei Reprint-Bände: *„Wilhelm von Humboldt im Verständnis der Humboldt-Gesellschaft – Aufsatzauswahl aus den Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft zu seinem 250. Geburtstag“* und *„Wilhelm von Humboldt und Burgörner“*, ein Reprint aus der Schriftenreihe des Mansfeld-Museums. Zu beiden stehen nähere Informationen auf der Internetseite der Humboldt-Gesellschaft <http://www.humboldt-gesellschaft.org>.

Andererseits wurde die 105. Tagung der Humboldt-Gesellschaft, die in Potsdam und Caputh stattfand, der 250. Wiederkehr von Wilhelm von Humboldts Geburtstag gewidmet. In diesem Zusammenhang erhielt auch die Verleihung der Goldenen Medaille der Humboldt-Gesellschaft an Klaus-Dieter Lehmann eine hervorgehobene Bedeutung.

Wie üblich, erscheinen in dem auf die Tagung folgenden Band der Abhandlungen die eingereichten Manuskripte der Vorträge – so auch in den 39. Abhandlungen. Die gewählte Reihenfolge des Abdrucks entspricht der im Programm veröffentlichten zeitlichen Anordnung – unabhängig davon, ob es z.B. durch einen Unfall einen sehr bedauerten Verzicht auf einen mündlichen Vortrag und ein dadurch bedingtes Verschieben der Reihenfolge gab.

Die 39. Abhandlungen enthalten aber auch einen Beitrag, der bereits zur 104. Tagung in Mainz vorgetragen wurde. Er mag Anlass sein, Veröffentlichungen in den 38. Abhandlungen nochmals nachzulesen.

Es ist zu einer guten Gewohnheit geworden, auch zur Beratung des Akademischen Rats spezielle Fachreferenten einzuladen. Ein solcher Beitrag bildet den Abschluss der 39. Abhandlungen.

Wieder enthalten die 39. Abhandlungen Nachdenkenswertes, Interessantes und Vergnügliches. Man muss sich auch nicht immer der Meinung der Autoren anschließen. Es sei an die Formulierung im Vorspann erinnert: „*Die Beiträge geben ausschließlich die Meinung der Verfasser wieder.*“

Ich wünsche Ihnen eine angenehme Lektüre.

September 2017

DAGMAR HÜLSENBERG
Kordinatorin des Akademischen Rates
der Humboldt-Gesellschaft

Bemerkenswertes aus und um Wilhelm von Humboldts Leben*

VON UDO VON DER BURG

I. Alexander George von Humboldt

An einem der ersten Januartage des Jahres 1761 wurde Friedrich d. Gr. (1740–1786), der in Leipzig Winterquartier bezogen hatte, das folgende Gesuch vorgelegt:

„Aller durchlauchtigster großmächtigster König

Aller gnädigster König und Herr

Ewr Königliche May. ist aller gnädigst erinnerlich, wie sehr meine Brust durch einen Sturtz vom Pferde, gelitten, und wie elend, ich davon vor einem Jahr fünff Monatt lang darnieder gelegen. Nichts desto weniger habe meine Kräfte gesammelt und meinen Dienst wider angetreten, habe aber solchen nicht länger als drey Monatt, forth setzen können, und mich genötiget gesehen, bereits gegen Ende Julii vorigten Jahres vom Regiment ab zu gehen, und mich nach Wittenberg bringen zu lasen. Ohneracht ich nun daselbst die mir von dem Geheimbten rath Cothenius¹ angerathne Cur gebraucht, auch hiernechst hier in Magdeburg mich der vorgeschriebenen Mittell des Hofrath Lesser² bedient habe, so ist doch leider alles ohne effect geblieben, die Stiche und Beklemmung in der Brust nehmen immer zu, und sind ins besondere wenn ich nur die geringste Bewegung zu Pferde, und zu Fuß mache unerträglich. Ich sehe also nicht die geringste Hoffnung, zu meiner Wiederherstellung übrig, und mich daher gezwungen, Ewr König. May. allerunterthänigst anzuflehen, mich in Betracht dieser Umstände einer Dimission allergnädigst zu ertheilen; maßen es mir höchst empfindlich, ja unerträglich ist, da ich keine Dienst thun kann, Ewr König. May und dem Regiment länger zur Charge zu seyn; ich erbitte mir auf meine übrige, vielleicht kurze Lebens Zeit Ewr. König. May höchste Protection und allergnädigsten Zutritt. und ersterbe in Devotester Treue.

* Manuskript des Vortrags, gehalten am 6. Mai 2017 zur 105. Tagung der Humboldt-Gesellschaft in Caputh aus Anlass der 250. Wiederkehr des Geburtstags von Wilhelm von Humboldt.

1 Christian Andreas Cothenius (1708–1789) war Leibarzt des Königs sowie Direktor aller medizinischen und chirurgischen Angelegenheiten in Brandenburg-Preußen.

2 Johann George Lesser (1707–1778), Hof- und Leibarzt, als Physicus zuständig für Berlin und die westfälischen Territorien, vom König sehr geschätzter Militärarzt.

*Ewr Königlichen Mayestaet
allerunterthänigster und getreuster Knecht
A.G.v.Humboldt.*

*Major bey den Finckensteinschen Regiment
Magdeburg d. 4ten January 1761“.³*

Der König gab dem Gesuch am 9. Januar 1761 in Leipzig statt.⁴

Der um Entlassung nachsuchende, seiner Darstellung nach höchst invalide Bittsteller zeigt in Magdeburg selbst, wo er sich seit etwa einem halben Jahr aufhält, ein ganz anderes Erscheinungsbild. Quicklebendig badet er dort in der höfischen Gesellschaft. Alexander George von Humboldt (1720–1779) hat immerhin den respektablen Dienstgrad eines Majors erreicht. Will er den zunehmenden Gefahren des Krieges entgehen? Will er andere seiner Talente ins Spiel bringen? Denn seine bisherigen Verdienste beruhen nicht zuletzt auf seinen Fähigkeiten im Versorgungs- und Verpflegungsdienst der im Westen kämpfenden Alliierten-Armee unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig (1721–1792).

Die Festung Magdeburg musste während des Krieges die Funktion einer Ersatz-Residenzstadt und Nachschub-Basis erfüllen, sie lag am weitesten von jedem Kriegsschauplatz entfernt, und deshalb hatte der König vorübergehend den Hof dorthin befohlen. Die Gräfin Sophie Wilhelmine Charlotte Marie von Voss (1729–1814), Gattin des Magdeburger Regierungspräsidenten Johann Ernst Graf von Voss (1726–1793) und eine der Haupt-Gesellschaftsgeberinnen, notiert in ihrem Tagebuch eine Vielzahl von gesellschaftlichen Ereignissen, bei denen Major von Humboldt anwesend ist. In einer der vielen Notizen erwähnt die Gräfin Voss den scheinbar totkranken Humboldt als höchst anregenden Gesellschafter: „*Il fait me rire.*“

Über die Bemühungen, die Alexander George von Humboldt in Magdeburg unternimmt, um in die höfische Gesellschaft aufgenommen zu werden, berichtet nicht nur die Gräfin Voss, sondern in seinem Tagebuch auch Ernst Ahasverus Heinrich Reichsgraf von Lehndorff (1727–1811), Kammerherr der Königin Elisabeth Christine (1715–1797)⁵, dessen besonderes Geschick darin besteht, an Informationen aller Art, auch an die intimsten, heranzukommen. Lehndorff vermerkt, Herr von Humboldt, der einen großen Teil seines Vermögens Herrn von

³ GStA I R 96.87 C 12. Bei der Entzifferung boten Hinweise von Herrn Dr. Ludwig Rommel, seinerzeit Leiter des Mansfeld-Museums Burgörner bei Hettstedt, eine wesentliche Hilfe.

⁴ GStA I R 96 B 68 Bl. 10.

⁵ Die Glaubwürdigkeit beider Tagebuchschreiber wird dadurch erhärtet, dass sie sich in ihren Berichten über Ereignisse mit Alexander George entsprechen.

Massow verdanke, unternehme alles Mögliche, um die Damen der höfischen Gesellschaft zu unterhalten.

Valentin von Massow (1712–1775), während des Krieges Kammerpräsident von Minden, der Vorgänger von Karoline von Humboldts (1766–1829) Vater Carl Friederich von Dacheroeden (1732–1809) in diesem Amt, war während des Krieges einer der Beauftragten für die Ausrüstung der Alliierten-Armee des Herzogs Ferdinand und hatte dies nicht ohne einen Kreis von Mitarbeitern erledigen können, durch deren Hände bei dem damals üblichen Unternehmer-Prinzip viel Geld floss. Bereits vom Herbst 1761 ab scheint Alexander George von Humboldt sodann an den Kreis um den wirtschaftlich sehr aktiven Prinzen Ferdinand (1730–1813), den jüngsten Bruder von Friedrich d. Gr., Anschluss gefunden zu haben.⁶ Ahasver von Lehndorff charakterisiert Alexander George von Humboldt mit der Bemerkung: Er *„ist ein guter Kerl, fühlt sich aber in seinem so unverhofft gekommenen Glück so wenig zu Hause, dass er beständig davon spricht.“*⁷.

Tatsächlich gelingt es Alexander George von Humboldt, in der höfischen Gesellschaft Fuß zu fassen. Er bekommt die Ämter als Kammerherr beim König und beim Prinzen von Preußen, dem Kronprinzen, dem späteren König Friedrich Wilhelm II. (1786–1797), der im April 1765 heiratet.⁸ Der König erklärt bei seiner Errichtung, er habe den Hofstaat des Prinzen von Preußen *„aus ehrlichen und verdienten Männern zusammengesetzt“*⁹ – und dazu gehört auch Alexander George von Humboldt. Aus dem Amt ergeben sich Aufgaben: Im August 1766, als die polnische Gräfin Machelska geb. Sapieha¹⁰ *„nach Potsdam kommt, um das Schloß und Sanscouci zu besichtigen, erweist ihr der Prinz von Preußen die Aufmerksamkeit, ihr Herrn von Humboldt als Führer zu schicken“*¹¹. Zwei Monate später besucht die Fürstin Maria Theresia Poniatowska (1740–1806) geb. Prinzessin Kinsky¹², eine Schwägerin des Königs von Polen¹³, Berlin und wird von der Königin und Prinz Heinrich (1726–1802), dem Bruder von Friedrich d. Gr., empfangen. Die Fürstin bedeutet Lehndorff, dass sie auch gerne Potsdam besuchen würde. Dieser schreibt Alexander George von Humboldt und bittet

6 Vgl. Lehndorffs Notiz zum 23.11.1761: *Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen. Aus den Tagebüchern des Reichsgrafen Ernst Ahasverus von Lehndorff. Kammerherrn der Königin Elisabeth Christine von Preußen*, von Karl Eduard Schmidt-Lötzen, Gotha 1907, S. 146.

7 *Dreißig Jahre ...* (s. Anm. 6), Nachträge Bd. I., Gotha 1910, S. 326. Lehndorff etikettiert Humboldt etwas abfällig mit: *„ehemaliger Dragonerrittmeister“* (S. 424).

8 Es war die erste Ehe, die wenige Jahre später infolge beiderseitiger Untreue geschieden wurde.

9 Ebd., S. 470.

10 Litauischer Adel.

11 *Dreißig Jahre ...* (s. Anm. 8, S. 433f.)

12 Verh. mit Andreas Fürst Poniatowski (1734–1773), kaiserlichem Feldmarschall.

13 Stanislaus II. August Poniatowski (1732–1798), letzter König von Polen 1764–1795.

ihn, sich des Wunsches der Fürstin anzunehmen: „*Dieser macht Sr. Majestät davon Mitteilung, und der König empfängt [die Fürstin] äußerst huldvoll, zieht sie zur Tafel in Sanscouci und sagt ihr die verbindlichsten Liebenswürdigkeiten. ... Herr v. Humboldt ladet sie zum Tanz ein.*“¹⁴

Dann berichtet Lehndorff nicht ganz ohne Ironie: „*Major Humboldt, verheiratet sich mit einer Witwe Holwedel, einer geborenen Coulons*¹⁵. *Sie ist eine Frau, die man heiratet, weil sie 80.000 Taler Vermögen besitzt. Dieser Herr v. Humboldt hat Glück. Von Hause aus besaß er keinen Heller, machte sich aber bei der Verbündeten Armee viel Geld, das er eben aufzuzehren begann, als er diese gute reiche Frau eroberte, die nun seine Ausgaben bestreiten kann.*“¹⁶ Modern ausgedrückt war hier für Alexander George sozusagen eine lukrative Planstelle als Ehemann zu besetzen.

Bei der Frage, warum die gerade verwitwete, erst 24 Jahre alte Marie Elisabeth den Major Alexander George von Humboldt heiratet, ist man auf Mutmaßungen angewiesen. Es waren offensichtlich Grundbesitz und Vermögen vorhanden; sich jedoch der Familie der Schwester und des Schwagers anzuvertrauen, scheint für Marie Elisabeth keine Lösung gewesen zu sein. Der Vater war 1759, die Mutter 1762¹⁷ gestorben, zuvor bereits der einflussreiche Onkel mütterlicherseits, der Geheime Finanzrat im General-Direktorium Georg Wilhelm Duhrum (1702–1756)¹⁸. Obwohl sie eine selbstbewusste und später offensichtlich geschäftstüchtige Person gewesen sein muss, dürfte eine Hilfe in Gestalt eines welterfahrenen und in der höfischen Gesellschaft bekannten und versierten Ehegatten als wirtschaftliche und gesellschaftliche Sicherheit nicht unwillkommen gewesen sein. Dass Alexander George von Humboldt über 20 Jahre älter als sie selbst und zudem drei Jahre älter als ihr erster Mann war, konnte in Anbetracht der damaligen Lebensumstände und der Heiratsgepflogenheiten kein Gegengrund gewesen sein.¹⁹ Im Übrigen hatten sich auch Marie Elisabeths Eltern im Lebensalter um 21 Jahre unterschieden.

14 *Dreißig Jahre ...* (s. Anm. 6). Nachträge Bd. II, Gotha 1913, S. 31.

15 Zur Schreibweise: Es kommen neben Holwede auch Hollwede und Holwedel vor. Coulons: wohl eine auditive singuläre Version. Lehndorff, dessen Familie zum alten ostpreußischen Adel zählte, zeigte deutliche Distanz zum Neuadel wie auch zum Bürgertum, wenn die betreffenden Vertreter in jüngster Zeit, vor allem durch den Krieg, vermögend geworden waren.

16 S. Anm. 14, S. 35.

17 Johann Heinrich Colomb (1695–1759) und Justine Susanne Duhrum (1716–1762).

18 Geb. 1702, verst. 04.11.1756, bestattet 08.11.1756, vgl. KB Parochialgemeinde, S. 351 re; ebd., S. 359 re.

19 Ein Ehemann bot in der Regel rechtlichen, sozialen und finanziellen Schutz sowohl für die Witwe und auch deren Kinder. Wenn ein Witwer eine Witwe heiratete, konnten diesbezüglich beide davon profitieren.

Das finanzielle Risiko blieb gering, Marie Elisabeth war eine kluge und vorausschauende Rechnerin. Von den geschäftlichen Tätigkeiten ihres Vaters und ihres ersten Ehemanns, Friedrich Ernst Baron von Holwede (1723–1765) her verfügte Marie Elisabeth über einschlägige Erfahrungen. Dieser war Hauptmann im Regiment des Prinzen Ferdinand (1730–1813) gewesen, des jüngsten Bruders des Königs. Holwede und den Prinzen Ferdinand verbanden intensive wirtschaftliche Interessen und Beziehungen. Hier sei vorweggenommen, dass sowohl Alexander George wie auch später sein Sohn Wilhelm sehr bewusst die Beziehungen zum Prinzen Ferdinand und seiner Familie gepflegt haben und dass Prinz Ferdinand wie auch Alexander George von Humboldt ihr vornehmliches Betätigungsfeld in der Gutswirtschaft sowie in der Investition in moderne Wirtschaftsformen suchten. Für Alexander George dürfte Marie Elisabeth nicht eine Zufallsbekanntschaft gewesen sein, sondern sie zählte zu den gesellschaftlichen Kreisen, in die er als Folge seines Dienstes sowie seiner sonstigen Aktivitäten hineingelangt war bzw. zu denen hin er wahrscheinlich zielstrebig eine gesellschaftliche Verbindung ausgestaltete.

Der gesellschaftliche Aufstieg von Alexander George von Humboldt im Zusammenhang mit einem Wandel der sozialen Kreise, an die Anschluss zu bekommen er sich bemühte, kann an denjenigen Persönlichkeiten sichtbar werden, die zu Paten der beiden Söhne Wilhelm und Alexander gebeten wurden. Bei dem am 22. Juni geborenen²⁰ und am 1. Juli 1767 in der Garnisonkirche zu Potsdam getauften, der reformierten Gemeinde²¹ angehörenden „Friedrich Wilhelm Kristian Carl Ferdinand Von Homboldt“ vermerkt das Taufregister als Paten nach dem Kronprinzenpaar und weiteren Mitgliedern der Berliner und der Braunschweiger Herrscherfamilie Persönlichkeiten, die im Wesentlichen dem Militär und dem Hofstaat des Kronprinzen und der Kronprinzessin entstammten, zu denen 1767 die Eltern Humboldt Zugang hatten, suchten oder mit denen Alexander George von Humboldt dienstlich zusammentraf. Die Paten des am 14. September 1769 in Berlin geborenen²² und am 9. Oktober getauften „Friedrich Wilhelm Heinrich Alexander“ entstammten vorwiegend den Kreisen der ministeriellen Verwaltung sowie der Wirtschaftsbereiche, in denen sich Ale-

20 Es bleibt Vermutung, wo in Potsdam Wilhelm von Humboldt geboren wurde; s. dazu Engelmann, Gerhard: *Alexander von Humboldt in Potsdam. Zur 200. Wiederkehr seines Geburtstages*, Potsdam 1969, S. 34, Anm. 45 (= Veröffentlichungen des Bezirksheimatmuseums Potsdam, H. 19). Ferner: *York von Wartburg und Wilhelm von Humboldt*, in: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams, AF. 1, 1863, S. 25ff.; Huguenel, E.: *Berühmte und bekannte in Potsdam geborene Persönlichkeiten*, in: ebd., NF 5, H. 8, 1913, S. 41ff.

21 Die Garnisonkirche war konfessionell nicht festgelegt, sondern stand auch der lutherischen Gemeinde zur Verfügung.

22 Höchstwahrscheinlich im der Mutter gehörenden Hause Jägerstraße 22.

xander George von Humboldt inzwischen etabliert hatte. Alexander George seinerseits drängte sich offensichtlich danach, selbst bei den Taufen hochstehender Persönlichkeiten zu den Paten zu gehören. Zwar zählte er dabei häufig nur zu den unteren Rängen, doch bot sich ihm immerhin die Möglichkeit einer Steigleiter in höchste Kreise: Der Mann wollte nach oben.

II. Im Staatsdienst: Vorläufiges Ende

Die berufliche Karriere Wilhelm von Humboldts, auf die der Schwiegervater erheblichen Wert legte, weil dadurch auch seine Tochter wirtschaftlich und sozial abgesichert war, begann mit einer Vorstellung vor dem König, Friedrich Wilhelm II. (1786–1797), am 30. Januar 1790²³. Wilhelm absolvierte indessen das Referendariat in der damaligen Form nicht bis zum Ende. Die dazu erforderliche III. Staatsprüfung legte Wilhelm von Humboldt nicht ab. Damit konnte er, obwohl anfänglich erwogen und von der Mutter erhofft, die juristische Laufbahn nicht einschlagen.

Der Schwiegervater muss sich damit begnügen, dass Wilhelm – der Erwerb eines Titels war Bedingung für die Zustimmung zur Eheschließung – zwischenzeitlich immerhin den Titel eines Legationsrates erworben hat, verliehen von dem Minister für auswärtige Angelegenheiten Ewald Friedrich von Hertzberg (1725–1795)²⁴, – der im Übrigen zu seinen Paten zählte. Der Titel wurde ohne eine Prüfung vergeben.

Sofort nach der Ernennung am 19. Juni 1790 geht die Mitteilung davon nach Erfurt, nicht zuletzt an den Schwiegervater. Der Titel entsprach formal den Bedingungen des Schwiegervaters, wengleich sich dieser andere Vorstellungen gemacht haben dürfte. Humboldt hingegen erlaubte dieser Titel die Ungebundenheit in seiner geistigen Entwicklung, die er im Grunde wünschte. Der Titel verlangte Humboldt keine Dienste ab, da er „*kein Gehalt gefordert, auch keins nehmen*“²⁵ wollte, wie er Karoline schrieb. Er bot aber zugleich die Möglichkeit, jederzeit ein Amt im Ausland, also außerhalb von Preußen, zu übernehmen, sofern Bedarf bestand. Diese hätte sich vielleicht ergeben, wenn der Koadjutor Karl Theodor von Dalberg (1744–1817), der Freund und Gönner in Erfurt, Kurfürst in Mainz geworden wäre, so dass – wie die Freunde eine Zeit lang spekulierten – Schiller in Mainz eine Stellung erlangt hätte und Humboldt am Mainzer

23 *Brautbriefe Wilhelms und Karolinens von Humboldt*, hrsg. von Albert Leitzmann, Leipzig 1923, S. 73, 75, 102f.

24 Vgl. hierzu ebd., S. 102f., 132f., 156.

25 Ebd., S. 156. Vgl. z. B.: *Handbuch über den Kgl. Preußischen Hof und Staat auf das Jahr 1794*, Berlin 1794, S. 61: Wilhelm von Humboldt wird in der Liste „Pépinère von Legationsräten“ als abwesend geführt.

Hof preußischer Gesandter geworden wäre. In Berlin besaß Wilhelm Fürsprache: Denn für die Verteilung der preußischen Gesandtschaftsposten war der Minister Hertzberg zuständig.

Warum verlässt Wilhelm den Dienst? Entscheidender Grund für den Entschluss, den Staatsdienst kurz nach dem Antritt wieder zu quittieren, sei der gewesen, mit seiner Braut zukünftig zusammen zu leben – so bekommt man immer noch zu lesen und zu hören. Allein: Dies ist nicht richtig gesehen und Folge der werkimmanenten Interpretation, die auf sachlich tieferliegende Gründe nicht achtet. Hier zeigt sich auch die Auswirkung eines emotional überzeichneten Karoline-Klischees.

Offensichtlich waren Humboldts Berliner Vorgesetzte und Kollegen sowie die Kreise, in denen er gesellschaftlich verkehrte, über seinen Entschluss, den Staatsdienst zu verlassen, überrascht. In der Tat, die geschäftsmäßig-einförmige Arbeit in einer Verwaltungshierarchie befriedigt ihn nicht. Er fühlt sich gleichermaßen nicht zum Richteramt berufen, indem er auch hier nur routinemäßige Geschäfte zu besorgen hat. Vielmehr ist Wilhelm ein unabhängiger, eigenproduktiver Charakter, so dass er – später – als Gesandter in Rom, Wien, Frankfurt und London wie auch als Verhandlungsführer auf den verschiedenen Kongressen überragende Leistungen erbringt. Der Schwiegervater in seiner strengen, pietistisch geprägten Dienstauffassung hält Wilhelm vor, dass Männer von großer Geschicklichkeit, Gelehrsamkeit und vortrefflichem Charakter die Pflicht hätten, „*dem Vaterlande zu dienen*“. Denn brauche gerade der Staat solche Beamte, die bei Ungerechtigkeiten dem Fürsten oder den Ministern „*dreist die Wahrheit*“ vorhalten könnten. Offensichtlich nur halbherzig ließ der Schwiegervater Wilhelms Erklärung gelten, in Berlin vieles gesehen zu haben, „*das nicht zu billigen war*“²⁶. Später, als der Schwiegersohn dennoch den Staatsdienst aufsucht, verfolgt er dessen Karriere mit größter Aufmerksamkeit.²⁷ – Carl Friedrich von Dacheroeden hat nicht mehr erlebt, dass Wilhelm später gerade diese Verhaltensweise, nämlich im Staat „*dreist die Wahrheit*“ zu sagen, als seine wichtigste politische Aufgabe verstand.

Sehr früh scheint in Wilhelm die Einschätzung aufgekommen zu sein, dass die Auffassungen der Regierung unter Friedrich Wilhelm II. sowie die politischen Konstellationen nicht unter allen Umständen für seine Karriere günstige Voraussetzungen boten. Im Frühjahr 1791 wurde der Minister Hertzberg, sein Fürsprecher, entlassen. Er kann sich gegen Friedrich Wilhelms II. Favoriten Hans Rudolf Bischoffwerder (1741–1803) und andere Ratgeber nicht durchsetzen. Humboldts Lehrer Ernst Ferdinand Klein (1744–1810) entschließt

26 Brief Carl Friedrich von Dacheroedens an die Schwester Sophie Auguste von der Golz v. 06.07.1794 (Archiv Schloss Tegel).

27 Ebd. v. 04.05.1803.

sich, in den Universitätsdienst überzuwechseln.²⁸ Das System Friedrich Wilhelms II. ist nicht mehr so stabil und verlässlich, wie es das aufklärerische System Friedrichs d. Gr. gewesen war. Dieser behandelte seine Staatsdiener oft harsch. Doch waren seine politischen Prinzipien und seine Art zu regieren kalkulierbar.

III. Struensee und die Residentschaft in Rom

Wem verdankt Wilhelm von Humboldt das Amt als preußischer Resident in Rom? Die Ausgangslage ist: Nach der Rückkehr von dem kostspieligen Aufenthalt in Paris und den von dort aus unternommenen Reisen ist Wilhelm – nunmehr mit fünf Kindern – auf dienstliche Einkünfte angewiesen. Der alte Titel als Legationsrat erweist sich als rettender Anker, Wilhelm kann daraus eine Anstellung im Bereich des Außenministeriums gewinnen. Zum Glück ist die diplomatische Vertretung in Rom zu besetzen, weil der bisherige Amtsträger aus persönlichen Gründen hatte abberufen werden müssen. Die Residentschaft in Rom ist bei weitem nicht erstrangig, sie war nicht mit weiterem Personal, kaum einem Schreiber, versehen. Für das protestantische Preußen galt der Heilige Stuhl nicht gerade als der allerwichtigste, befreundete und vor allem nicht als machtpolitisch irgendwie hochrangiger Staat. Eine Vertretung in Rom war jedoch wegen der katholischen Bevölkerung in den Gebietszuwächsen aus den polnischen Teilungen erforderlich geworden. Indessen konnte Wilhelm das Angebot für sich persönlich als besonderen Glückstreffer verstehen.²⁹ Italien und Rom stellten das Gelobte Land dar, wo er die geliebte Welt der Antike studieren konnte. Schon 1797 hätten Karoline und er, wie viele andere, die humanistisches Denken begeistert hatte, gerne die große Reise nach Italien unternommen. Doch hatten sie wegen Napoleons Italienfeldzügen 1797/98 davon Abstand nehmen müssen.

Gegenüber Dritten drückt sich Wilhelm eher zurückhaltend aus, wem er den Gesandtschaftsposten verdanke. Aus der politischen Korrespondenz geht jedoch

28 Hierzu der Beitrag des Verfassers: *Hallenser Köpfe – Freunde von Carl Friedrich von Dacheroeden und Wilhelm von Humboldt*, in: *Die Humboldt-Brüder, Halle und der Pietismus*. Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V., Bd. 33, Oktober 2014, S. 27–30.

29 Nicht zuletzt auch wegen der in Rom betriebenen Studien, aber auch als Folge der Pflege gesellschaftlicher Beziehungen führen Wilhelm und Karoline in Rom einen kostenträchtigen Haushalt. Für das repräsentative Auftreten muss aus dem Privatvermögen zugeschossen werden. Vor Übernahme des Amtes wird Wilhelm zwar noch zum Kammerherrn ernannt, aber damit waren keine Einkünfte verbunden. Abgesehen von Gehaltserhöhungen – 1806 wird ihm auch der Titel „Ministre plenipotentiaire“ verliehen – bessert Wilhelm seine Einkünfte auch durch Übernahme von Residentschaften kleinerer deutscher Fürstentümer auf.

eindeutig hervor: Es war der Minister Carl August Graf von Struensee (1735–1804)³⁰, seit 1782 Direktor der Seehandlung, ab 1791 Wirtschafts- und Akzise-minister³¹.

Die Seehandlungsgesellschaft³² war 1772 gegründet worden, eine Aktiengesellschaft, deren Aktienmehrheit sich zu 87,5 % in der Hand des Königs befand. Sie besaß das Salzhandelsmonopol sowie das Handelsmonopol des rechts und links der Weichsel erzeugten Wachses. Sie übernahm alsbald den Transithandel mit Russland und erschloss für die schlesische und westfälische Leinenindustrie Absatzmärkte in Südamerika. Im Laufe der Jahre erwuchs der Seehandlung die Aufgabe der Förderung des preußischen Handels insgesamt. Die Geschäftsräume³³ der Seehandlung befanden sich in Berlin im Gebäude Jägerstraße 21, in direkter Nachbarschaft des Stadthauses der Familie Humboldt, Jägerstraße 22. Bis zu seiner Ernennung zum Minister besaß Struensee in der Seehandlung eine Dienstwohnung. Das heißt: Marie Elisabeth von Humboldt mit ihren Kindern und der Seehandlungsdirektor Struensee waren Nachbarn, das Humboldt'sche Haus grenzte an das Gebäude, in dem das wichtigste Handels- und Wirtschaftsinstitut des preußischen Staates lag. Man wird sich alles andere als unbekannt geblieben sein.

Als 1789 für den Hauslehrer Gottlieb Johann Christian Kunth (1757–1829)³⁴ ein neues Betätigungsfeld gesucht wird, weil Marie Elisabeths Söhne das Haus verlassen haben, bittet die Majorin von Humboldt den König um Aufnahme

30 Sein Bruder war Johann Friedrich Graf von Struensee (1737–1772), der in Dänemark als politischer Reformator und zugleich auch Geliebter der Königin in Schwierigkeiten geriet und schließlich hingerichtet wurde. Zu Struensee: Straubel, Rolf: *Carl August von Struensee. Preußische Wirtschafts- und Finanzpolitik im ministeriellen Kräftespiel 1786–1804/6*, Potsdam 1999 (= Bibliothek der Brandenburgischen und Preußischen Landesgeschichte, Bd. 4).

31 Humboldt bedankt sich für Struensees Unterstützung bei der Ernennung. Er weiß, diese „*zuerst Ihnen schuldig zu seyn*“, und bietet dem Minister an, „*für die, Ew. Excellenz anvertrauten Departements hier thätig zu seyn*“. Das bedeutete im Klartext die Bereitschaft, Informationen zu Handel und Industrie beschaffen zu wollen, und das konnte auch auf Industriespionage hinauslaufen. Er bittet sodann den Minister um Mithilfe, beim König zu erreichen, dass er von der Verpflichtung noch aus der Zeit Friedrichs d. Gr., auf dem Gut Tegel Maulbeerbaumpflanzungen zu unterhalten, entbunden werde. Tatsächlich erreicht Humboldt dies gegen Zahlung einer geringen Ablösesumme: *Wilhelm von Humboldt: Politische Briefe*, hrsg. v. Wilhelm Richter, Bd. I (1802–1813), Berlin und Leipzig 1935, S. 12f., Brief Nr. 14 (= Wilhelm von Humboldt: *Gesammelte Schriften Bd. XVI*, Leipzig 1935).

32 Dazu näher: Radtke, Wolfgang: *Die preußische Seehandlung zwischen Staat und Wirtschaft in der Frühphase der Industrialisierung*, Berlin 1981, S. 2ff. (= Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, Bd. 30).

33 Dazu Kern, W.: *Dienstgebäude der kgl. Seehandlungs-Societät in Berlin*, in: Zeitschrift für Bauwesen 52, 1902, Sp. 357ff.

34 Straubel, Rolf (Anm. 28), S. 261., 406., 426f. und passim.

Kunths in den Staatsdienst.³⁵ Die Bitte führt zum Erfolg: Kunth wird einer der tüchtigsten Mitarbeiter von Struensee und später dessen Nachlassverwalter. 1802, als Wilhelm von Humboldt Brot und Arbeit sucht, hat Kunth täglichen Umgang mit dem Minister³⁶, er kann sich für Wilhelm einsetzen. Und dann bleibt noch zu erwähnen, dass Struensee Mitglied der 1783 gegründeten Berliner Mittwochsgesellschaft war, die in besonderer Weise das Gedankengut der Berliner Spätaufklärung geprägt und gepflegt hat: Deren Mitglieder waren alleamt enge Bekannte der Familie Humboldt.³⁷

Ebenso sehr war Struensee, als 1802 Wilhelm von Humboldt durch seine Fürsprache zum Residenten in Rom berufen wurde, auch der Name Dacheröeden höchst geläufig. Die Familienbekanntschaft ging Jahrzehnte zurück. Vater Adam Struensee war Oberpfarrer und außerordentlicher Professor der Theologie in Halle und schließlich Generalsuperintendent in Rendsburg gewesen – 1742 traten einige Söhne aus der Familie Struensee als Verfasser von Leichengedichten auf Karl Friedrich von Dacheröden d. Ä. (1705–1742) und später auch auf seine Schwiegermutter Helene Ludomilla Posadowsky von Postelwitz (1684–1746) auf. Am 15. Juni 1780 schickt Karoline dem Bruder, der eine Siegel- und Wappensammlung besitzt und zu dessen Erweiterung sie beitragen möchte, einen Struensee'schen Siegelabdruck. 1800 auf der Rückreise von Schöningen bei Stettin, wo die Schwester Sophie Auguste Baronin von der Golz (1737–1812) ein Gut besitzt, reist Karolines Vater über Berlin zurück. Er sucht dort am ersten Tag den Geheimen Finanzrat Johann Wilhelm Eichmann (1748–1819) auf, seinen Sekretär während seiner Tätigkeit in Minden (1763–1770) und am dritten Tag den Minister Struensee, wo er auch am Abend mit diesem, Eichmann und Kunth separat *„die ganze Zeit in traulichen Gesprächen über verschiedene wichtige und interessante Angelegenheiten so hinbrachte, dass es halb zwölf Ur war, als ich das Haus verlies“*³⁸. Im Sommer zuvor hatte Struensee Dacheröeden in Burgörner besucht.

35 Näheres dazu Goldschmidt, Friedrich und Paul: *Das Leben des Staatsrats Kunth*, 2., vermehrte Aufl., Berlin 1888, S. 23ff.

36 Kunth war auch Struensees Nachfolger, dem Reichsfreiherrn vom Stein, unentbehrlicher Ratgeber. Dazu Hartlieb von Wallthor, Alfred: *Stein und Kunth*, in: Beiträge zur Geschichte Dortmunds 66, 1970, S. 49f.

37 Keller, Ludwig: *Die Berliner Mittwochs-Gesellschaft. Ein Beitrag zur Geschichte der Geistesentwicklung Preußens am Ausgang des 18. Jahrhunderts*, in: Monatshefte der Comenius-Gesellschaft, V. Bd., 1896, S. 67–94; Birtsch, Günter: *Mittwochsgesellschaft*, in: *Über den Prozess der Aufklärung in Deutschland im 18. Jahrhundert. Personen, Institutionen und Medien*, hrsg. von Hans Erich Bödeker und Ulrich Herrmann, Göttingen 1987, S. 94–112 (=Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 85).

38 Brief Carl Friedrich von Dacherödens (Anm. 25) vom 7. Juni 1800.

IV. Entlassung zum 31.12.1819

Bekanntlich war Wilhelm von Humboldt seit Aufgabe des Gesandtschaft-Amtes in Rom bemüht, seinen liberalen politischen Vorstellungen durch Übernahme eines Ministeramtes Geltung zu verschaffen. Die Übernahme des Außenministeriums 1810, die auch die Königin Luise (1776–1810) nachdrücklich befürwortete, scheiterte an dem Widerstand des Staatskanzlers Karl August Fürst von Hardenberg (1750–1822), gegen den sich der König nicht durchzusetzen vermochte.³⁹ 1818 schien endlich die Möglichkeit gegeben, an die Spitze des Außenministeriums zu gelangen. Das war insofern folgerichtig, als Wilhelm mit dem Titel als Legationsrat und der konkreten Vorstellung, Gesandter in Mainz zu werden, einen entsprechenden Karriere-Anfang gesetzt hatte. Allerdings erhob sich Widerstand bei den restaurativen Standesgenossen. Allein schon der Fürst Gebhard Leberecht von Blücher (1742–1819, Humboldts angeheirateter Vetter⁴⁰), trug erheblich dazu bei, dass das Außenministerium an den bis dahin in dänischen Diensten stehenden Christian Günter Graf von Bernstorff (1769–1835) übertragen wurde, von dem bekannt war, dass er sich in die Politik des österreichischen Staatskanzlers Klemens Wenzel Lothar Fürst von Metternich (1773–1859) einfügte.

Zwar stand der Staatskanzler Hardenberg an der Spitze der Regierung. Aber in der Zeit nach dem Wiener Kongress begann der Fürst Wilhelm von Sayn-Wittgenstein-Hohenstein (1770–1851), zunächst Polizeiminister, 1819 dann Minister des königlichen Hauses und damit in einem besonderen Vertrauensverhältnis zum König, entscheidenden Einfluss auf die Innenpolitik und auf die Entscheidungen von König Friedrich Wilhelm III. (1797–1840) zu gewinnen.⁴¹ Preußen litt enorm unter den Kosten des Befreiungskrieges und der Integration der neuen Provinzen, ferner unter der Einhaltung des Versprechens zu demokratischen Reformen und schließlich unter einer uneffizienten, in reinem Mechanismus erstarrten Verwaltung, die von Wilhelm von Humboldt scharf kritisiert wurde. Wittgenstein näherte sich der politischen Auffassung des österreichischen Staatskanzlers Metternich in Wien an, und beiden gelang es im Verlauf des Jahres 1819, im König Revolutionsängste hervorzurufen. Die von solchen Verschwörungstheorien kräftig gespeiste Innenpolitik des Deutschen Bundes mündete in die auf den Karlsbader Konferenzen (August 1819) gefassten Be-

39 Louise von Preußen Fürstin Anton Radziwill: *Fünfundvierzig Jahre aus meinem Leben (1770–1815)*, hrsg. und mit Anmerkungen und Personenverzeichnis versehen von Fürstin Radziwill geb. von Castellane, a. d. Französischen übertragen von E. von Kraatz, Braunschweig 1912, S. 250f.

40 Blüchers Schwiegervater war Bruder von Marie Elisabeths Vater.

41 Branig, Hans: *Fürst Wittgenstein. Ein preußischer Staatsmann der Restaurationszeit*, Köln und Wien 1981, S. 107ff., 124ff. (= Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz Bd. 17).

schlüsse, die durch die Stichworte: Demagogenverfolgung und Zensur knapp zusammengefasst werden können. Wittgenstein, geradezu besessen von der Vorstellung, dass der Umsturz drohe, setzte geheimpolizeiliche Überwachung, Bespitzelungen und Verhaftungen an.

Wilhelm von Humboldt, zu Beginn des Jahres 1819 nicht zuletzt durch unermüdliches eigenes Drängen endlich Innenminister geworden⁴², d.h. zweiter Innenminister neben Friedrich von Schuckmann (1755–1834) und speziell für Ständische Angelegenheiten zuständig, also für Verfassungsfragen, verfolgte diese Entwicklungen mit äußerstem Misstrauen. Er appellierte an den König, die Karlsbader Beschlüsse nicht zu unterzeichnen, und argumentierte wie folgt: Preußen ist innerhalb von Europa ein eigenständiges Königreich. Es besteht aus Provinzen, die zum Deutschen Bund gehören, sowie aus Provinzen, die nicht zum Deutschen Bund gehören, im wesentlichen Ost- und Westpreußen sowie Posen. Die Karlsbader Beschlüsse haben für die deutschen Provinzen keine Gültigkeit, weil sie in die Souveränität Preußens eingreifen, und erst recht sind sie belanglos für die nichtdeutschen Provinzen. Da aber zwischen den deutschen und den nichtdeutschen Provinzen verfassungsmäßig kein Unterschied bestehen darf, weil dies die Einheit des Königreichs Preußen bedroht, kann der König unter völliger Vernachlässigung der Karlsbader Beschlüsse die versprochene Gesamt-Verfassung geben. Wilhelm von Humboldt sah in der Verfassung für das gesamte Königreich gerade ein besonderes Mittel der Integration. Es werde die Kräfte der Wähler, ihr Interesse an der Mitgestaltung aktivieren, ein Faktor, der bei einer administrativen Konstitution nicht und bei einem System von Provinziallandständen nur sehr unzureichend zum Tragen kommen würde.⁴³

Zugleich hatte Humboldt die Forderung vorgetragen, die Minister müssten direkten Zugang zum König haben, nicht, wie bisher, nur mittelbar über den Staatskanzler. Dies empfand der Staatskanzler als einen Versuch, seine Verantwortlichkeit zu demontieren, eine Einschätzung, die Wittgenstein in die Arme spielte, zumal Hardenberg sich ebenfalls, wie Humboldt, mit Verfassungsplänen herumtrug. Wittgenstein brachte den alternden Staatskanzler Hardenberg, den er für den schwächeren Politiker hielt, in die Lage, den König vor die Wahl zu stellen, sich entweder für ihn, Hardenberg, oder für Humboldt zu ent-

42 Die Überlegungen und die Strategie von Wilhelm von Humboldt im Verlauf des Jahres 1819 erhellen aus den Briefen an Barthold Georg Niebuhr (1776–1831): *Wilhelm von Humboldt an B. G. Niebuhr*, in: Mitteilungen aus dem Literaturarchiv in Berlin 21, 1898–1900, S. 149–174. Humboldt äußert sich dort mit großer Klarheit. Ferner: Menze, Clemens: *Die Denkschrift des Fürsten Wittgenstein über Wilhelm von Humboldt*, in: Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik 71, 1995, S. 455–466.

43 Zu diesen Zusammenhängen sei allgemein auf die von Wilhelm von Humboldt zwischen 1815 und 1820 verfassten Reformschriften hingewiesen.

scheiden. Der König ließ Humboldt fallen. In der Außensicht kamen Hardenberg die größeren Verdienste um den Staat zu. Er hatte viel länger und sehr exponiert an der Spitze des Staates gestanden als Humboldt, hatte dem König während der Napoleonischen Besetzung einen starken Halt geboten, genoss als Politiker und unter den Standesgenossen hohes Ansehen und entstammte einer viel ehrwürdigeren Familie als Wilhelm von Humboldt, der mit seinen Reformvorschlägen ewig quertrieb, die ständische Ordnung angriff und den bequemen Verwaltungstrott störte.

Allerdings gab es im Preußischen Staat auch Persönlichkeiten, die von der Richtigkeit des Humboldt'schen Reformkonzeptes und dessen Wert für die Zukunft überzeugt waren. In Königsberg lebte noch der alte Kriegs- und Steuererrat Johann Georg Scheffner (1736–1820)⁴⁴, 1756 Kriegsfreiwilliger, Freimaurer, der, weil er mit dem System Friedrichs d. Gr. unzufrieden war und ihm das beträchtliche Vermögen seiner Ehefrau ein gutes Auskommen bot, bereits 1775 den Dienst quitiert hatte. Scheffner war Aufklärer und scharfer politischer Kritiker, bekannt mit vielen hervorragenden Denkern im preußischen Staat.⁴⁵ Er hatte auch Wilhelm von Humboldts Vater gekannt⁴⁶ und war mit Wilhelm selbst während dessen Amtszeit in Königsberg zusammen gekommen.

Im Dezember 1819, als auch der Öffentlichkeit nicht mehr verborgen blieb, dass Humboldts Amtszeit dem Ende zuing, rief Scheffner mit bewegenden Worten, gleichsam als Vermächtnis, Humboldt auf, gegen die Karlsbader Beschlüsse Widerstand zu leisten.⁴⁷ Er liege mit seinen 84 Jahren auf dem Krankenlager, „*von dem mich vermuthlich nur der Tod wird auferstehen heissen*“. Humboldt möge den König bitten, von den Karlsbader Beschlüssen Abstand zu nehmen, da das „*Mittlere und niedre Volk keineswegs sich mehr so behandeln lässt wie das deutsche Volk zur Zeit des Bauernkrieges*“. Humboldt laufe doch gar keine Gefahr, wenn er es unternehme, „*der Engel des Lichts*“ seiner Zeit zu werden, weil Gott ihm „*den nöthigen Geist und*

44 Dazu: Mühlpfordt, Hans Meinhard: *Königsberger Leben im Rokoko. Bedeutende Zeitgenossen Kants*, Siegen 1981, S. 33–52 (= Schriften des J. G. Herder Bibliothek Siegerland e.V.)

45 Persönliche Bekanntschaft oder Briefwechsel mit Immanuel Kant, Gottfried Ephraim Lessing, Johann Christoph Gottsched, Johann Georg Hamann, Johann Gottfried Herder, Gottlob Johann Christian Kunth, Christian Gottfried Körner, Prinz Karl von Mecklenburg, Karl Wilhelm Ramler, Karl Reichsfreier vom Stein, Johann Wilhelm Süvern, Carl Gustav von Struensee.

46 Dies ist der Briefkorrespondenz von Scheffner zu entnehmen, hrsg. zwischen 1918 und 1938 von Arthur Warda und Carl Diesch.

47 Es liegen drei Briefkonzepte vor, jedoch ist nicht festzumachen, welches davon zu der endgültigen Brieffassung führte, die nicht erhalten ist. Scheffner geißelte die Karlsbader Beschlüsse und insbesondere die Zensurbestimmungen mit scharfen Worten: „*Faustisches, Mephistophelisches, pestilenzialisches Verordnungs Überfluth*“.

*häussliche Umstände verliehen durch die man ein ganz freyer Mann werden kann*⁴⁸.

Als sich nach Hardenbergs Tod im Jahre 1822 die Frage ergab, wer denn jetzt an die Spitze der Staatsverwaltung treten könne, und wiederum Humboldt in Vorschlag kam, zeigte Wittgenstein abermals äußersten Widerstand und lehnte Humboldt ab. Die Integration der verschiedenen Gebietszuwächse Preußens könne nicht durch einen Verfassungsstaat, sondern nur durch einen Verwaltungsstaat⁴⁹ garantiert werden. Eine entsprechende Auffassung vertrat Zar Alexander I. (1777–1825), für den Preußen, an der Westgrenze seines Reiches gelegen, ein Risiko für Ruhe und Ordnung in Europa im Allgemeinen und in Polen und Russland im Besonderen war, wenn dort politische Reformen im Sinne Humboldts durchgeführt würden.

Es waren jedoch auch noch persönliche Vorbehalte gegenüber Wilhelm von Humboldt im Spiel. Humboldt war wegen der jedermann in der politischen Öffentlichkeit bekannten Freundschaft zur Familie Radziwill suspekt, wozu die alten und intensiv gepflegten Kontakte zwischen der Familie Humboldt und der Familie des Prinzen Ferdinand beigetragen hatten⁵⁰: Die Berliner Aufsichtsbehörden registrierten die regelmäßigen Besuche Humboldts im Radziwill'schen Palais. Prinzessin Luise (1770–1836), Prinz Ferdinands Tochter, hatte 1796 den litauisch-polnischen Fürsten Heinrich Anton Radziwill (1775–1833) geheiratet⁵¹, der 1815 als Entgegenkommen gegenüber der polnischen Bevölkerung zum Statthalter in Posen ernannt worden war. Die zum ehemaligen Königreich Polen gehörenden preußischen Neu-Provinzen waren von ihrem politischen Verständnis her alles andere als integriert – was, wenn sich die polnische Bevölkerung plötzlich unter dem mit Humboldt'schem Gedankengut vertrauten Radziwill zum Aufstand erhob und das benachbarte, mit Russland seit 1815 in Personalunion verbundene Königreich Kongress-Polen mitriss? Die Sorgen waren im Hinblick auf den späteren November-Aufstand von 1830 in Warschau nur zu berechtigt.

V. ... und dann war da noch eine Prinzessin!

(Zur folgenden Darstellung vgl. auch die Doppelseite 24/25 **Abstammung Wilhelm und Elisa**)

48 *Briefe von und an Johann George Scheffner*, hrsg. Arthur Warda, I. Bd., München und Leipzig 1918, S. 384.

49 Eine Abart des Verwaltungsstaates ist die Diktatur.

50 Dazu: Gebhardt, Bruno: *Aus dem Briefwechsel Wilhelm v. Humboldts und Prinzessin Luise Radziwill*, in: Nord und Süd 86, 1898, S. 82-117.

51 Dazu z. B. Kühn, Joachim: *Bewegte Tage. Briefe der Prinzessin Louise von Preußen (Fürstin Anton Radziwill) an den Grafen Fedor Golowkin (1806–1813)*, in: Der Bär von Berlin 22, 1973 S. 27f.

Elisa Friederike Louise Martha Radziwill (1803–1834) war eines der 7 Kinder von Louise und Anton Radziwill und galt als Schönheit. Die nahe Verwandtschaft brachte es mit sich, dass sich Elisa und Wilhelm, der zweite Sohn von Friedrich Wilhelm III. und der Königin Louise, der spätere König und Kaiser Wilhelm I. (1797–1888; 1861 König, 1871 Kaiser), näher kennenlernten. Schließlich steht der Entschluss der beiden Liebenden fest: Wilhelm und Elisa wollen heiraten. So einfach dieser Wunsch ist, so kompliziert liegen die dynastischen und außenpolitischen Schwierigkeiten, um die zwischen 1820 und 1826 gerungen wird. Die Familie Radziwill zählt nämlich nicht zu den souveränen europäischen Fürstenhäusern. Die 1796 geschlossene Ehe der Eltern war nicht ebenbürtig. König Friedrich Wilhelm II. (1786–1797) verweigerte Prinzessin Louise die dies konstituierende, seit der Zeit des Gr. Kurfürsten übliche Zeremonie, den Fackeltanz der Höflinge und Minister.⁵² Louise muss bei der Hochzeit ausdrücklich für sich und ihre Kinder auf ihre Thronfolgerechte verzichten.

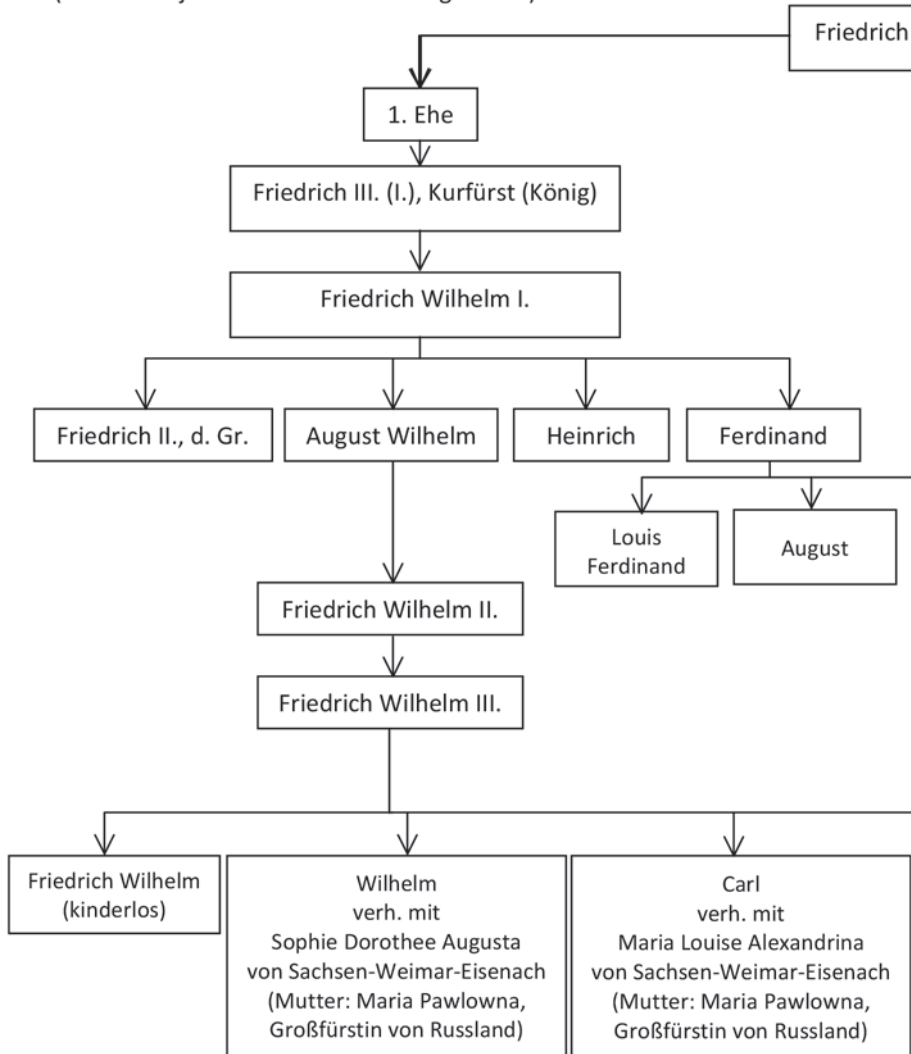
Der Vater, König Friedrich Wilhelm III., ist dennoch bemüht, dem Sohn Wilhelm und Elisa, der engen Verwandten, Wege zu ebnen. Es werden, mit widersprechendem Ergebnis, Gutachten bestellt, ob Elisa nicht doch als ebenbürtig gelten kann. Nun hatten die Radziwills durch Kaiser Maximilian I. im Jahr 1515 zwar den Titel eines Reichsfürsten bekommen, die Reichsstandschaft aber auf dem Reichstag nicht wahrgenommen. Wahrscheinlich waren sie nur Titular-Fürsten gewesen. Auch nach dem Ende des alten Römischen Kaiserreiches deutscher Nation gehörten die Radziwill nicht zu den sog. „Mediatisierten Fürsten“, die auf ihr meist kleines Territorium verzichten mussten, aber immerhin neben anderen Vorrechten die Ebenbürtigkeit zugesprochen bekommen hatten. Welche Argumentation man auch vorlegte, welche Konstruktion man fand, sie war höchst brüchig.

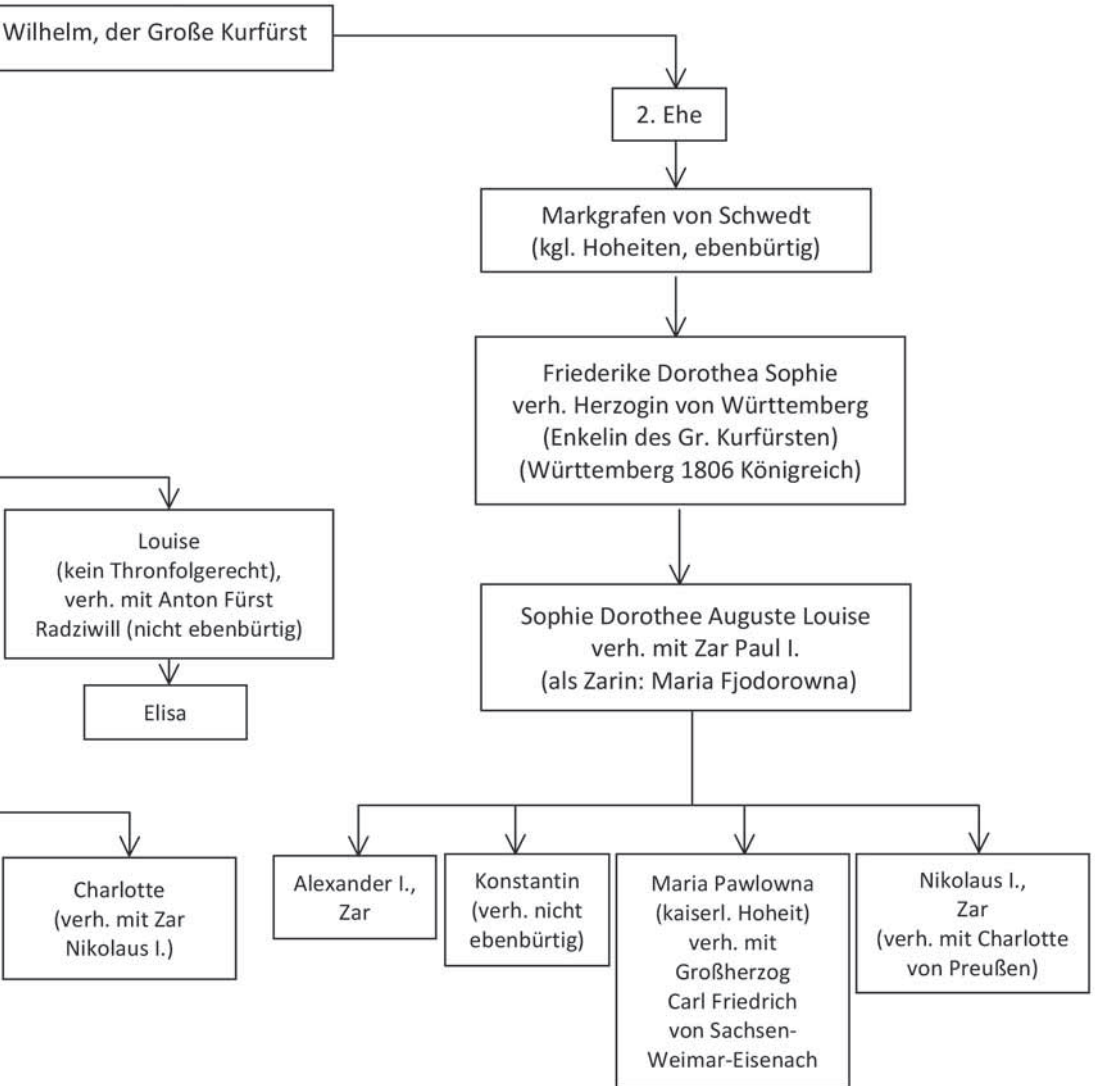
Bedenken trugen vor allem die Romanows vor: König Friedrich Wilhelm III. konnte seine älteste Tochter Friederike Louise Charlotte Wilhelmine (1798–1860) 1817 an den russischen Thronfolger, den späteren Zaren Nikolaus I. (1825–1855), verheiraten, einen Bruder von Zar Alexander I. (1801–1825). Dieser hatte keine männlichen Nachkommen. Nikolaus hätte bei einer Ehe zwischen Elisa und Wilhelm eine nicht-ebenbürtige Schwägerin bekommen, zudem noch aus einer Familie, deren Landsleute nichts so sehr wie die Wiederherstel-

52 Als 1791 Friederike Louise Wilhelmine (1774–1837), die Schwester von König Friedrich Wilhelm II. (1786–1797), Wilhelm von Oranien (1772–1843; Erbstatthalter der Niederlande, 1815 König) heiratet, findet der Fackeltanz statt; der Erbstatthalter galt als einem König gleichrangig. Die Zeremonie selbst konnte – einigen zeitgenössischen Berichten zufolge – lächerliche Züge annehmen, da die Tanzenden ohne Ausnahme und ungeachtet ihres Alters oder eventueller Gebrechlichkeit mit einer Kerze in der Hand um das Brautpaar herumtanzen mussten.

Abstammung Wilhelm und Elisa

(es werden jeweils nicht alle Kinder genannt)





lung des alten Polens wünschten. Polen war aber jetzt Kongress-Polen und stand in Personalunion zu Russland. Deshalb winkte der Zar, um Übernahme einer Adoption gebeten, ab. Er hatte auch schon einen weiteren Bruder, Konstantin, verheiratet mit einer nicht ebenbürtigen polnischen Gräfin, zum Nachfolge-Verzicht veranlasst.

Darauffin trat Friedrich Wilhelm III. an die nächste Blutsverwandtschaft heran und bat seinen Vetter II. Grades, den Prinzen August (1779–1843), Sohn seines Großonkels Ferdinand, Onkel von Elisa, diese zu adoptieren. August, königliche Hoheit, Befehlshaber der preußischen Artillerie, galt nicht als unebenbürtig. Er war nicht verheiratet, vielmehr liiert, nacheinander mit zwei Damen bürgerlicher Herkunft, davon die letztere eine Jüdin. Immerhin, zur Not war diese Lösung nicht völlig unmöglich.

Der Todesstoß für die geplante Verbindung zwischen Elisa und Wilhelm kam dann aber aus dem provinziellen Weimar, gewissermaßen ein Undank gegenüber Preußen, das gönnerhaft 1815 dem Kleinstaat die Würde eines Großherzogtums verschafft hatte. Denn inzwischen hatte sich auch der dritte Sohn Friedrich Wilhelms III., der als das schönste Kind der Königin Louise galt, Prinz Carl (1801–1883), verliebt, und zwar in die Prinzessin Marie Louise Alexandrina (1808–1877) von Weimar. Die Ernestiner in Sachsen-Weimar⁵³ machten sich sehr stark: Nur wenn die Ehe zwischen Wilhelm und Elisa unebenbürtig bleibt, geben wir unsere Prinzessin her! Denn dann wird Prinz Carl der zweite Thronanwärter in Preußen, vielleicht auch noch König, unsere Prinzessin Königin, und obendrein von Preußen.

Dazu führten die Ernestiner, das heißt der Großherzog Carl August (1757–1828) – nicht Goethe, der arbeitete tief versunken an seinem *Faust II* –, schwerste Argumente ins Feld: Die Mutter der Weimarer Prinzessin war die Großherzogin Maria Pawlowna (1786–1859), die Schwester von Zar Alexander I., also eine kaiserliche Hoheit. Sie hatte 1804 in St. Petersburg den Erbprinzen Carl Friedrich (1783–1853) von Sachsen-Weimar geheiratet. Und Maria Pawlownas Mutter war Sophie Dorothea von Württemberg (1759–1828), königliche Hoheit, denn Württemberg war inzwischen Königreich geworden, wenngleich von Napoleons Gnaden. Und Sophie Dorotheas Mutter war Friederike Dorothea Sophia Prinzessin von Brandenburg-Schwedt (1736–1798) gewesen. Schwedt stellte eine Seitenlinie aus der zweiten Ehe der Gemahlin des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm (1640–1688) dar, die Kinder und Nachfahren waren zwar nur Markgrafen über fünf Dörfer an der unteren Oder, aber von Kurfürst Friedrich III. bzw. König Friedrich I. (1688–1713) und dem Kaiser als ebenbürtig

⁵³ Die königliche Familie in Dresden wird als Albertiner bezeichnet. Die Unterscheidung geht auf eine Erbteilung zwischen den Wettiner Brüdern Albert und Ernst am Ende des 15. Jahrhunderts zurück.

und als Reichsfürsten anerkannt mit der Berechtigung, den Titel „Königliche Hoheit“ zu tragen. – Was war dagegen Elisa? Eine litauische Landprinzessin, sonst gar nichts.

1826 muss Wilhelm dem Vater, König Friedrich Wilhelm III., gegenüber eine Verzichtserklärung abgeben. Für den König kommt noch hinzu, dass er selbst in zweiter Ehe unebenbürtig mit der Gräfin Auguste von Harrach (1800–1873), spätere Fürstin von Liegnitz, verheiratet ist. – Das Märchen von Elisa und Wilhelm ist an sein Ende gekommen.⁵⁴ Der brave Sohn Wilhelm heiratet Augusta von Weimar (1811–1890), die jüngere Schwester von Marie Louise Alexandrina. Sie lässt Wilhelm (den späteren Kaiser Wilhelm I.) zeitlebens fühlen, dass sie nur die zweite Wahl ist. Die Radziwills kommen als politischer Machtfaktor in Europa nicht mehr in Betracht. Zu diesem Zeitpunkt ist aber auch Wilhelm von Humboldt zu einer politischen Randfigur geworden, die sich in Sachen des politischen Fortschritts in Schweigen hüllen muss.

54 Elisa Radziwill starb 1834 an Tuberkulose.

Wilhelm von Humboldts Faszination für die Basken*

VON RUPRECHT MATTIG

Einleitung

Als Wilhelm von Humboldt im Jahr 1799 eine mehrmonatige Spanienreise unternimmt, wird er auf das Volk der Basken aufmerksam. Er ist so fasziniert von den Menschen, die er auf der Durchreise durch das französische und das spanische Baskenland antrifft, dass er im Jahr 1801 noch einmal für knapp zwei Monate gezielt dorthin fährt, um Land und Leute zu studieren. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass dies eine Forschungsreise ist: Humboldt liest Literatur über das Baskenland, er macht sich unterwegs vielfältige Notizen und fertigt im Anschluss an die Reise einen umfassenden Bericht an, dem später noch weitere Arbeiten zu diesem Thema folgen. Viele Jahre lang denkt er sogar über eine mehrteilige Monographie über die Basken und ihre Sprache nach, allerdings wird er dieses Projekt, wie so viele andere seiner literarischen Vorhaben auch, nie realisieren.¹ Seine Begeisterung für die Basken kommt pointiert in der Einleitung zum ebengenannten Reisebericht „*Die Vasken*“ zum Ausdruck, wo es heißt, er wünsche sich, der baskischen Nation mit dieser Schrift „[...] *ein Denkmal zu setzen, das [...] den Gesinnungen der Achtung und Liebe entspreche, die sie mir in so hohem Grade eingeflösst hat!*“²

Es ist bekannt, dass die Beschäftigung mit dem Baskischen für Humboldt wie eine Initialzündung für seine sprachphilosophischen Reflexionen ist. Die Auseinandersetzung mit der baskischen Sprache stellt für ihn einen Umkehrpunkt dar: Hatte er zuvor in einem umfassenden Sinn anthropologische Konzepte ent-

* Manuskript des zur 105. Tagung der Humboldt-Gesellschaft aus Anlass der 250. Wiederkehr des Geburtstags von Wilhelm von Humboldt am 5. Mai 2017 in Caputh gehaltenen Vortrags.

1 Vgl. Zabaleta-Gorrotxategi 2006: 239ff.

2 XIII: 17. Wenn nicht anders vermerkt, wird Humboldt mit Band- und Seitenangabe nach den von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen *Gesammelten Schriften* zitiert.

wickelt, so konzentriert er seine Forschungen ab dem Zeitpunkt seiner Entdeckung der Basken zunehmend auf die Sprache.³

Bislang ist allerdings noch nicht die Frage behandelt worden, weshalb Humboldt sich gerade so für das kleine Volk der Basken begeistert. Er studiert zwar auch große Nationen wie die Franzosen oder die Spanier, ist von ihnen aber weit weniger angetan als von den Basken. Es hätte auch andere kleine Völker gegeben, die Humboldt ebenfalls hätte erforschen können. Er selbst weist in „*Die Vasken*“ auf Völker wie die „*NiederBretagner in Frankreich*“, die „*Bewohner von Wales*“, die „*Hochländer*“ in Schottland, die „*Wendischen Völkerschaften*“ in Nord- und Süddeutschland, die „*tapfern Dalecarlier*“ in Schweden sowie „*die Esten und Liven*“ an der Ostsee hin.⁴ Seiner Auffassung nach stehen all diese Völker, genau wie die Basken, „*als lebendige Ruinen von ebensoviel ehemals mächtigen und weit verbreiteten Nationen da*“⁵. Und doch stechen die Basken aus seiner Sicht hervor.

Der vorliegende Beitrag stellt die These auf, dass Humboldt im Rahmen der anthropologischen Überlegungen, die er in den 1790er Jahren entwirft, eine Art Raster entwickelt, dem die Basken, anders als andere Völker und Nationen, in vielen Punkten entsprechen. Humboldt ist vor allem auf der Suche nach „*ursprünglichen*“, oder, wie er auch sagt, „*reinen*“ oder „*wesentlichen*“ Nationalcharakteren. Und im Volk der Basken meint er, einen solchen Charakter gefunden zu haben. Er schreibt: „*Was also reiner Stammcharakter heisst und wie er entsteht, lässt sich nirgend besser prüfen, als an ihm.*“⁶ Warum aber interessiert er sich so sehr für Ursprünglichkeit? Und inwiefern entsprechen die Basken seinem Raster eines ursprünglichen Nationalcharakters? Diese Fragen werden im Folgenden mit Blick auf Humboldts anthropologisches Forschungskonzept beantwortet. Wenn dabei empirische Aussagen Humboldts über die Basken (oder

3 Vgl. Zabaleta-Gorrotategi 2006: 193ff. Nach Trabant 2012: 53ff. sind es zwei zeitgleiche Erfahrungen, die Humboldts Aufmerksamkeit auf die Sprache lenken: Die Lektüre von Schillers Wallenstein und die Bekanntschaft mit dem Baskischen.

4 XIII: 6.

5 XIII: 7.

6 XIII: 13.

auch andere Nationen) zitiert werden, geht es nicht um den Wahrheitsgehalt dieser Aussagen. Gefragt wird vielmehr danach, wie Humboldt die empirische Welt wahrnimmt, und wie er sie vor dem Hintergrund seiner anthropologischen Theorie interpretiert.

Wilhelm von Humboldts anthropologisches Projekt

Humboldt setzt sich spätestens seit Ende der 1780er Jahre mit den anthropologischen Fragen seiner Zeit auseinander. Der Diskurs wird bestimmt von den großen Intellektuellen des achtzehnten Jahrhunderts wie Hume, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Kant und Herder.⁷ Insbesondere angeregt durch Reiseliteratur, in der über Menschen aus anderen Teilen der Welt berichtet wird, richtet sich das anthropologische Denken in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auf Fragen zu den verschiedenen „*Nationalcharakteren*“ oder „*Racen*“. Der junge Humboldt ist allerdings unzufrieden mit den anthropologischen Ansätzen seiner Zeit. Sie sind ihm nicht komplex genug, betrachten nicht ausreichend den „*ganzen Menschen*“ mit seinen vielfältigen Entfaltungsmöglichkeiten.⁸ In den folgenden Jahren entwickelt er dann in einer Reihe von Anläufen ein Konzept, in dem er mit seiner Forderung nach der Berücksichtigung der Bildung des ganzen Menschen ernst macht.

Der wahre Zweck des Menschen: Charakterbildung

Jede Erforschung des Menschen muss nach Humboldt darauf achten, dass der Mensch ein historisches Wesen ist, welches eine Entwicklung hinter sich hat; und dass er zudem ein Wesen ist, welches das zukünftige Ziel der Höherbildung in sich trägt. Menschliche Bildung denkt Humboldt dabei individuell. In einer bekannten Formel von 1792 schreibt er: „*Der höchste und letzte Zweck jedes Menschen ist die höchste und proportionirlichste Ausbildung seiner Kräfte*“.

⁷ Zur historischen Entwicklung der Anthropologie vgl. u.a. Wulf 2009: 97–141; Barth/Gingrich/Parkin/Silverman 2005.

⁸ So formuliert Humboldt es schon 1789 in einem Tagebucheintrag. Vgl. XIV: 211.

*te in ihrer individuellen Eigenthümlichkeit.*⁹ Dies gilt auch im Zusammenhang mit der Erforschung von Nationalcharakteren.¹⁰ Humboldt ist der Auffassung, dass jeder nationale Charakter ein in ihm liegendes Potenzial der Bildung hat.

Mit Blick auf Humboldts Studien im Baskenland wird dieser Gedanke von der „Charakterbildung“¹¹ allerdings erst in seiner Tiefe verständlich, wenn er im intellektuellen und gesellschaftlichen Kontext der Zeit gelesen wird. Hier ist insbesondere die weitgehende politische und kulturelle Dominanz Frankreichs in Europa zu nennen. Schon seit der Beendigung des 30jährigen Krieges entwickelt der Hof von Louis XIV. mit seinem Lebensstil und seiner eleganten Sprache eine solche Strahlkraft, dass französische Sitten und Sprache sich auch an anderen Höfen Europas etablieren. Französisch wird zur Prestigesprache. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts spricht der preußische König Friedrich II. besser Französisch als Deutsch. Noch im Jahr 1780 bezeichnet Friedrich II. die deutsche Sprache als eine „*halbbarbarische Sprache*“, der es an Geschmack und Charme fehle.¹² Auch in der Welt der Diplomatie bedient man sich zu Humboldts Zeit des Französischen. Aber nicht nur in den Welten des Adels und der Diplomatie orientiert man sich an Frankreich, auch in der Welt der Intellektuellen:

„Das Französische wurde [...] auch zur eigentlichen Sprache des transnationalen Ideenaustausches. [...] Wie wichtig das Französische für den europäischen Ideentransfer geworden war, lässt sich auch an der Tatsache ablesen, dass John Lockes *Essay Concerning Human Understanding* (1690) erst in der französischen Übersetzung durch Pierre Coste (1700) zu dem bedeutenden Text geworden ist, der das philosophische Denken in Europa so nachhaltig beeinflusste. Denn die Gebildeten Europas verfügten kaum über Kenntnisse des Englischen. Der deutsche Philosoph Leibniz, der eigentlich lateinisch schrieb und dachte, benutzte das Französische, wenn er nicht nur die lateinisch-sprachigen Gelehrten, sondern auch die weitere Welt der Gebildeten ansprechen wollte. Vor allem

9 I: 246.

10 Humboldt bezieht die Begriffe des Charakters und der Kräfte des Charakters auf Einzelmenschen ebenso wie auf die Nationen, ohne dabei entscheidende Unterschiede festzustellen. So sagt er z. B. in der Abhandlung „Über Religion“: „*Was ich hier von einzelnen Menschen gesagt habe, leidet auch auf ganze Nationen Anwendung*“ (I: 62). Zu dieser problematischen Verknüpfung von sozialem und individuellen Charakter vgl. auch Wagner 2002: 158.

11 I: 382.

12 Vgl. Jurt 2014: 103 ff.

um seine Theorien gegenüber denjenigen von Locke und Bayle zu verteidigen, verfasste er seine *Théodicée* und seine *Nouveaux essais sur l'entendement humain* auf Französisch.¹³

Die Aufklärer schreiben aber nicht nur vorzugsweise auf Französisch, es entsteht auch eine spezifische Theorie über die Bedeutung des Französischen für die Aufklärung. Unter der Annahme, dass sich in jeder Sprache ein spezifischer „Geist“ ausdrücke, behaupten französische Denker, dass sich in den „alten“ Sprachen ein altes und überkommenes Denken tradiere, während Französisch die Sprache der neuen Zeit sei:

„Die Ideologen der französischen Sprache – z.B. Voltaire oder Rivarol – hatten schon immer behauptet, dass der französische Geist und der Geist der Menschheit koinzidieren: Die sogenannte *clarté* des Französischen sei nichts anderes als die den universellen Denkgesetzen entsprechende Struktur des Französischen.“¹⁴

Nebenbei sei bemerkt, dass auch die Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt schon von Jugend an selbstverständlich Französisch lernen.¹⁵ Im Laufe des 18. Jahrhunderts regt sich bei deutschen Intellektuellen allerdings ein zunehmender Widerstand gegen diese kulturelle Hegemonie Frankreichs. Dem universellen Anspruch, den die französischen Aufklärer mit ihrer Sprache verbinden, wird von Autoren wie Lessing, Möser und Herder ein relativistischer Ansatz entgegengestellt, der die Gleichwertigkeit der Kulturen betont. Nicht das Vorbild Frankreichs gilt hier als Ziel kultureller Entwicklung, sondern die Entfaltung des je eigenen „Volksgeistes“. Auch Humboldt kritisiert ausdrücklich die „*Herrschaft [...], welche Frankreich seit so langer Zeit in Geschmack, Sprache und Sitten über den grössten Theil der kultivirten Welt ausübt*“:

„Die ganze Art ihres Entstehens und Fortdauerns kündigt sie als fremdartig und aufgedrungen an, und die Eigenthümlichkeit des Französischen Nationalcharakters ist dem Geiste unsers Zeitalters zu wenig entsprechend, als dass man sie

13 Jurt 2014: 50, kursiv im Original.

14 Trabant 2014: 137, kursiv im Original.

15 Gall 2011: 20.

als eine Modification betrachten könnte, die er aus sich selbst frei entwickelt haben würde.“¹⁶

Wie andere deutsche Intellektuelle lehnt Humboldt also den Ethnozentrismus der französischen Aufklärung ab. Er meint, dass die „*Uebermacht des Französischen Geistes*“ die anderen Nationen Europas lange Zeit „*in knechtischer Unterdrückung zurückhielt*“, während die „*bessere und partheilosere Kultur*“ der Deutschen die „*Hervorbringung der reinsten und höchsten Humanität verstaten*“¹⁷ werde.

Humboldts Idee der Bildung als einer Höherentwicklung der *individuellen* Kräfte der Nationen muss vor diesem Hintergrund gelesen werden: Wenn die verschiedenen Nationen Europas die Sitten und die Sprache Frankreichs annehmen, dann entwickeln sie nicht mehr ihren *eigenen* Charakter. So ist Humboldt z.B. sehr unzufrieden mit dem, was er in Spanien beobachtet, denn er stellt fest, dass vor allem die gebildeten Spanier ihre eigene Kultur geringschätzen und stattdessen den Franzosen „*nachbeten*“.¹⁸ Bildung in Humboldts Sinne hieße dagegen, dass jede Nation ihre eigene Sprache und Sitten – im Begriff der Anthropologie der damaligen Zeit: ihren eigenen „Nationalcharakter“ – wertschätzt und entfaltet. Wenn eine Nation ihren eigenen Charakter vernachlässigt und stattdessen Fremdem nacheifert, dann entfernt sie sich in Humboldts Sicht von ihrem „*ursprünglichen*“, ihrem „*wesentlichen*“ Charakter und eignet sich „*zufällige*“ Charakterzüge an.¹⁹

Wenn in Humboldts Bildungstheorie alles darauf ankommt, die Entwicklung zufälliger Charakterzüge zu vermeiden und die wesentlichen Züge zu entfalten, dann heißt das allerdings nicht, dass alles Fremde abgewehrt werden soll. Im Gegenteil, Bildung versteht Humboldt als einen produktiven Prozess der Wechselwirkung zwischen den verschiedenen individuellen Charakteren; dabei geht

16 II: 107f.

17 II: 72.

18 In Kappstein 1917: 134.

19 Zu „*zufälligen*“ und „*wesentlichen*“ Charakterzügen siehe II: 86ff.

es darum, dass „*einer den Reichthum des andern sich eigen*“²⁰ macht. Damit dies gelingen kann, müssen die Charaktere allerdings in sich selbst bereits so weit gefestigt sein, dass sie das Fremde auch produktiv ins Eigene verwandeln können, ohne dabei ihre individuelle Eigenart aufzugeben. Immer wieder stellt Humboldt heraus, wie wichtig – aber auch wie schwierig – es ist, dass die Charaktere ihre zufälligen Eigenschaften abstreifen bzw. dass sie zufällige Züge gar nicht erst entwickeln: Für jeden Charakter gelte es, „*nach diesem Ziele*“ zu „*ringen*“, „*aus diesem verwirrten Chaos sich rein herauszufinden*“ bzw. „*sich rein zu erhalten*“²¹. Wechselwirkungen sind deshalb vor allem dann bildend, wenn unverbildete Charaktere daran teilhaben: „*Vorzüglich aber bildet sich der Charakter gesellschaftlich zur Reinheit und Bestimmtheit aus, wenn er mit reinen und bestimmten Charakteren in Verbindung kommt.*“²²

Keine Frage: Humboldts Bildungsdenken ist kontrafaktisch. Das zeitgenössische Europa sieht er als eine Welt an, in der sich die Nationen, unter anderem aufgrund der kulturellen „*Herrschaft*“ Frankreichs, nicht bilden können. In seinem „*Plan einer vergleichenden Anthropologie*“ beklagt er die „*Schlaffheit*“ und „*Trägheit*“ so vieler zeitgenössischer Charaktere.²³ Umso wichtiger ist für ihn die anthropologische Forschung, denn diese soll herausfinden, wie Bildung gelingen kann.

Facetten von Humboldts anthropologischem Raster

Humboldt betont immer wieder, dass anthropologische Forschung aus der Verbindung von philosophischer „*Speculation*“ und empirischer Untersuchung bestehen muss.²⁴ Die Aufgabe der Anthropologie sieht er dabei darin, dass sie „*Charakterschilderungen*“ von empirisch gegebenen Charakteren hervorbringen soll. In empirischer Hinsicht sollen so viele Details wie möglich über ei-

20 I: 107.

21 II: 97.

22 I: 387.

23 I: 385.

24 I: 390f.

nen gegebenen Charakter gesammelt werden. Aufgabe der „*Speculation*“ ist es sodann, diese mannigfaltigen Daten unter philosophischem Gesichtspunkt gedanklich zu bearbeiten und so zusammenzustellen, dass der Charakter schließlich in der „*Charakterschilderung*“ so treffend wie möglich erfasst wird. Im Interesse der Bildung gilt es schließlich noch, die zukünftigen Entfaltungsmöglichkeiten des Charakters zu „*überschlagen*“²⁵. Sein Reisebericht „*Die Vasken*“ kann als ein großangelegter Versuch gesehen werden, diesen Anspruch einer Charakterschilderung einzulösen.²⁶

Allerdings ergibt sich vor dem Hintergrund der genannten Bildungstheorie ein erhebliches Problem. Dieses deutet sich in folgendem Zitat an, in dem Humboldt die Aufgabe der „*Charakterschilderung*“ umreißt: „*Sie muss alle Eigenthümlichkeiten des Individuums, aber nichts weiter als diese enthalten, und das innere Wesen desselben vollständig und getreu darstellen [...]*“.²⁷ Wenn die Charakterschilderung also nur die „*Eigenthümlichkeiten*“ und „*nichts weiter als diese*“ enthalten soll, dann müssen alle „*zufälligen*“ Züge, die ein Charakter möglicherweise schon ausgebildet hat, von den „*wesentlichen*“ Zügen unterschieden werden. Der Anthropologe muss „*[...] die zufälligen Eigenschaften von den wesentlichen genau absondern, und nach den verschiedenen Graden ihrer Zufälligkeit ordnen*“²⁸. Da es Humboldt eben auf die „*wesentlichen*“ Eigenschaften eines Charakters ankommt, richtet sich seine Suche insbesondere auf Charaktere, die noch keine oder immerhin nur wenige zufällige Charakterzüge angenommen haben. Die Spanier sind für ihn vor diesem Hintergrund von geringem Interesse, da sie seiner Auffassung nach ja bereits viel von der französischen Kultur übernommen haben.²⁹

Da sich Charakterzüge in Wechselwirkungen des Charakters mit der Welt entwickeln, jeder Charakter aber ab dem Moment seiner Entstehung in solche

25 I: 380.

26 Vgl. Zabaleta-Gorrotxategi 2006: 22–189.

27 II: 84.

28 II: 392.

29 Auch in anderer Hinsicht ist Humboldt von den Spaniern enttäuscht. Vgl. Mattig 2017: 259ff.

Wechselwirkungen tritt (und damit eben Charakterzüge ausbildet), muss davon ausgegangen werden, dass jeder Mensch bereits beides, also sowohl „wesentliche“ als auch „zufällige“ Züge, entwickelt haben kann. Hier stellt sich die Frage, anhand welcher Kriterien bei einem empirischen Charakter zwischen „wesentlichen“ und „zufälligen“ Zügen unterschieden werden kann.

Humboldt tut sich schwer mit dieser Frage. Explizit bearbeitet er sie nur in der Abhandlung „*Das achtzehnte Jahrhundert*“, seine Ausführungen sind dort aber letztlich nicht zufriedenstellend. An anderen Stellen finden sich dagegen eher implizite Antworten. Von besonderem Interesse ist dabei der Text „*Über das Studium des Altertums und des griechischen insbesondere*“ von 1793. Wie andere deutsche Intellektuelle seiner Zeit gewinnt Humboldt viele seiner Vorstellungen von Bildung aus der Beschäftigung mit den alten Griechen. Die Griechen stellen für ihn das Ideal der Bildung dar, denn sie sind seiner Auffassung nach einerseits ursprünglich geblieben und haben sich andererseits äußerst hoch gebildet. Im Charakter der Griechen komme „*meistentheils der ursprüngliche Charakter der Menschheit überhaupt*“ zum Ausdruck, „*nur mit einem so hohen Grade der Verfeinerung versetzt, als vielleicht nur immer möglich sein mag*“³⁰. Im vorliegenden Zusammenhang sind die besonderen „*Umstände*“ von Interesse, die Humboldts Auffassung nach zu dieser Bildung des griechischen Nationalcharakters beigetragen haben.³¹ Bringt man diese Punkte zusammen, so ergibt sich eine Art anthropologisches Raster, das aus mehreren, oft miteinander verbundenen Facetten besteht:

Freiheitssinn: Für Humboldt steht fest, dass ein „wesentlicher“ Charakter ein starkes inneres Streben nach Freiheit und Unabhängigkeit hat:

„Wie tief man eindringen, wie nah man zur Wahrheit gelangen möchte, so bleibt immer doch Eine unbekannte Größe zurück: die primitive Kraft, das ursprüngli-

30 I: 275.

31 Es muss hier aus Platzgründen auf Humboldts Ausführungen zur Sklaverei verzichtet werden. Letztlich geht es Humboldt auch hier um das Thema „*Freiheit*“, denn die Sklaverei habe in den Griechen einen Sinn für „*Liberalität*“ entwickelt. Allerdings sieht Humboldt das Thema Sklaverei differenzierter und ambivalenter, als es in „*Über das Studium des Altertums, und des griechischen insbesondere*“ den Anschein hat. Vgl. dazu auch Menze 1987.

che Ich, die mit dem Leben zugleich gegebne Persönlichkeit. Auf ihr beruht die Freiheit des Menschen, und sie ist daher sein eigentlicher Charakter.“³²

Freiheitliche Verfassungen: Bei den Griechen drückt sich der Freiheitssinn für Humboldt insbesondere in ihrer „republikanischen“³³ Verfassung aus. Diese Verfassung steht dabei eng mit der Bildung der Individuen im Zusammenhang, denn die politische Selbstbestimmung der Bürger erfordert, dass die Bürger sich bilden. So wirkt eine freiheitliche Verfassung positiv auf die Bildung der Nation.

Nationalstolz: Bei den Griechen macht Humboldt einen großen „Nationalstolz“³⁴ aus. Dieser bildete sich seiner Auffassung nach dadurch aus, dass die Bürger in ihrem nationalen Ehrgefühl eng mit dem Staat (und den republikanischen Institutionen) verbunden waren, so dass sie viel Wert auf „die Ausbildung des persönlichen Werths“ legten, um den „Ruhm der Nation“ zu steigern.

Religion: Das Besondere der Religion der alten Griechen sieht Humboldt in ihrer rituellen Ausgestaltung. Da bei den religiösen „Cärimonien“³⁵ die Kunst der großen Dichter aufgeführt wurde, konnte auch das Volk an dieser Kunst partizipieren, so dass die hohe Kultur einzelner Individuen sich auf die ganze Nation „ausbreiten“ konnte. Durch die Religion wurde das Schönheitsgefühl der hochgebildeten Individuen „allgemeiner“.

Innere Wechselwirkung und „Eifersucht“³⁶: Für Humboldt ist schließlich noch das föderale Staatensystem der Griechen von Bedeutung, denn dieses hat seiner Auffassung nach dazu beigetragen, dass die Griechen sich nicht einseitig, sondern vielseitig ausbilden und ihre Kräfte besonders hoch entfalten konnten. Zwischen den Staaten habe eine bildende Wechselwirkung und „Eifersucht“ geherrscht:

32 II: 90.

33 I: 272. Humboldt verwendet im Zusammenhang mit den alten Griechen tatsächlich das (auf Rom verweisende) Wort „republikanisch“. Vermutlich geht es ihm hier weniger um historische Treue als um den Ausdruck einer Idee.

34 Zum Folgenden vgl. I: 273.

35 Zum Folgenden vgl. I: 272.

36 Zum Folgenden: I: 273f.

„Wenn ein Staat allein und für sich existirt; so nimmt die Ausbildung seiner Kräfte den Weg, den eine einzelne Kraft nehmen muss. Sie erhöht sich in sich, und wenn sie ein gewisses Maass erreicht hat, artet sie in etwas andres aus. [...] In Griechenland aber machte die gegenseitige Gemeinschaft der verschiednen Nationen, die fast alle auf verschiednen Graden der Kultur standen, und eine sehr verschiedne Art der Ausbildung besaßen, dass sich von einer Nation auf die andre manches übertrug [...]. Diess geschah aber um so mehr, als doch alle immer Griechen, und also in der ursprünglichen Anlage der Charaktere einander gleich waren, so dass dadurch Uebergänge der Sitten von der einen zur andren erleichtert wurden. — Ja wenn auch diese nicht Statt fanden, machte dennoch das blosser neben einander Existiren und die gegenseitige Eifersucht, dass die eine Vorzüge nicht vernachlässigen durfte, durch welche die andre überlegen werden konnte, und aufs mindeste setzte diese Eifersucht die Kräfte einer jeden in thätigere Bewegung.“

Aufklärung und Charakter: Humboldt will freilich nicht zurück in die Zeit der alten Griechen. Er sieht, dass seine Zeit vor besonderen Herausforderungen steht. Insbesondere ist hier die Verbreitung der Aufklärung zu nennen, die Humboldt als eine wichtige Aufgabe ansieht, die aber in einem problematischen Zusammenhang mit seiner Theorie der Charakterbildung steht. In einer Auseinandersetzung mit einem Gedanken des Philosophen und Aufklärers Moses Mendelssohn denkt er über die Frage nach, ob es sinnvoll sein kann, einen Volkscharakter in seiner Ursprünglichkeit zu bewahren, wenn zu den Traditionen des entsprechenden Volkes Sitten und Glaubensvorstellungen gehören, die den Grundsätzen der Aufklärung widersprechen. Wenn es einerseits zwar selbstverständlich sei, Aberglauben durch Aufklärung zu ersetzen, berge die Verbreitung von Aufklärung andererseits die Gefahr, dass die verschiedenen Nationalcharaktere sich immer weiter angleichen und damit ihre „*Eigenthümlichkeit*“ verlieren. Humboldt ist sich selbst unsicher, wie er dieses Dilemma beurteilen soll:

„Wenigstens muss die Untersuchung: ob das Ineinanderschmelzen der Sitten aller Nationen, das Hinschwinden alles Eigenthümlichen für den Charakter des ganzen menschlichen Geschlechts – wenn ich mich so ausdrücken darf – vortheilhaft sei oder nicht? auf sehr interessante Gesichtspunkte führen, und die Entscheidung nicht wenig zweifelhaft machen.“³⁷

37 I: 48, FN.

Humboldt bemerkt außerdem, dass die Aufklärung zu einer Spaltung der Gesellschaft führt, insofern die gebildeten „Klassen“ eine kosmopolitische Haltung gewinnen und sich deshalb nur wenig um ihre Nation kümmern: „*wissenschaftliche Ausbildung und gesellschaftliche Verfeinerung*“ führten zu einer immer größeren „*Gleichförmigkeit*“, und zwar „*in den gebildetsten Cirkeln Europens*“³⁸. Damit sonderten sich die Gebildeten immer mehr vom Volk ab. Sein anthropologisches Denken richtet sich also auch auf die Frage, inwiefern Aufklärung und Charakterbildung konstruktiv miteinander verbunden werden können.

Es deutet sich zusammenfassend an, dass Humboldt bei der Betrachtung der empirischen Welt nicht einfach nur irgendwelche Charaktere untersucht, sondern vor allem solche, die seinem Raster von einem „*ursprünglichen*“ Charakter entsprechen.

Die Basken als ein „ursprünglicher“ Charakter

Zu der Zeit, als Humboldt auf die Basken trifft, ist er also in einer Stimmung, die einerseits von einem hoffnungsvollen Idealbild menschlicher Bildung geprägt ist, andererseits aber auch von Hoffnungslosigkeit, da dieses Ideal in der zeitgenössischen Welt kaum zu verwirklichen zu sein scheint. Die Bekanntschaft mit den Basken verwandelt ihn dann förmlich: Endlich meint er gefunden zu haben, wonach er schon so lange sucht! Er nimmt die Basken als einen Charakter wahr, der kaum „*zufällige*“ Züge entwickelt und sich „*rein*“ erhalten hat. In „*Die Vasken*“ heißt es über den baskischen „*Völkerstamm*“:

„Seine tief in ihn verwebte Eigenthümlichkeit ist durchaus unabhängig von äussern und zufälligen Ursachen; ja weder nah, noch fern, kennt er einen verbrüdereten Stamm, sondern steht in seinem kleinen Bezirk, zwischen dem Gebirge und dem Ocean, allein und inselmässig da.“³⁹

Historisch hat seiner Auffassung nach zu dieser Erhaltung der Ursprünglichkeit beigetragen, dass die Basken kaum Kontakt mit anderen Völkern hatten und

38 II: 39f.

39 XIII: 13.

deshalb gar nicht erst in die Lage gekommen waren, sich im Umgang mit anderen Völkern zu verbilden. Zwar findet Humboldt auch verschiedentlich „*Ver-mischungen*“ der Basken mit anderen Charakteren (dem französischen und dem spanischen), doch dies vor allem in den Städten und Randgebieten. Den „*eigentlichen*“ baskischen Charakter meint er, in den abgelegenen Bergregionen vorzufinden.

Woran aber erkennt er, dass die Basken so ursprünglich sind? Um diese Frage zu beantworten, ist es hilfreich, Humboldts Baskenstudien vor dem Hintergrund des oben dargestellten Rasters zu lesen. Die dort genannten Facetten kommen alle auch in der Baskenstudie vor, wie nun zu zeigen ist.

Die freien Verfassungen im Baskenland

Humboldt preist immer wieder den „*Geist der Freiheit*“, der seiner Auffassung nach aus den politischen Verfassungen des Baskenlandes spricht. In „*Die Vasken*“ geht er ausführlich auf diese Verfassungen ein. Ihm ist zwar klar, dass die Basken „*zwei grossen und mächtigen Nationen*“ – nämlich Frankreich und Spanien – „*untergeordnet*“⁴⁰ sind. Er stellt zudem heraus, dass die französischen Provinzen im Zuge der Französischen Revolution ihre alten Verfassungen verloren, weshalb er sich auf die Verfassungen des spanischen Baskenlandes („*Biscaya*“) konzentriert. Auch wenn Biscaya im Jahre 1200 unter Alphons 8. der spanischen Krone „*einverleibt*“⁴¹ worden sei, sei dies doch weder durch Eroberung noch durch Erbschaft geschehen, sondern „*durch freiwillige Uebergabe*“⁴², wobei Biscaya sich eine weitgehende Unabhängigkeit hätte ausbedingen können:

„Das Spanische Biscayen, eine zusammenhängende Provinz von beträchtlicher Grösse, ist, auch in seiner Abhängigkeit von Spanien, noch gewissermassen ein

40 XIII: 6.

41 XIII: 47.

42 XIII: 46. Alava und Guipuzcoa waren zuvor der Krone von Navarra „*unterworfen*“, schlugen sich dann aber im Zuge des Krieges zwischen Alphons 8. und Sancho von Navarra auf die Seite Spaniens.

selbstständiges Land geblieben, regiert sich durch Personen aus seiner Mitte und nach seinen eignen Gesetzen, und genießt Freiheiten, über deren Beibehaltung es mit Eifersucht wacht.“⁴³

Humboldt geht detailliert auf die „*Fueros*“, die kodifizierten Gesetze für das politische und soziale Leben in den drei Provinzen des spanischen Baskenlandes (Viscaya, Guipuzcoa und Alava) ein.⁴⁴ Auch wenn er Unterschiede sieht, so hebt er doch immer wieder den ihnen gemeinsamen freiheitlichen Charakter hervor:

„Die Vorrechte, welche Biscaya auszeichnen, sind im Ganzen allen drei Provinzen gemein. Aber die Verfassung der einzelnen weicht beträchtlich von einander ab. Die von Guipuzcoa ist weniger verwickelt, als die Vizcayische, und beide sind reiner demokratisch, als die von Alava.“⁴⁵

In Guipuzcoa, so Humboldt, gehe die „*entscheidende Macht bei der Verwaltung der Angelegenheiten der Provinz [...] von der Versammlung der Gemeinden aus*.“⁴⁶ Wie Humboldt in seiner Beschreibung der Verfassung Guipuzcoas zudem ausführt, entsendet jeder Ort einen oder zwei Deputierte zu den Generalversammlungen, wobei diese Deputierten in den Generalversammlungen nicht ihre eigene Meinung vertreten, sondern die Beschlüsse, die zuvor in ihren Gemeinden gefasst wurden. Dabei hat jeder Ort, der Anzahl seiner Familienoberhäupter entsprechend, eine bestimmte Gewichtung der Stimmen. So erscheinen die Deputierten „*im buchstäblichen Verstande*“ als „*Stellvertreter ihrer Machtgeber*“, denn die Stimmen eines Ortes werden als „*Eine Collectivstim-*

43 III: 119.

44 Wenn Humboldt von den baskischen Verfassungen schreibt und den sich seiner Auffassung nach darin ausdrückenden freiheitlichen Geist preist, dann bezieht er sich auf ein System, das in der heutigen Literatur über das Baskenland als Foralsystem oder auch als Foralrecht bezeichnet wird. Humboldt rekurriert in „*Die Vasken*“ auch explizit auf die sogenannten *fueros nuevos*, die in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts verabschiedet wurden und bis weit ins 19. Jahrhundert hinein Bestand hatten. Die *fueros nuevos* aus dem 16. Jh. wurden deshalb als „neu“ („nuevo“) bezeichnet, weil bereits ab Ende des 11. Jahrhunderts erstmals *fueros* für das Baskenland kodifiziert worden waren (vgl. Seidel 2010: 51ff.).

45 XIII: 48.

46 XIII: 48.

*me angesehen*⁴⁷. Humboldt kommt in seiner Charakterisierung der Verfassung Guipuzcoas schließlich zu folgender Einschätzung:

„An ein Repraesentativsystem ist also hier nicht zu denken; es ist eine reine, und vollkommene Demokratie. Niemand lässt seinen Willen durch einen Fähigeren vertreten, jeder entscheidet jede Sache selbst, und der Deputirte ist nur das Organ der Stimmenmehrheit in jeder Gemeinde.“⁴⁸

Die Verfassung von Alava beschreibt Humboldt mit Bezug auf die „*Hermandades*“, die Versammlungen, die seit ihrer Einrichtung unter Heinrich 4. im Jahr 1463 in Kraft waren. Zweimal im Jahr trifft sich die „*allgemeine Landesversammlung*“⁴⁹, zu immer denselben Zeitpunkten, wobei die November-Versammlung immer in der Stadt Vitoria stattfindet, die Mai-Versammlung in einem anderen, immer jeweils zu bestimmenden Ort. In der Zwischenzeit wird die „*Regierungsgewalt*“⁵⁰ von einem „*GeneralDeputirten*“⁵¹ ausgeübt, der alle drei Jahre gewählt wird. Es können allerdings nur Einwohner von Vitoria zum Generaldeputierten gewählt werden. Außerdem wird der Generaldeputierte von sechs Beauftragen gewählt, von denen drei ebenfalls aus Vitoria sein müssen, die anderen drei können aus einem anderen Ort kommen. Vor diesem Hintergrund spricht Humboldt von einem „*gedoppelten Vorrecht*“⁵² der Stadt Vitoria (was dann letztlich auch seine oben zitierte Einschätzung der Verfassung von Alava als „*weniger demokratisch*“ als derjenigen von Guipuzcoa und Viscaya begründen dürfte).

Auf die Verfassung von Viscaya geht Humboldt am ausführlichsten ein. Die Ortschaften bestimmen in einem mehrstufigen Prozess ihre Generaldeputierten, die Generalversammlung findet alle zwei Jahre in Gernika statt und berät über

47 XIII: 49f.

48 XIII: 50.

49 XIII: 110.

50 XIII: 111.

51 XIII: 111.

52 XIII: 112.

alles, „*was das Wohl der Provinz im Ganzen angeht*“⁵³. Die „*wahre Regierung*“⁵⁴ der Provinz machen indessen zwei Syndicis, ein „*Corregidor*“⁵⁵ und die Generaldeputierten der Ortschaften aus. Mit dem Corregidor ist auch der Einfluss des Hofes in Madrid gegeben, denn er wird vom König ernannt, hat zwar keine eigene Stimme bei den Versammlungen, gibt aber bei unentschiedenen Abstimmungen den Ausschlag. Jede Verordnung geht an den Corregidor, der letztlich entscheidet, ob sie in Kraft tritt oder nicht. Mit dem Amt des Corregidors, so Humboldt, habe die Spanische Krone „*hinlängliche Mittel in Händen ihre Absichten durchzusetzen*“⁵⁶. Allerdings, hebt er hervor, seien in der Verfassung von Viscaya auch Rechte niedergelegt, die darauf gerichtet sind, die relative Unabhängigkeit der Provinz zu bewahren. „*Den Rechten der Provinz nach soll kein königliches Edict (,Cedula‘) gültig seyn, das gegen die einmal zugestandenen Freiheiten läuft.*“⁵⁷ Der eigentliche Freiheitssinn der Viscayer kommt nach Humboldt in den Generalversammlungen zum Ausdruck:

„In den Generalversammlungen selbst herrscht jedoch eine fast unbeschränkte Freiheit, und ein wahrer Geist der Unabhängigkeit, und die Gegenwart des Corregidors hindert nicht, dass jeder frei seine Meynung sagt. Manchmal entfernt er sich auch, und oft wird Vaskisch gesprochen, das er nicht versteht. Er selbst lässt sogar, bei allgemein interessirenden Verhandlungen, die Eingaben manchmal in beiden Sprachen verlesen.“⁵⁸

Bei Betrachtung der Ausführungen Humboldts zu den Verfassungen in „*Biscaya*“ fällt insbesondere die von ihm immer wieder hervorgehobene Selbstbestimmung der Bürger auf. Gerade das Wort von der „*reinen*“ und „*vollkommenen*“ „*Demokratie*“ lässt an die alten Griechen denken. Mit ihren freiheitlichen Verfassungen passen die spanischen Provinzen des Baskenlandes also in Humboldts anthropologisches Raster eines ursprünglichen Charakters.

53 XIII: 164.

54 XIII: 166.

55 XIII: 166.

56 XIII: 166.

57 XIII: 166.

58 XIII: 166f.

Der Nationalstolz der Basken

Humboldt bemerkt in verschiedenen Situationen, dass die Basken sehr viel auf ihr Land und ihre Nation halten. Immer wieder spricht er vom „*Nationalstolz*“ der Basken, wobei er beobachtet, wie die verschiedenen sozialen Gruppen in diesem Stolz vereint sind. Auf den Punkt bringt Humboldt dies mit der Formulierung, wonach „*Vaterlandsliebe und Nationalehrgeiz im Bettler und in den Ersten des Volks*“⁵⁹ zu finden seien.

Die Liebe der Basken zu ihrem Land hängt für Humboldt offenbar mit ihren Verfassungen zusammen, denn diese Verfassungen fordern es geradezu heraus, dass die Menschen sich für ihre Nation interessieren und sich für sie einsetzen. Humboldt gerät ins Staunen über die Begeisterung selbst der Höhergestellten für ihre Heimat:

„Sie [= die „*Vasken*“, R.M.] haben eine freie Verfassung, öffentliche Berathschlagungen grossentheils in ihrer Landessprache, also ein gemeinschaftliches Interesse, das jeden angeht und für das jeder thätig seyn kann. Von einem, manchem Fremden vielleicht wunderbar scheinenden Enthusiasmus für ihr Land und ihre Nation beseelt, bleiben auch die Begüterten, auch die, welche Ehrentitel in Castilien empfangen, oder angesehene Aemter bekleidet haben, gern ihrer Heimath getreu und in dieser leben sie nothwendig in einer sogar sehr grossen Gemeinschaft mit der Masse des Volks, da sie sich ebensowenig von den Sitten als der Sprache desselben ausschliessen können.“⁶⁰

Es ist aber nach Humboldt nicht nur die in den Verfassungen verbürgte Selbstbestimmung an sich, die den Nationalstolz befeuert, es ist auch schlicht das Bewusstsein, Vorrechte gegenüber dem Hof in Madrid zu haben.⁶¹

Der „*edle Nationalstolz*“⁶² der Basken zeigt sich für Humboldt auch darin, dass diejenigen Individuen, die ihre Heimat verlassen – beispielsweise weil sie in Amerika ihr Glück machen wollen oder weil sie in Spanien als Handwerker oder Fabrikanten arbeiten – ihrem Land eng verbunden bleiben und sich für ihr Land einsetzen:

59 XIII: 136.

60 XIII: 12f.

61 Vgl. XIII: 168.

62 XIII: 181.

„Merkwürdig ist es nun, welche warme und feste Anhänglichkeit alle diese Personen aus so verschiedenen Classen und mit so verschiedenen Beschäftigungen zu ihrem Vaterlande behalten. Wo sie demselben in ihrem Wirkungskreise nützlich seyn können, da ergreifen sie nicht nur die Gelegenheit dazu mit Begierde, sondern halten auch das, was sie in dieser Absicht durchsetzen, für das Grossste und Ehrenvollste.“⁶³

Manche Personen spenden große Summen, um die baskischen Dörfer zu verschönern.⁶⁴ Humboldt stellt aber auch heraus, dass der Nationalstolz der Basken nicht dazu führt, Fremden gegenüber abweisend zu sein. Er selbst jedenfalls fühlte sich immer willkommen.⁶⁵

Im „*Nationalstolz*“ findet sich also wieder eine Facette von Humboldts anthropologischem Raster, die sogar wörtlich auch im Zusammenhang mit seinen Studien zum griechischen Charakter zu finden ist. Insofern Humboldt auch bei den Basken einen ausgeprägten Nationalstolz vorfindet, deutet dieses Kennzeichen darauf hin, dass er hier einen kräftigen und ursprünglichen, von wenigen Zufälligkeiten verbildeten Charakter vor sich hat.

Tanz und Spiel: Das rituelle Leben im Baskenland

Humboldt widmet einen großen Teil seiner Ausführungen über das Baskenland den Tänzen und Spielen, die er anlässlich verschiedener Gelegenheiten beobachtet. Er hält Tanz und (Ball)Spiel für einen wichtigen Grund dafür, dass der baskische Nationalcharakter so stark ist.

Humboldt bezeichnet das Ballspiel als die „*Hauptlustbarkeit der Biscayer*“⁶⁶ und betont, dass alle Bewohner der Ortschaften am Ballspiel teilhaben:

„[J]eder nimmt auch an dem Spiele Theil; wie überhaupt in Biscaya, so aber besonders beim Ballspiel, gilt kein Unterschied des Standes, und des Sonntags ist ein grosser Theil des Orts beiderlei Geschlechts, den Alcalden und Geistlichen

63 XIII: 65.

64 Humboldt führt dies am Beispiel des Dorfes Getaria aus. Vgl. XIII: 64f.

65 XIII: 63.

66 XIII: 69.

nicht ausgenommen, dabei gegenwärtig, sieht den Spielern zu und begleitet sie mit sichtbarem Interesse mit seinem Beifall oder seinem Tadel.“⁶⁷

Mehr noch, auch die Ortschaften kommen durch das Ballspiel miteinander in Kontakt: „*Ganze Ortschaften fordern einander zu feierlichen Parthien heraus.*“⁶⁸

Humboldt hebt hervor, dass die Ortschaften von ihrer baulichen Anlage her auf das Ballspiel hin angelegt sind: „[J]eder Ort hat [...] seinen eignen, mehr oder minder kostbar angelegten Ballplatz.“⁶⁹

Auf diesen Plätzen finden auch oft Dorffeste und, damit verbunden, „*Nationaltänze*“ der Basken statt. Die Tänze, diese „*Volkslustbarkeiten*“⁷⁰, finden an allen Sonn- und Festtagen statt und werden von den Gemeinden finanziert. Auch für die Tänze gilt, wie für das Ballspiel, dass alle Bewohner, „*ohne Unterschied des Standes*“⁷¹, teilnehmen. Die Tänze finden zu eigens dafür komponierten Musiken statt, wobei jedes Dorf seine eigenen Tänze entwickelt hat. Humboldt schildert eine Reihe baskischer Tänze detailreich und resümiert:

„Darauf, dass es nicht in Biscaya eigentlich volksmässig ist, dass Dinge, die anderwärts (wie Tanz und Vergnügungen) der Privatneigung eines jeden überlassen bleiben, dort gewissermassen Theile der Verfassung werden, unter öffentlicher Aufsicht stehen, und eine feste durch das Herkommen überlieferte, ächt vaterländische, und noch dazu nach dem Geburtsort eines jeden verschiedene Form haben, beruhet offenbar grossentheils das, was man am Charakter des Biscayers, vorzugsweise vor andern Nationen, rühmt. Es befestigt die Bande, die ihn an sein Land und seine Mitbürger knüpfen, und im wohlthätigen Einfluss auf die Stärke und die biedre Rechtlichkeit des Charakters kann nichts die Festigkeit dieser Bande ersetzen. Selbst die höchste Cultur tritt nur unvollkommen an ihre Stelle und kann an sich auch nie auf alle Glieder einer Nation übergehen, da hingegen Vaterlandsliebe und Nationalehrgeiz im Bettler und in den Ersten des Volks nur verschiedene Gestalten annehmen.“⁷²

67 XIII: 69.

68 XIII: 69.

69 XIII: 69.

70 XIII: 128.

71 XIII: 128.

72 XIII: 136.

Schauen wir noch einmal auf die früheren Arbeiten Humboldts, so fällt auf, dass er bei den alten Griechen die Bedeutung der „*Cärimonien*“, also des rituellen Lebens, für die Bildung des Nationalcharakters hervorgehoben hatte. Da bei den religiösen Festen die Kunst der großen Dichter aufgeführt wurde, konnte auch das Volk an dieser Kunst partizipieren, und die hohe Kultur einzelner Individuen konnte sich auf die Nation „*ausbreiten*“. Humboldt sieht den Fall im Baskenland allerdings anders als bei den Griechen. Denn die Basken haben eben nicht diese hohe Kultur hervorgebracht wie die „*Alten*“. Bei den Basken ist es wichtiger, dass die Feste das Gemeinschaftsgefühl hervorbringen und regelmäßig aktualisieren. Die Feste „*knüpfen*“ ja, in seinen Worten, die „*Bande*“ zwischen den Menschen untereinander und zwischen den Menschen und dem „*Land*“, das sie bewohnen. So ist auch hier die Kraft des rituellen Lebens für Humboldt ein wichtiger Hinweis auf die Ursprünglichkeit des baskischen Charakters.

Innere Wechselwirkung und „LocalEifersucht“

Humboldt bemerkt, dass das Baskenland in viele kleine, sich auf den ersten Blick teilweise schroff voneinander abgrenzende „*Orte*“ aufgeteilt ist, wobei zwischen diesen Orten auf mehreren Ebenen eine ausgeprägte „*LocalEifersucht*“⁷³ herrscht. Beispielsweise verwenden benachbarte Ortschaften aufgrund dieser „*Rivalität*“ verschiedene Worte zur Bezeichnung derselben Gegenstände;⁷⁴ auch streiten sich die Ortschaften darüber, wer das reinste Baskisch spreche. Die „*häufigste Gelegenheit*“, die Eifersucht und den Wetteifer der Ortschaften untereinander zu beobachten, sei das Ballspiel.⁷⁵ Und doch, so staunt Humboldt, hängen die Basken fest an einander. So deutet er diese lokalen Eifersüchteleien letztlich als Steigerung der Kräfte des nationalen Charakters durch Wechselwirkungen innerhalb der baskischen Nation selbst:

73 XIII: 71.

74 XIII: 73.

75 XIII: 69f.

„Nie habe ich ein Beispiel anführen hören, wo diese kleine, unbedeutende Eifersucht nicht augenblicklich vor dem allgemeinen Interesse geschwiegen hätte; dagegen habe ich mehr als einmal bemerkt, wie sie zu einem nützlichen und anspornenden Wetteifer führt.“⁷⁶

Was er bisher von den Griechen durch Literaturstudium kannte, wird nun zu einer „*lebendigen*“ Erkenntnis. Ganz ähnlich wie in dem Text über die Griechen heißt es nun über die Basken:

„So wie ich das Innere des Landes durchreiste, und mit den Sitten desselben vertrauter ward, kam mir das ganze Ländchen in eine Menge von kleinen Kreisen zerschnitten vor, deren absondernde Grenzen sich manchmal grell zeichnen, aber immer wieder in grösseren Kreisen verschwanden, und ich fand in der gegenseitigen Ein- und Rückwirkung dieser verschiedenen Massen, zum Theil auch in politischer, vorzüglich aber in sittlicher Hinsicht, ein so natürliches, so durch sein eignes Schwanken ins Gleichgewicht gekommenes Verhältniss, dass ich erst da lebendig erkannte, wie ohne eine solche, immer rege Wechselwirkung kein wahrer Volkscharakter möglich ist [...]“⁷⁷

Auch in Hinsicht auf die innere Wechselwirkung und die „*Eifersucht*“ zwischen verschiedenen Ortschaften entsprechen die Basken also dem anthropologischen Raster, das Humboldt vor seiner Bekanntschaft mit den Basken entwickelt hatte.

Volksaufklärung

Es ist bisher deutlich geworden, dass Humboldt die Basken als einen ursprünglichen Charakter wahrnimmt. Er findet bei ihnen bestimmte „*Umstände*“, die er zuvor schon bei den alten Griechen herausgearbeitet hatte. Nun sieht er die Basken allerdings nicht als Griechen an. Tatsächlich unterscheiden sie sich in bildungstheoretischer Hinsicht von den Griechen darin, dass sie keine verfeinerte Kultur entwickelt haben. Allerdings beobachtet Humboldt, dass die Basken einen konstruktiven Umgang mit der Aufklärung haben. Das stellt er schon gleich in der Einleitung von „*Die Vasken*“ heraus, als er den Vorzug der Basken vor anderen kleinen Völkern beschreibt:

76 XIII: 69.

77 XIII: 68.

„Allein keinem unter allen diesen Stämmen ist es so sehr, als den Vasken, gelungen sich noch bis auf den heutigen Tag eine selbstständige politische Verfassung und einen blühenden Wohlstand zu verschaffen, keinem so als ihnen, viele der wohlthätigsten Früchte Europaeischer Aufklärung glücklich mitten in ihre Einöden zu verpflanzen, ohne darum doch ihre Eigenthümlichkeit und ihre ursprüngliche Einfachheit aufzugeben.“⁷⁸

Als Grund für die Verbreitung von Aufklärung unter den Basken sieht er insbesondere die bereits mehrfach angesprochene Nähe zwischen den „Gebildeten“ und dem „Volk“ an. Humboldt geht in seiner Reisebeschreibung darauf ein, als er die Gegend um Marquina beschreibt:

„Tief im Lande, wie hier und in einem Flecken, der ganz von Ackerbau lebend, sich nur durch seine Grösse und seinen Wohlstand von den gewöhnlichen Dörfern unterscheidet, sieht der Fremde, und in Vergleichung mit andern Ländern in der That nicht ohne Verwunderung mit welcher vollkommenen Gleichheit, vorzüglich in diesem Theile Biscayas, der Vornehme und Geringe, Arme und Reiche mit einander umgehen. Mehr als einmal begegnete es uns, dass man uns in einer Gruppe von Leuten, die alle gleich und ganz gewöhnlich gekleidet waren, einen von einer sehr bekannten Familie, oder der einen Titel in Castilien hatte, zeigte. Wie nützlich aber der Aufenthalt der Reicheren, die auf den ersten Anblick nur ein bloss müssiges und geschäftsloses Leben zu führen scheinen, unter ihren Mitbürgern ist, zeigt die auch unter dem Volk verbreitete Aufklärung.“⁷⁹

Es wird deutlich, dass die Aufklärung sich Humboldts Auffassung nach nur deshalb auch im Volk verbreitet, weil es auch auf dem Land wohlhabende (und patriotische!) Bürger gibt, die zwar auf den ersten Blick ein „bloss müssiges und geschäftsloses Leben“ führen, die aber, da sie in einem so engen Kontakt mit dem Volk stehen, auch dem Volk Nutzen bringen, indem sie ihm ihre Kenntnisse vermitteln. Was sind das nun für Kenntnisse? Humboldt geht hier auf die Technik des Impfens ein:

„So z. B. ist, besonders um Marquina, die Einimpfung der Blattern so gewöhnlich, dass auch einzelne Hausbewohner im Gebirge sie selbst an ihren Kindern verrichten. Die Verbreitung derselben verdankt man vorzüglich dem rastlosen Eifer des Vaters des damaligen GeneralDeputirten von Vizcaya D. Josef

78 XIII: 7.

79 XIII: 83.

Maria Murga's, einem aufgeklärten und edeln Manne, der schon dadurch und durch die Bildung, die er seinem durch vielfache Kenntnisse und geschickte Geschäftsführung ausgezeichneten Sohne, grösstentheils allein unter seiner eignen Aufsicht gegeben hat, hinlänglich beweist, wie wohlthätig ein scheinbar kleiner, still ausgefüllter Wirkungskreis einem Lande und einer Nation werden kann.⁸⁰

Es geht also um eine medizinische Vorsorgetechnik, die auch das Volk selbst anwenden kann, da sie dem Volk von „aufgeklärten“ Männern beigebracht wird. Dies verweist auch wieder auf den großen Patriotismus, den Nationalstolz, der sich in den „Aufgeklärten“ zeigt, indem sie ihre Kenntnisse zum Nutzen der Nation einsetzen: Im Baskenland haben sich die „Gebildeten“ nicht, wie in anderen Landen Europas, in einem kosmopolitischen Zirkel vom Volk abgesondert:

„So geht immer ein gewisser Theil neuerer Aufklärung und Bildung in die Volkssprache und die Volksbegriffe über, und es giebt eine minder sichtbare Absonderung der Stände, deren Verschiedenheit in den Augen des ächten Vizcayers sogar gänzlich hinwegfällt.“⁸¹

Die Frage, die Humboldt sich schon Anfang der 1790er Jahre auf theoretischer Ebene gestellt hatte – wie Aufklärung und Charakterbildung miteinander verbunden werden können – erhält im Baskenland eine empirisch basierte Antwort: In einem starken Nationalcharakter, in dem eine enge „Berührung“ zwischen Gebildeten und Volk besteht und in dem die Menschen von Nationalstolz beseelt sind, kann sich Aufklärung produktiv – das heißt, ohne den Charakter zu verbilden – auch im Volk ausbreiten.

Sprache

Nun aber wird Humboldt im Baskenland noch auf einen weiteren Aspekt des baskischen Charakters aufmerksam, der die Basken für ihn als einen ursprünglichen Charakter ausweist: die Sprache. Schon im Vorfeld seiner ersten Spanienreise wird er auf den außergewöhnlichen Charakter des Baskischen aufmerk-

80 XIII: 83f.

81 XIII: 12f.

sam. Im April 1799 schreibt Humboldt an Schiller, dass er sich auf seine Reise nach Spanien vorbereite:

„Ein kleiner, aber merkwürdiger Punkt ist noch Biscaya. Es ist wenigstens das einzige Europäische Land, das eine eigentliche Ursprache, älter, als alle übrigen neuern, und die mit keiner andern auch nur entfernte Aehnlichkeit besitzt, erhalten hat.“⁸²

In der Auseinandersetzung mit der baskischen Sprache wird Humboldt offenbar bewusst, dass gerade ein ursprünglicher Charakter auch anhand seiner Sprache erkannt werden kann – zumindest im Fall des Baskenlandes, wo er keinerlei Ähnlichkeit der baskischen Sprache mit irgendeiner anderen Sprache vorfindet. Auch anhand der Sprache lässt sich also feststellen, ob eine Nation mit anderen Nationen „vermischt“ ist oder nicht. Die Sprache der Basken erscheint Humboldt eben dadurch, dass sie keinerlei Verwandtschaft mit anderen Sprachen aufweist, als ein deutlicher Hinweis auf die Ursprünglichkeit der Basken.

In historischer Perspektive stellt Humboldt die Ursprünglichkeit der baskischen Sprache auch durch etymologische Studien heraus. So reflektiert er beispielsweise über die Etymologie des Ortsnamens Oyarzun. Er weist darauf hin, dass in den Schriften „*der Alten*“ ein Vorgebirge im Baskenland erwähnt wird, welches z. B. bei Plinius mit dem Namen „*Olarso*“ bezeichnet wird. Plinius sagt zudem, dieser Name bedeute „*Wald der Vasconen*“. Da das baskische *oyaná* „*Bergwald*“ bedeute und auch Oyarzo diese Bedeutung habe, könne man erkennen,

„[...] dass schon die Römer diese Gegend mit demselben Namen belegt fanden, den sie noch heute trägt, und den sie ihrer natürlichen Beschaffenheit verdankt, und dass sie ihn nur aus Unkunde der Sprache in einem einzigen Buchstaben veränderten.“⁸³

82 In Ebrard 1911: 250.

83 III: 123.

Die Sprache ist ein Gegenstand, mit dem Humboldt sich vor seinen Spanienreisen nur marginal beschäftigt.⁸⁴ Vor allem spricht er ihr keine besondere Rolle bei der Erfassung der möglichen Ursprünglichkeit eines Charakters zu. Auf die Sprache der Basken – und im Weiteren auf die Sprache allgemein – wird Humboldt also vor allem deshalb aufmerksam, weil er nach einem ursprünglichen, unverbildeten Charakter sucht.

Abschluss:

Zur bildenden Funktion von Charakterschilderungen bei Humboldt

Die oben vorgenommene Sezierung von Humboldts Ausführungen zum baskischen Charakters nach bestimmten Kategorien konnte sein facettenreiches Raster eines ursprünglichen Charakter deutlich machen – sie wird allerdings Humboldts Intentionen selbst wohl kaum gerecht. Humboldt geht es in seiner Anthropologie gerade darum, ein umfassendes „Gemälde“⁸⁵ des Charakters hervorzubringen, keine zergliedernde Analyse. Letztlich kommt es ihm darauf an, den Charakter in seiner Ganzheit, als eine lebendige Kraft, zu schildern. Und hier kommen wir zu einer weiteren Dimension seiner Anthropologie, bei der die Ursprünglichkeit der Charaktere von entscheidender Bedeutung ist.

Oben wurde gesagt, dass Bildung nach Humboldt am besten dann gelingt, wenn „reine“ und „bestimmte“ Charaktere aufeinander einwirken. Auch die Anthropologie verortet er dabei in diesem Spiel der Wechselwirkungen: Indem die Charakterschilderungen die Charaktere nach Möglichkeit in ihrer Ursprünglichkeit darstellen sollen, sollen sie bildend auf die Leserinnen und Leser wirken. Die Leserinnen und Leser sollen durch das Lesen „geläutert“ werden und zu ihrem eigenen „wesentlichen“ Charakter finden. Zum zentralen Gütekriterium ei-

84 Im „*Plan einer vergleichenden Anthropologie*“ fordert er z.B., in der anthropologischen Forschung solle „*alles Aeussre in dem Körperbau und dem Betragen*“ untersucht werden, also „*Gestalt, Farbe des Gesichts und des Haars, Physiognomie, Sprache, Gang und Gebärden überhaupt*“ (I: 399.). Die Sprache tritt als ein Kennzeichen neben vielen anderen auf.

85 I: 391.

ner anthropologischen Studie wird deshalb die Frage, ob die Charakterschilderung es schafft, die Kraft der Rezipienten zu wecken:

„Die Probe des Gelingens ist der Versuch, ob das entworfene Bild die Kraft begeisternd erweckt, und lenkend richtet, welches beides es nicht kann, wenn es nicht wahr und lebendig zugleich ist.“⁸⁶

Die anthropologische Forschung ist bei Humboldt in das humanistische Projekt der Menschenbildung eingebunden. Wenn Humboldt also die Basken als einen „reinen“, „ursprünglichen“ Charakter wahrnimmt, dann ist die Beschreibung dieses Volkes für ihn nicht etwa nur deshalb wichtig, weil dadurch das anthropologische „Diskursuniversum“ erweitert wird (wie Clifford Geertz einmal die Aufgabe der Anthropologie umreißt)⁸⁷; vielmehr erhofft er sich, mittels seines Charakterbildes der Basken selbst bildend wirken und damit seinen Beitrag zur Bildung der Menschheit leisten zu können.

Literatur

Barth, Gingrich, Parkin, Silverman 2005

Barth, Frederik; Gingrich, Andre; Parkin, Robert; Silverman, Sydel: *One Discipline, Four Ways: British, German, French, and American Anthropology*. Chicago & London: University of Chicago Press. 2005.

Ebrard 1911

Ebrard, Friedrich Clemens: *Neue Briefe Wilhelm von Humboldts an Schiller. 1796-1803*. Berlin: Verlag Gebrüder Paetel. 1911.

Gall 2011

Gall, Lothar: *Wilhelm von Humboldt. Ein Preuße von Welt*. Berlin: Propyläen. 2011.

Geertz 1983

Geertz, Clifford: *Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur*. In: Geertz, Clifford: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1983, S. 7–43.

86 II: 2.

87 Vgl. Geertz 1983.

Jurt 2014

Jurt, Joseph: *Sprache, Literatur und nationale Identität. Die Debatten über das Universelle und das Partikuläre in Frankreich und Deutschland*. Berlin & Boston: de Gruyter. 2014.

Kappstein 1917

Kappstein, Theodor: *Wilhelm von Humboldt im Verkehr mit seinen Freunden, Eine Auslese seiner Briefe*. Berlin: Wilhelm Borngräber. 1917.

Mattig 2017

Mattig, Ruprecht: *Von Räumen und Klüften der Bildung. Wilhelm von Humboldts anthropologische Erkundungen in Spanien und im Baskenland*. In: Leitner, Ulrich (Hrsg.) *Corpus Intra Muros. Eine Kulturgeschichte räumlich gebildeter Körper*. Bielefeld: transcript, 2017, S. 249-272.

Menze 1987

Menze, Clemens: *Wilhelm von Humboldt und die antike Sklaverei. Eine Stellungnahme zu einer Diskussion über die Rezeption des griechischen Altertums im deutschen Humanismus*. In: Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Pädagogik 63.3, 1987, S. 319-339.

Seidel 2010

Seidel, Carlos Collado: *Die Basken: Ein historisches Porträt*. München: Beck. 2010.

Trabant 2012

Trabant, Jürgen: *Weltansichten. Wilhelm von Humboldts Sprachprojekt*. München: Beck. 2012.

Trabant 2014

Trabant, Jürgen: *Globalesisch oder was? Ein Plädoyer für Europas Sprachen*. München: Beck. 2014.

Wagner 2002

Wagner, Hans-Josef: *Wilhelm von Humboldt. Anthropologie und Theorie der Menschenkenntnis*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. 2002.

Wulf 2009

Wulf, Christoph: *Anthropologie. Geschichte – Kultur – Philosophie. Aktualisierte Neuauflage*. Köln: Anaconda. 2009.

Zabaleta-Gorrotxategi 2006

Zabaleta-Gorrotxategi, Iñaki: *Wilhelm von Humboldts Forschungen über die baskische Nation und Sprache und ihre Bedeutung für seine Anthropologie*. Donostia: Euskal Herriko Unibertsitatea. 2006.

Mensch und Sprache

Individuum, Nation und Menschheit in Humboldts Sprachphilosophie*

VON PETER J. BRENNER

Humboldts Weg zur Sprache

Der Bildungsreformer Wilhelm von Humboldt hat seinen festen Platz im kulturellen Gedächtnis Deutschlands. Auch der Staatstheoretiker, der als jugendlicher Autor schon die „*Gränzen des Staates*“ umrissen hat und der als Diplomat wie auch als Autor einer ganzen Reihe von Memoranden die preußische Innen- und Außenpolitik mitgestaltet hat, ist nicht ganz vergessen.

Den weitaus größten Teil seiner überwiegend unveröffentlicht gebliebenen Schriften hat Wilhelm von Humboldt jedoch dem Studium der Sprachen der Welt gewidmet. Fast keiner von Humboldts Texten zur Sprache ist fertiggestellt worden. Humboldt war ein Virtuose des Fragments. Er hat selbst darüber gegrübelt, warum das wohl so sei.¹ Diese Neigung zum Fragment ist einerseits zeit-typisch, sie wird andererseits verstärkt durch Humboldts selbstkritische Skepsis gegenüber seinen eigenen Ergebnissen. Das ist oft festgestellt worden, und man könnte hinzufügen, dass er diese Eigenart mit einigen der Meisterdenker seiner Zeit teilt.² Dem von Herder festgestellten „*Erbfehler der Deutschen, Systeme zu zimmern*“, ist Humboldt jedenfalls nicht verfallen.³

Zunächst ergibt sich das Fragmentarische ganz trivial aus der überwältigen- den Menge des Materials, das von einem Einzelnen gar nicht mehr zu bewäl- tigen war. Die Unfertigkeit von Humboldts sprachwissenschaftlichen Schriften kann man zudem zurückführen auf sein Bemühen, eine sich ihm erst allmählich

* Erweiterte Fassung des Vortrags, gehalten am 6. Mai 2017 in Potsdam zur 105. Tagung der Hum- boldt-Gesellschaft aus Anlass der 250. Wiederkehr de Geburtstags von Wilhelm von Humboldt.

1 Wilhelm von Humboldt, *Bruchstück einer Selbstbiographie*, GS XV, S. 452f. – Wilhelm von Hum- boldt wird mit der Sigle „GS“ zitiert nach: *Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften*, hrsg. von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften, Berlin: Behr 1903-1936.

2 Vgl. auch Peter J. Brenner, Carl von Clausewitz: „*Vom Kriege*“. *Ein Beitrag zur Ideengeschichte der Nachauflklärung*. In: *GEISTESwissenschaften – IdeenGESCHICHTE. Festschrift für Helmut Reinalter zum 70. Geburtstag*, hrsg. v. Josef Wallmannsberger, Frankfurt a.M.: Lang 2013, S. 89- 114; hier S. 107-109.

3 *Johann Gottfried Herder an Johann Georg Scheffner, Brief vom 31. Oktober 1767*, in: *Johann Gottfried von Herder's Lebensbild. Sein chronologisch-geordneter Briefwechsel*, hrsg. v. Emil Gott- fried von Herder, Bd. 1, 2. Abt., Erlangen: Bläsing 1816, S. 287.

entwickelnde Methode, die den „Weg vom Universellen zum Individuellen“ gehen will, konsequent anzuwenden.⁴ In Humboldts Sprachreflexion verschränken sich immer wieder die verschiedenen Ebenen, und am Ende kommen sie zu einer – mehr oder weniger – „glücklichen Verbindung von Überblick, Feststellung und Deutung“⁵.

Editorisch ist das Textkorpus von Humboldts Schriften über die Sprache bis heute nicht ausgeschöpft. Zu Lebzeiten hat Humboldt fast nichts aus seinem riesigen Manuskriptkonvolut veröffentlicht, abgesehen von seiner Studie über die „Urbewohner Hispaniens“ und einigen Akademie-Reden.⁶ Die siebenbändige Ausgabe, die Alexander von Humboldt 1841 veranlasste, bringt einige der sprachwissenschaftlichen Schriften, insbesondere den langen Text „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues“, der bereits 1836 erstmalig erschienen war und 1848 im sechsten Band der Humboldt-Ausgabe neu vorgelegt wird. Daneben erscheinen in dieser Ausgabe noch vier der Akademie-Reden. 1883/84 edierte der Sprachwissenschaftler Heymann Steinthal eine zweibändige Ausgabe von Humboldts „sprachphilosophischen Werken“, welche eine erste zusammenhängende Rezeption ermöglichte. Die von Albert Leitzmann und anderen Herausgebern zwischen 1903 und 1936 edierte große Akademieausgabe veröffentlicht im Doppelband 7 die sprachwissenschaftlichen Schriften, bleibt aber in ihrer Beschränkung auf bereits Ediertes und mit dem Verzicht des Rückgriffs auf Archivmaterial höchst unbefriedigend.⁷

In den 1970er Jahren haben die archivarisches Forschungen Kurt Mueller-Vollmers gezeigt, dass weit über diese publizierten Texte hinaus noch uferlose Manuskriptbestände Humboldts zur Sprachwissenschaft den Zweiten Weltkrieg überdauert haben. Der Nachlass Johann Karl Eduard Buschmanns, Humboldts „Eckermann“, wurde von Mueller-Vollmer 1975 im Geheimen Preußischen Staatsarchiv wiedergefunden, wohin er im Zuge der Kriegsevakuierung gebracht wurde; und den Hauptteil von Humboldts sprachwissenschaftlichem Nachlass fand er in der Jagellonen-Universität in Krakau.⁸

4 Ute Tintemann, *Das Allgemeine vor dem Individuellen. Zur Gestalt der (sprachwissenschaftlichen) Texte Wilhelm von Humboldts*, in: Wilhelm von Humboldt. *Universalität und Individualität*, hrsg. v. Ute Tintemann/Jürgen Trabant, München: Fink 2012, S. 127-140; hier S. 136.

5 Vgl. Hans Arens, *Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart*. Freiburg/München: Alber, 2., durchges. u. stark erw. Aufl. 1969, S. 187.

6 Jürgen Trabant, *Weltansichten*, München: Beck 2012, S. 18; zu der etwas unübersichtlichen Lage der Akademiereden vgl. ebd., S. 125-130.

7 Vgl. Kurt Mueller-Vollmer, *Humboldts sprachwissenschaftlicher Nachlaß und die Humboldt-Rezeption*, in: ders., *Wilhelm von Humboldts Sprachwissenschaft: ein kommentiertes Verzeichnis des sprachwissenschaftlichen Nachlasses. Mit einer Einleitung und zwei Anhängen*, Paderborn/München/Wien/Zürich 1993, S. 5-79; hier S. 9-14.

8 Vgl. ebd., S. VIII.

Auf dieser Basis veranstaltet die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften seit 1994 eine inzwischen auf zehn voluminöse Bände angewachsene Ausgabe dieser Manuskripte, die insbesondere Humboldts gigantische Materialsammlung zu verschiedenen Sprachen der Welt und seine sprachwissenschaftliche Korrespondenz enthalten.⁹

Im Wesentlichen sind Humboldts sprachwissenschaftliche Studien das Werk seiner letzten eineinhalb Lebensjahrzehnte. Nachdem er Ende 1819 endgültig aus dem Staatsdienst ausgeschieden war, widmete sich der Privatier Humboldt auf seinem Stammsitz Tegel fast ausschließlich sprachwissenschaftlichen Studien. Sein Interesse an der Sprache reichte jedoch viel weiter zurück. Erste Textfragmente zum Thema finden sich schon in den 1790er Jahren; und einen entscheidenden Schub erhielt Humboldts sprachwissenschaftliche Neugierde bei seinen beiden Reisen durch das Baskenland von 1799 und 1801. Bei den Basken, oder, wie er schreibt, den „*Vasken*“, wurde er mit einem sprachlichen Phänomen konfrontiert, das die Forschung bis heute vor Rätsel stellt. Das Baskische, das heute noch gesprochen wird, ist eine Sprache, die in keinem erkennbaren historischen und systematischen Bezug zu einer anderen Sprache steht. Seine morphologische Komplexität überbietet bei Weitem die aller indogermanischen Sprachen.

Nachdem ihm diese Sprache bekannt geworden war, kündigt Humboldt ein Buch darüber an, das aber nicht erscheint. Seine erste Publikation nach dem Rückzug aus dem Staatsdienst ist dann aber, 20 Jahre nach dem Besuch im Baskenland, seine Arbeit über die Basken.¹⁰ Sie bleibt freilich weit hinter dem zurück, was man hätte erwarten können: Es ist nicht mehr als eine vergleichende Untersuchung von Orts- und Personennamen, mit der er die Verbreitung der Basken auf der Iberischen Halbinsel untersuchen will.

Die Spanienreisen um 1800¹¹ dürften das Initialereignis gewesen sein, das zu Humboldts späteren ausgedehnten Sprachstudien führte.¹² Am Anfang stehen, stärker als in den späteren Studien, auch noch die poetischen Momente der Sprache im Blickpunkt seines Interesses, wie sein langer Brief über „*Wallenstein*“ an dessen Autor aus dem Jahre 1800 bekundet.¹³

⁹ Vgl. ebd., S. 21-55.

¹⁰ Wilhelm von Humboldt, *Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der Vaskischen Sprache*, Berlin: Dümmler 1821.

¹¹ Lothar Gall, *Wilhelm von Humboldt. Ein Preuße von Welt*, Berlin: Propyläen 2011, S. 95-98.

¹² Trabandt, *Weltansichten* (wie Anm. 6), S. 55.

¹³ *Wilhelm von Humboldt an Friedrich Schiller, Brief Anfang September 1800*, in: *Der Briefwechsel zwischen Friedrich Schiller und Wilhelm von Humboldt*, Berlin: Aufbau Verlag 1962, Bd. 2, S. 189-212; dazu Trabandt, *Weltansichten* (wie Anm. 6), S. 56-59.

Seine späteren Sprachstudien werden sehr viel komplexer angelegt sein, um den Preis allerdings, dass sie so gut wie nie abgeschlossen und veröffentlicht werden können. Unmittelbar nach seinem endgültigen Abschied aus dem Staatsdienst hat Humboldt seine Vortragstätigkeit in der Preußischen Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Von 1820 bis zu seinem Tod hat die Forschung insgesamt 26 Akademievorträge identifiziert, deren Manuskripte großenteils nur fragmentarisch rekonstruiert werden konnten.¹⁴ Die weitaus meisten dieser Vorträge sind aus Humboldts Sprachstudien hervorgegangen. Manche, insbesondere der erste, haben programmatischen Charakter. Sie lassen den Ehrgeiz erkennen, empirische Sprachstudien als eigenes Forschungsfeld zu etablieren.

Der Zeitpunkt hierfür war günstig. Die Sprache war ein Thema, das schon die Aufklärer in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts intensiv beschäftigt hatte. Spätestens seit Leibniz hatte die Sprachwissenschaft der Aufklärung die babylonische Vielfalt der Sprachen als ein Hemmnis des Denkens aufgefasst. An ihre Stelle sollte eine künstliche *Lingua Universalis*, eine ebenso universale wie eindeutige Sprache treten, die jedem Missverständnis ein für alle Mal ein Ende bereiten würde¹⁵ – was freilich auch ein „*Ende der Sprache*“ implizierte.¹⁶ Die analytische Philosophie des 20. Jahrhunderts hat dieses Programm wieder aufgegriffen; aber im 17. wie im 20. Jahrhundert ist es gescheitert, und die sprachtheoretische Diskussion hat sich von diesen Illusionen, wenn auch bis heute nicht endgültig, verabschiedet.

Impulsgebend für einen aufklärerischen Neuanfang der Diskussion war Denis Diderots „*Lettre sur les sourds et muets*“ von 1751.¹⁷ Parallel dazu hat sich in Deutschland eine eher spekulativ-philosophisch orientierte Beschäftigung mit der Sprache etabliert, die ihre Anstöße wesentlich durch ein Preisausschreiben der Preußischen Akademie der Wissenschaften erhalten hat. Johann Georg Hamann und besonders Johann Gottfried Herder lassen die älteren Sprachdiskussionen hinter sich. Sie beschäftigt die Frage nach dem „*Ursprung der Sprache*“,¹⁸ die insbesondere bei Herder zu der weitergehenden Frage führt, in welcher Weise die Sprachfähigkeit das Menschsein überhaupt erst konstituiert¹⁹ – eine Fra-

14 Vgl. die Edition in: *Wilhelm von Humboldt, Über die Sprache*, hrsg. v. Jürgen Trabant, Tübingen/Basel: Francke 1994; eine von Wiebke Witzel besorgte Zusammenstellung der Vorträge findet sich hier S. 224-227.
15 Umberto Eco, *Die Suche nach der vollkommenen Sprache*, München: dtv 2002, S. 276-298.

16 Vgl. Jürgen Trabant, *Über das Ende der Sprache*, in: „*Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache*“. *Zur Sprachlichkeit des Menschen*, hrsg. v. Markus Messling/Ute Tintemann, München: Fink 2009, S. 17-33; hier S. 24f.

17 Vgl. Joachim Gessinger, *Auge & Ohr: Studien zur Erforschung der Sprache am Menschen 1700-1850*. Berlin/New York: de Gruyter 1994, S. 179-380.

18 Jürgen Trabant, *Traditionen Humboldts*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1990, S. 30f.

19 Hans Dietrich Irmscher, *Johann Gottfried Herder*, Stuttgart: Reclam 2001, S. 44-74; vgl. auch Georg W. Bertram, *Sprachphilosophie zur Einführung*, Hamburg: Junius 2011, S. 135-144; Humboldt kommt hier nur mit einer beiläufigen Erwähnung vor; vgl. S. 145.

ge, die Humboldt später wieder aufgreifen wird. Die damit zusammenhängende Frage nach dem „*Ursprung der Sprache*“ wird in dieser Zeit nicht empirisch, also historisch oder biologisch, zu beantworten versucht. Die Denkansätze sind spekulativ. Auf der einen Seite stehen die Anhänger des – 1759 verstorbenen – Akademiepräsidenten Pierre Louis Maupertuis, die an einen „*natürlichen*“ Ursprung der Sprache glaubten, auf der anderen Seite Johann Peter Süßmilch, der den „*göttlichen Ursprung*“ verteidigt und damit nicht allein steht.

Herders preisgekrönte Akademieabhandlung von 1771 lässt beide Positionen hinter sich, ist aber nicht minder spekulativ. Herders Abhandlungen zur Sprache sowie seine „*Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*“, die zwischen 1784 und 1791 erschienen, weisen den Weg, den speziell die deutsche Sprachwissenschaft künftig gehen wird. Herder hält an dem Gedanken fest, dass die Sprache den Menschen zum Menschen macht, und zugleich erkennt er, dass die Sprachen in ihrer empirischen Mannigfaltigkeit ernstgenommen werden müssen.

Parallelitäten zwischen Herders und Humboldts Auffassung der Sprache sind unübersehbar, umstritten ist aber, ob eine direkte Abhängigkeit besteht und ob Humboldt Herders Texte überhaupt gekannt hat, was zu kuriosen politischen Debatten geführt hat. Es kann keinen ernsthaften Zweifel daran geben, dass die Prämissen von Humboldts Sprachphilosophie wesentliche Wurzeln bei Herder haben, gleichviel, ob er nun Herders Schriften direkt gelesen hat – wofür es keine empirischen Belege gibt – oder ob er sie wahrgenommen hat, weil sie zum „Allgemeingut“ geworden sind.²⁰ Der amerikanische Sprachwissenschaftler Hans Aarsleff hatte gegen Humboldt und die deutsche Humboldt-Forschung den Vorwurf erhoben, eine nur einseitige deutsche Vorgeschichte konstruiert und ausländische, insbesondere französische, Einflüsse unterschlagen zu haben.²¹ Aarsleff hat daraus weitgehende politische Folgerungen gezogen, die in dem Vorwurf münden, dass die Rezeptionsgeschichte aus Humboldt durch Verschweigen seiner französischen Quellen einen reaktionären Preußen gemacht habe.²²

20 So, mit ausdrücklichem Bezug auf Humboldt, Regine Otto in ihrem Kommentar zu Johann Gottfried Herder, *Über den Ursprung der Sprache*, in: ders., *Werke in fünf Bänden*, hrsg. v. Regine Otto, Berlin/Weimar: Aufbau Verlag 1982, S. 384.

21 Vgl. Hans Aarsleff, *Introduction*, in: *Humboldt Wilhelm von, On language. The diversity of human language-structure and its influence on the mental development of mankind*, Cambridge: Cambridge Univ. Pr., 1988, S. vii-lxv; hier bes. lxiii.

22 Diese Insinuationen werden schon zurückgewiesen von Helmut Gipper/Peter Schmitter, *Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie im Zeitalter der Romantik. Ein Beitrag zur Historiographie der Linguistik*, Tübingen: Narr 1979, S. 99-106. Trabandt nimmt die Auseinandersetzung mit Aarsleff noch einmal ausführlich auf; vgl. Trabandt, *Traditionen Humboldts* (wie Anm. 18), S. 217-241. Vgl. auch Jean Rousseau, *La place de la nation dans la théorie linguistique de Humboldt*, in: *Individualität und Universalität* (wie Anm. 4), S. 209-234; hier S. 209f.

Auch die Altertumswissenschaft spielt selbstverständlich eine besondere Rolle als Ausgangspunkt für Humboldts Sprachstudien. Seine jahrzehntelange Freundschaft mit Friedrich August Wolf, die wohl 1792 ihren Anfang nahm und allen Krisen zum Trotz bis zu Wolfs Tod anhielt, brachte Humboldt in engen Kontakt mit den modernsten Formen der althilologischen Forschung.²³ Wolf profitierte ebenfalls von dieser Beziehung: In seiner kanonischen „*Darstellung der Altherthums-Wissenschaft*“ von 1807 reproduziert er seitenlang mit Angabe einer anonymen Urheberschaft einen ihm brieflich mitgeteilten Text Wilhelm von Humboldts „*Über das Studium des Alterthums*“.²⁴ Auch hier findet sich wieder die bis heute berühmt gebliebene Formulierung von der „*proportionirlichste[n] Ausbildung des Menschen*“.²⁵

Die Sprachwissenschaft, die sich seit dem 18. Jahrhundert an deutschen Universitäten institutionell etablierte und die – zum Teil bis heute gültige – Paradigmen für die Sprachforschung etablierte, vollzieht um die Jahrhundertwende den Schritt zur Empirie, und gleichzeitig nimmt sie verdeckt politischen Ballast auf.²⁶ Die entscheidenden Impulse, von denen Humboldt profitiert hat, kommen aus dem Umfeld der Romantiker. Friedrich Wilhelm Schlegel wendet sich, wissenschaftlich kaum fundiert, aber wissenschaftsgeschichtlich von großer Wirkung, der Erforschung des indischen Sanskrit zu. Er gibt damit eine wichtige Anregung für die Entstehung des Konzepts der „indogermanischen“ – oder, wie man heute sagen muss, „indoeuropäischen“ – Sprachfamilie.²⁷ Dieses Konzept war in der schmalen Schrift von Franz Bopp bahnbrechend ausgearbeitet worden. 1816 erschien die Schrift des damals 25jährigen Franz Bopp „*Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache*“.²⁸ In seiner Untersuchung konnte Bopp zeigen, dass in den Verben des Sanskrit Verhältnisbestimmungen durch Modifikationen der Verbwurzeln ausgedrückt werden

23 Vgl. Philip Mattson, *Einleitung*, in: *Wilhelm von Humboldt, Briefe an Friedrich August Wolf*, textkritisch hrsg. u. kommentiert v. Philipp Mattson, Berlin/New York: de Gruyter 1990, S. 1-17; hier S. 1-5; Trabant, *Weltansichten* (wie Anm. 6), S. 31-33.

24 Trabant, *Weltansichten* (wie Anm. 6), S. 33-44.

25 Ebd., S. 41.

26 Vgl. Markus Messling, *Gebeugter Geist. Rassismus und Erkenntnis in der modernen europäischen Philologie*, Göttingen: Wallstein Verlag 2016, S. 39-46; zu Humboldt S. 45.

27 Arens, *Sprachwissenschaft* (wie Anm. 5), S. 160-169.

28 Franz Bopp, *Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache*, Frankfurt a.M.: Andreäische Buchhandlung 1816. – Die eigentliche Studie umfasst rund 160 Seiten; seinen Umfang von gut 350 Seiten erhält das Buch durch eine Edition und Übersetzung aus dem Sanskrit.

und dass sich dieses Prinzip im Griechischen wie im Lateinischen wiederfindet.²⁹

Humboldt unterhielt enge wissenschaftliche Beziehungen zu Bopp, fördert ihn auch in seiner Karriere. Er verließ aber bald den methodischen Weg, den Bopp vorgezeichnet hatte,³⁰ ohne sich mit Bopp zu entzweien: In der Einleitung zur postumen Edition des Kawi-Werks vermerkt Alexander von Humboldt, dass Bopp „jeden vollendeten Bogen des ersten Buches zu strenger Kritik“ erhielt.³¹

Mit Bopps Arbeit war der Grund gelegt für die Erforschung der empirischen Erscheinungsformen der Sprachen, insbesondere ihrer grammatischen Systematik. Damit war ein Kriterium gefunden für die Bestimmung von Sprachfamilien, deren große Verwandtschaft auf gemeinsame Wurzeln schließen ließ.

Diesen Weg wird Humboldt konsequent weiterverfolgen. Alexander von Humboldt, der es wissen musste, hat darauf hingewiesen, dass sein Bruder wohl der beste Kenner der Sprachen der Welt gewesen sei.³² Mit der am Ende des 20. Jahrhunderts begonnenen Edition der nachgelassenen sprachwissenschaftlichen Schriften Wilhelm von Humboldts wird dieses Diktum auf eindrucksvolle Weise belegt. Die Edition bringt die gewaltigen Belegsammlungen ans Licht der Öffentlichkeit, die Humboldt vor allem zu den amerikanischen, den indoeuropäischen, den asiatischen, den austronesischen Sprachen angelegt hatte und die als Material für seine vergleichenden empirischen Sprachstudien dienten. Einen guten Teil des Materials hat er von seinem Bruder bekommen, der es auf seiner Südamerika-Reise gesammelt hatte,³³ weiteres bezog er durch seine umfangreiche Korrespondenz und durch das Studium einschlägiger Publikationen.³⁴ Die Aufarbeitung dieses Materialberges musste notwendigerweise die Kräfte eines Einzelnen übersteigen, und tatsächlich ist es Wilhelm von Humboldt nicht gelungen, außer ein paar verstreuten Aufsätzen eine geschlossene Publikation zum Thema vorzulegen.

Neben den in der Akademie verschiedentlich vorgestellten programmatischen Entwürfen bleibt das zentrale Dokument von Humboldts Sprachstudien sein Werk über die Kawi-Sprache, und hier insbesondere seine Einleitung, die meh-

29 Arens, *Sprachwissenschaft* (wie Anm. 5), S. 175-179. In der modernen Sprachwissenschaft spielen solche nach Familienähnlichkeiten suchenden Forschungen kaum eine Rolle und sind eher das Werk von wissenschaftlichen Außenseitern wie etwa Ernst Kausen, *Die Sprachfamilien der Welt*, 2 Bde., Hamburg: Buske 2013f.

30 Vgl. Gall, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 11), S. 344f.; S. 364.

31 Alexander von Humboldt, *Vorwort zum Kawi-Werk*, in: GS VII, S. 347.

32 Ebd., S. 347.

33 Vgl. Jürgen Trabant, *Les frères Humboldt et les langues*, in: *Les frères Humboldt, l'Europe de l'esprit*, S. 83-95; hier bes. S. 93-95.

34 Vgl. Mueller-Vollmer, *Humboldts sprachwissenschaftlicher Nachlaß* (wie Anm. 7), S. 60-67.

rere hundert Seiten umfasst. Hier versucht Humboldt, seine Sprachstudien zu summieren, und er tut es auf charakteristische Weise: in einer Mischung aus – sparsam eingestreuter – spekulativer Philosophie und weit ausgebreiteter empirischer Materialfülle, die vergleichend betrachtet wird.³⁵

Humboldts sprachwissenschaftlicher Denkansatz ist anthropologisch in einem doppelten Sinne: Humboldt denkt die Sprache vom Menschen her: „Die wahre Wichtigkeit des Sprachstudiums liegt in dem Antheil der Sprache an der Bildung der Vorstellungen. Hierin ist alles enthalten, denn diese Vorstellungen sind es, deren Summe den Menschen ausmacht.“³⁶ Humboldt wirft die Frage auf, ob und in welcher Weise der einzelne Mensch von der Sprache geprägt ist und inwieweit er seinerseits zu ihrer Gestaltung beiträgt. Zugleich stellt er die Frage, wie die Entwicklung der Sprachen und die Entwicklung des Menschengeschlechts zusammenhängen. Dieses Konzept trägt er in seinem programmatisch angelegten ersten Akademie-Vortrag von 1820 vor – ein „vergleichendes Sprachstudium“, das zu „bedeutenden Aufschlüssen über Sprache, Völkerentwicklung und Menschenbildung führen kann“.³⁷

Anthropologisch ist zudem das Verfahren von Humboldts Sprachstudien. Im Sinne der aufklärerischen Anthropologie nämlich handelt es sich um ein zwar spekulativ unterfüttertes, aber in seiner eigentlichen Ausführung doch empirisch angelegtes Unternehmen. Humboldt zielt vom Studium des Einzelnen auf das Allgemeine, vom Sinnlichen auf das Geistige.³⁸ Aus dieser Gemengelage von sprachwissenschaftlichen und sprachphilosophischen Vorläufertraditionen, eigenen Studien und methodischen Grundlegungen heraus, entsteht dann jene spezifische Humboldt'sche Sprachauffassung; „Sprachphilosophie“ und „Sprachwissenschaft“ sind hier ungeschieden.³⁹

Die Grundlagen von Humboldts Sprachphilosophie

Am Anfang steht der Mensch: „Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, müßte er schon Mensch seyn.“ So formuliert es Humboldt pointiert in seiner ersten Akademierede von 1820, und das bleibt der

35 Vgl. Denis Thouard, *Wilhelm von Humboldt und das vergleichende Sprachstudium: Eine Politik durch die Sprachen*, in: *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 4), S. 171-181; hier S. 176.

36 Wilhelm von Humboldt, *Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues* [1827-1829], GS VI, S. 119.

37 Wilhelm von Humboldt, *Ueber das vergleichende Sprachstudium*, GS IV, S. 1.

38 Donatella di Cesare, *Wilhelm von Humboldt (1767-1835)*, in: *Klassiker der Sprachphilosophie. Von Platon bis Noam Chomsky*, hrsg. v. Tilman Borsche, München: Beck 1996, S. 275-289; hier S. 276-278.

39 Arens, *Sprachwissenschaft* (wie Anm. 5), S. 204.

Leitfaden für die weiteren Forschungen. Zunächst handelt es sich bei diesem Axiom um die Formulierung eines Rätsels, das auch er nicht auflösen kann, das ihn aber ins Zentrum seiner eigenen Problemlage führt. Die Sprache muss als „unmittelbar in den Menschen gelegt angesehen werden“, „ihr Typus schon in dem menschlichen Verstande vorhanden“ sein.⁴⁰

Dieser programmatische Leitspruch erfährt in Humboldts immer tiefer greifenden Reflexionen über die Sprache einige bemerkenswerte Konkretionen. Schon in einem Fragment aus der Mitte der 1790er Jahre versucht Humboldt, den Zusammenhang von Sprechen und Denken, wenn auch noch recht unscharf, zu erfassen.⁴¹ Beides hängt unlösbar zusammen – ohne Sprache kein Denken, ohne Denken keine Sprache. Später findet er prägnante und vielzitierte Formulierungen für diese Prämisse; die bekannteste lautet: „Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken.“⁴² An vielen Stellen kommt er wieder darauf zurück. Damit ist das Axiom von Humboldts Sprachphilosophie benannt. Wie alle Axiome ist es empirisch nicht beweisbar, aber die Annahme, dass Denken und Sprechen untrennbar ineinander verflochten sind, ist die Grundlage von Humboldts philosophischen Reflexionen über die Sprache.

Einen Vorläufer hat Humboldt in Herder, der schon ähnlich formuliert hatte: „Ohne Sprache hat der Mensch keine Vernunft und ohne Vernunft keine Sprache.“⁴³ Sprache gehört auch zu den Menschen, die, in einem empirischen Sinne, keine Sprache haben. Ausdrücklich greift Humboldt das Thema der „Taubstummen“ auf, dem sich schon Diderot gewidmet hatte und das die Aufklärung vielfach beschäftigte. Den „Taubstummen“ ist die Sprache nicht über den hörbaren Laut zugänglich, aber „Sprachfähigkeit“ besitzen sie doch, und sie üben sie aus durch die Schrift und den „Zusammenhang ihres Denkens mit den Sprechwerkzeugen“.⁴⁴

Humboldts Überlegungen zur anthropologischen Position der Sprache sind weit verstreut, und an keiner Stelle verdichten sie sich zu einem kohärenten Argumentationsgang. Aber zusammengenommen ergibt sich doch ein Bild dessen,

40 Wilhelm von Humboldt, *Ueber das vergleichende Sprachstudium*, GS IV, S. 14f.

41 Humboldt, [*Ueber Denken und Sprechen*.] GS VII, S. 581-583. – Der Titel wurde vom Herausgeber Leitzmann formuliert. Systematisch rekonstruiert werden diese Überlegungen Humboldts von Otto Friedrich Bollnow, *Wilhelm von Humboldts Sprachphilosophie*, in: *Zeitschrift für Deutsche Bildung* 14 (1938), H. 3, S. 102-112; hier S. 103-105.

42 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*, GS VI, S. 151; wortgleich in: Humboldt, *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues* [1830-1835], GS VII, S. 53.

43 Johann Gottfried Herder, *Über den Ursprung der Sprache*, in: ders., *Werke in fünf Bänden*, hrsg. v. Regine Otto, Berlin/Weimar: Aufbau Verlag 1982, S. 89-200; hier S. 120.

44 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, GS VII, S. 66; vgl. auch *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*, GS VI, S. 153.

worauf er hinaus will, oder genauer: welches Problem er eigentlich lösen will. Geistige Aktivität, das bestreitet Humboldt keineswegs, gibt es auch ohne Sprache. Aber ohne Sprache sind die Gedanken diffus und bleiben ungreifbar – auch für den Denkenden selbst. Der Gedanke ist „*gewissermassen spurlos vorübergehend*“. Der unablässige Strom des Denkens bedarf der Zäsuren, der Konturierung, der prägenden Form – und das alles leistet die Sprache, und mehr noch die gesprochene als die geschriebene: „*Die intellektuelle Thätigkeit und die Sprache sind daher Eins und unzertrennlich von einander.*“⁴⁵ Die Sprache verschafft dem unbestimmten Gedanken Bestimmtheit und gibt ihm eine Prägung,⁴⁶ verfehlt wäre die Vorstellung, der fertige Gedanke werde von der Sprache nur „*mit Tönen umkleidet*“.⁴⁷

Die Sprache, so stellt er apodiktisch fest, ist kein „*Inbegriff von Zeichen von ausser ihr, für sich bestehenden Dingen, oder auch nur Begriffen*“;⁴⁸ und es gehört zu den „*irrigsten Ansichten, die man über die Sprache fassen kann, sie bloß als Mittel der Verständigung zu sehen.*“⁴⁹ Und verfehlt wäre auch die Vorstellung, die Sprache diene in erster Linie dazu, dass Menschen miteinander sprechen: Sich von dieser Vorstellung, die auf der Hand zu liegen scheint, zu lösen, muss schwer fallen, und auch der Humboldt-Forschung ist es nicht immer gelungen. Die Aussage, Humboldt habe immer wieder, „*again and again*“, unterstrichen, dass jede Befassung mit der Sprache bedeute, sich mit „*humans speaking together*“ zu befassen, zielt an Humboldts Intention vorbei oder ist zumindest irreführend formuliert.

Es dürfte schwerfallen, für diese Auffassung allzu zahlreiche Belege bei Humboldt zu finden. Einen immerhin gibt es. In seinem hinterlassenen Text „*Fragmente der Monographie über die Basken*“ findet sich eine solche Bemerkung: „*Jedes ausgesprochene Wort war ein Versuch, sich einem andern verständlich zu machen. Der verinselte Mensch würde nie nur auf den Einfall zu sprechen gekommen seyn. Denn die Anlage zur Sprache hängt untrennlich mit der Anlage zur Geselligkeit zusammen. Eine sprachlose biberartige Gesellschaft unter Menschen ist schlechterdings ein widersprechender Begriff.*“⁵⁰ Das ist die traditionelle Auffassung, die Humboldt in diesem Anfangsstadium seiner Sprach-

45 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*, GS VI, S. 152.

46 Wilhelm von Humboldt, *Ueber den Nationalcharakter der Sprachen*, GS IV, S. 428.

47 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*, GS VI, S. 120

48 Wilhelm von Humboldt, *Einleitung in das gesamte Sprachstudium*, GS VII, S. 621; auch Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, GS VII, S. 167.

49 Ebd., S. 60f.

50 Wilhelm von Humboldt, *Fragmente der Monographie über die Basken* [1801-02], GS VII, S. 596.

studien noch einmal aufgreift – der Text ist unmittelbar nach der Baskenreise entstanden –, der er aber im gleichen Text schon die andere Auffassung entgegenstellt, die er später in den Vordergrund rücken wird. Die „Mitteilung“, die „Kommunikation“ ist nur ein Nebenaspekt der Sprache. In erster Linie ist die Sprache eine Voraussetzung für das Denken: „*Ohne daher irgend auf die Mittheilung zwischen Menschen und Menschen zu sehn, ist das Sprechen eine nothwendige Bedingung des Denkens des Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit.*“⁵¹

In seiner Sprachphilosophie nimmt Humboldt „*einen konsequent kognitiven Standpunkt ein.*“⁵² Denken kann nur im Medium der Sprache stattfinden, das ist der erste Grundsatz. Und der zweite ist die Überlegung, dass sich Denken fortentwickelt, sobald es sich in Sprache objektiviert hat. Bereits in dem frühen Basken-Fragment wird dieser Gedanke herausgestellt, dass der Mensch „*ohne Sprache nicht zu denken*“ vermag. Mit dem ersten gesprochenen Wort wurde der Mensch gewahr, „*dass er reflectiren, in seinem bisherigen ewigen Brüten einmal still stehn, einen Gegenstand sich gegenüber stellen und beschauen konnte.*“⁵³

Bereits im „*Wallenstein-Brief*“ an Schiller von 1800 beschäftigt ihn diese Frage: „*Die Sprache [...] erzeugt auch zugleich die Gegenstände, insofern sie Objekte unseres Denkens sind.*“⁵⁴ Solche Überlegungen kehren in verschiedenen Variationen immer wieder. In der Sprache werden Gedanken geäußert, die dem denkenden und sprechenden Menschen als objektive Aussagen entgegentreten – obwohl sie von ihm selbst stammen – und damit eine neue Qualität gewinnen, die wiederum zu neuer Auseinandersetzung einlädt.⁵⁵ „*Da Denken und Sprechen sich immer wechselseitig vollenden*“ entsteht auf beiden Seiten ein immer weiterführender Fortschritt.⁵⁶ Diese Objektivierung des Subjektiven als dynamisches Element der Gedankenentwicklung, das Zusammenspiel von „Ich“ und „Nicht-Ich“, ist ein charakteristisches Moment des deutschen Idealismus, wie es von Fichte und Hegel exzessiv zu Ende gedacht wurde.⁵⁷ Ein Dialektiker

51 Wilhelm von Humboldt, *Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*, GS VII, S. 55; wortgleich auch in: Wilhelm von Humboldt, *Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus*, GS V, S. 377.

52 Trabant, *Weltansichten* (wie Anm. 6), S.313. Vgl. auch Jürgen Trabant, *Über das Ende der Sprache*, in: „*Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache*“ (wie Anm. 16), S. 17-33; hier S. 20.

53 Wilhelm von Humboldt, *Fragmente der Monographie über die Basken* [1801-02], GS VII, S. 595f.

54 Wilhelm von Humboldt, *Brief vom Sept. 1800*, S. 206.; Trabant, *Humboldts Traditionen* (wie Anm. 18), S. 38.

55 Di Cesare, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 38), S. 279-281.

56 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, GS VII, S. 236.

57 Seine Affinität zu Fichtes „*Ich und Du*“-Thematik bekundet Humboldt im *Brief an Brinkmann*; vgl. *Wilhelm von Humboldts Briefe an Karl Gustav von Brinkmann*, hrsg. u. erl. von Albert Leitzmann, Leipzig: Hiersemann 1939, S. 154f.

war Humboldt wahrlich nicht, jedenfalls nicht im Sinne Hegels; denn sein Zusammenspiel von Subjektivität und Objektivierung in der Sprache ist kein geregelter Prozess der Höher- und Weiterentwicklung, sondern einfach nur ein dynamisches Element, das die Gedanken in Bewegung hält, ohne dass die Richtung dieser Bewegung benennbar wäre. In Bezug auf das Verhältnis von Sprache und Gedanken hat Hegel allerdings in seiner „*Enzyklopädie*“ einen ganz ähnlichen Gedanken vorgetragen, wenn er feststellt, dass mit der gesprochenen Sprache „*sich die Intelligenz*“ selbst „*zu einem Sächlichen*“ gestalte: „*Wir wissen von unseren Gedanken nur dann, haben nur dann bestimmte, wirkliche Gedanken, wenn wir ihnen die Form der Gegenständlichkeit, des Unterschiedenseins von unserer Innerlichkeit, also die Gestalt der Äußerlichkeit geben.*“⁵⁸

Dann freilich, wenn das Gedachte in Sprache gefasst und objektiviert wird, tritt auch bei Humboldt die Kommunikation in ihr Recht. Das Sprechen der Menschen miteinander, die „*Kommunikation*“, verstärkt die gedankenprägenden Effekte der Sprache und korrigiert sie: „*In der Erscheinung entwickelt sich jedoch die Sprache nur gesellschaftlich, und der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an Andren versuchend geprüft hat.*“⁵⁹ Selbst Kant, dem sprachwissenschaftliche Überlegungen sehr fern lagen, hat sich diesem Gedanken nicht verschließen können. An beiläufiger Stelle findet sich bei ihm eine ähnliche Bemerkung über den Zusammenhang von Sprechen – nicht Sprache – und Denken: „*Allein, wie viel und mit welcher Richtigkeit würden wir wohl denken, wenn wir nicht gleichsam in Gemeinschaft mit andern, denen wir unsere und die uns ihre Gedanken mitteilen, dächten.*“⁶⁰

Weltansicht

Sprachen bekunden eine „*Weltansicht*“. Das Wort findet sich mehrfach verstreut in Humboldts sprachwissenschaftlichen Schriften. In systematischer Absicht verwendet er es nicht, und wirklich ausgearbeitet hat er diesen Gedanken auch nicht. Aber die Grundidee ist klar ersichtlich: „*Da aller objectiven Wahrnehmung unvermeidlich Subjektivität beigemischt ist, so kann man schon unabhängig von der Sprache jede menschliche Individualität als einen eigenen*

58 Georg Wilhelm Friedrich, *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften III, Werke in zwanzig Bänden*, Bd. 10, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1970, S. 280.

59 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, GS VII, S. 55; wortgleich auch in: Wilhelm von Humboldt, *Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus*, GS V, S. 377; vgl. auch GS VI, 152.

60 Immanuel Kant, *Was heißt: Sich im Denken orientieren?*, in: ders.: *Werke in zehn Bänden*, hrsg. v. Wilhelm Weischedel, Bd. 5, Darmstadt: Wissenschaftl. Buchgesellschaft, 3. Aufl. 1968, S. 265-283, S. 280.

*Standpunkt der Weltansicht betrachten. Sie wird aber noch viel mehr dazu durch die Sprache.*⁶¹ Sprache ist ein komplexes System von Wörtern und Regeln. Nur in diesem System kann der Mensch sein Denken über die Welt fassen: Der Mensch „*umgibt sich mit einer Welt von Lauten, um die Welt von Gegenständen in sich aufzunehmen und zu bearbeiten.*“⁶²

Aber die Warnung ist berechtigt, diesen Begriff der „Weltansicht“ in seinem philosophischen Gehalt nicht zu überschätzen oder ihn gar mit dem sehr viel bedeutungsschwereren Begriff der „Weltanschauung“ in Verbindung zu setzen. Humboldts sprachliche „Weltansichten“ sind flexibel und kleinteiliger. Sie führen zu Nuancen und Varianten der sprachlichen Weltauffassung, aber nicht zu geschlossenen, von der jeweiligen Nationalsprache konstituierten „Ansichten“. Vor allem sind sie keine Gefängnisse, in die die Sprecher einer Nationalsprache eingeschlossen sind. In ihrer Vielfalt bieten sie vielmehr vielerlei Möglichkeiten an, die Welt anzusehen.⁶³ So hat Humboldt es auch selbst erlebt. Im Brief aus Rom vom Oktober 1803 an den Freund Brinkmann schreibt er über sein römisches Sprachstudium: „*Der innre geheimnißvoll wunderbare Zusammenhang aller Sprachen, aber vor allem der hohe Genuß, mit jeder neuen Sprache in ein neues Gedanken- und Empfindungssystem einzugehen, ziehen mich unendlich an.*“⁶⁴

Otto Friedrich Bollnow hat die Überlegungen Humboldts zu den „Weltansichten“ der Sprache ernst genommen und in das große, von der Pädagogik viel zu wenig diskutierte Thema „*Sprache und Erziehung*“ eingebunden. Zunächst nimmt er die Prämisse ernst, dass es hinter oder jenseits der Sprache keine Wirklichkeit gibt, die sich für den Menschen erfassen ließe.⁶⁵ Genauso ernst nimmt er die von Humboldt daraus gezogene Konsequenz, dass diese „Weltansicht“ keine Beengung, sondern eine Erweiterung ist oder sein sollte – Bollnow nennt es mit einem glücklichen Ausdruck die „*eröffnende Funktion*“ der Sprache: Sie eröffnet die Wirklichkeit, indem sie ihr eine bestimmte Deutung gibt und damit an die Welt heranführt – „*diese Doppelstruktur von Vorgriff vom Menschen aus und Erfüllung von der Wirklichkeit her muß als zum innersten Wesen der Sprache gehörig begriffen werden.*“⁶⁶

61 Wilhelm von Humboldt, *Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus*, GS V, S. 387.

62 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, GS VII, S. 60.

63 Trabant, *Weltansichten* (wie Anm. 6), S. 135-137.

64 *Wilhelm von Humboldts Briefe an Karl Gustav von Brinkmann* (wie Anm. 57), S. 157. – Vgl. Trabant, *Humboldts Traditionen* (wie Anm. 18), S. 141.

65 Otto Friedrich Bollnow, *Sprache und Erziehung*, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz: Kohlhammer, 2., durchges. Aufl. 1969, S. 123f.; 147f.

66 Ebd., S. 154.

Solche Einsichten sind der modernen Pädagogik des 21. Jahrhunderts längst verloren gegangen, die statt dessen den „Kampf gegen das Vorurteil“ auf ihre Fahnen geschrieben hat, ohne noch zu wissen, dass die „Vorurteile“ tief in die Sprache eingelagert sind und dass es ohne „Vorurteile“ – oder, richtiger gesagt, ohne „Vorverständnis“ – kein Weltverstehen geben kann.⁶⁷ Die Sprache dient der „Vermittlung zwischen Ich und Welt“ – der Vermittlung, wohlgemerkt, und nicht der Beschreibung oder Beherrschung der Welt durch das Subjekt. Denn die Sprache ist selbst tätig, nicht bloßes Instrument.⁶⁸ Im Brief an Schiller hat Humboldt diesen Gedanken noch einmal genauer gefasst: „Die Sprache ist daher, wenn nicht überhaupt, doch wenigstens sinnlich das Mittel, durch welches der Mensch zugleich sich selbst und die Welt bildet oder vielmehr seiner dadurch bewußt wird, daß er eine Welt von sich abscheidet.“⁶⁹

Hundert Jahre später hat Ernst Cassirer in seiner „*Philosophie der symbolischen Formen*“ diesen Gedanken wieder aufgegriffen. Seine Bezugnahmen auf Humboldt bleiben allerdings recht oberflächlich und eher referierend. Sie münden darin, jene Leerstelle zu füllen, die Kants System hinterlassen habe, denn „das Problem und Thema einer ‚*Philosophie der Sprache*‘ wird in ihm kaum jemals nur genannt oder auch nur angedeutet“.⁷⁰ Auch Humboldts Sprachphilosophie hat wohl ihre Wurzeln in seinen Kantstudien, denen er aber eine anthropologische Ausrichtung gibt, indem er eine „Wendung zur Sprache“ vollzieht, wobei der eigentliche „Angelpunkt“ die in der Kant-Diskussion vielumstrittene Frage der Rolle der „Einbildungskraft“ im Erkenntnisvermögen darstellt.⁷¹

Obwohl der ganze erste Band von Cassirers dreibändigem Werk der „*Sprache*“ gewidmet ist und Cassirers Kulturtheorie sehr eng an Humboldts Grundidee angelehnt ist, greift er auf Humboldt nur in einem sehr knappen Kapitel zurück.⁷² Was bei Humboldt nur eher implizit angedeutet ist, wird von Cassirer in breitester Ausführlichkeit ausgearbeitet: Die „*symbolischen Formen*“ – zu denen die Sprache als wichtigste gehört – sind ein intermediärer Bereich, der sich zwischen den Menschen und die Welt stellt und ihn von den Zwängen der Natur und Notwendigkeit

67 Vgl. Peter J. Brenner, *Das Problem der Interpretation. Eine Einführung in die Grundlagen der Literaturwissenschaft*, Tübingen: Niemeyer 1999, S. 61-63.

68 Di Donatella, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 38), S. 278f.

69 *Der Briefwechsel zwischen Friedrich Schiller und Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 13), S. 207.

70 Ernst Cassirer, *Die Kantischen Elemente in Wilhelm von Humboldts Sprachphilosophie*, in: ders.; *Gesammelte Werke*. Hamburger Ausgabe, Bd. 16, Hamburg: Meiner 2003, S. 105-134.

71 Trabant, *Traditionen Humboldts* (wie Anm. 18), S. 55f.; S. 80f.; S. 151. – Vgl. auch Markus Messling, *Pariser Orientlektüren. Zu Wilhelm von Humboldts Theorie der Schrift. Nebst der Erst-edition des Briefwechsels zwischen Wilhelm von Humboldt und Jean-François Champollion le jeune (1824-1827)*, Paderborn: Schöningh 2008 (Humboldt-Studien 11), S. 264.

72 Vgl. Ernst Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen, Erster Teil: Die Sprache*, Darmstadt: Wiss. Buchges. 1977, S. 99-108; bes. S. 103f.

befreit. Das ist ein altes Motiv der Kantischen Philosophie. So werden die symbolischen Formen ein Instrument der Befreiung, kein Gehäuse der Hörigkeit. So wie Cassirer seine symbolischen Formen versteht, so wird man auch Humboldts Auffassung von der „Weltansicht“ verstehen dürfen: nicht als Gefängnis, sondern als eine Möglichkeit zur individuellen Weltgestaltung: „so liegt in jeder Sprache eine eigenthümliche Weltansicht. Wie der einzelne Laut zwischen den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die innerlich und äußerlich auf ihn einwirkende Natur.“⁷³ Die Sprache ist, wie andere symbolische Formen auch, ein menschlicher Entwurf, der dynamisch gestaltet und auf Veränderung angelegt ist. Sie entwirft ein vom Menschen selbst geschaffenes, und doch nicht frei verfügbares, Zwischenreich der Kultur.⁷⁴ Die Individuen sind nicht gefangen in den Wörtern und den Regeln ihrer Sprache, sondern sie sind – ganz im Gegenteil – aufgefordert und haben auch die Möglichkeit dazu, die Grenzen der Sprache zu erweitern. Sprache ist unendlich wandelbar und erweiterbar, und das bietet den einzelnen Menschen die Möglichkeit, im freien Gebrauch der Sprache ihre „Weltansicht“ selbst zu gestalten und zu erweitern. Humboldt fasst es in unüberbietbarer Lakonik in seiner berühmt gewordenen Formel: „Sprache ist kein Werk (Ergon), sondern eine Thätigkeit (Energeia).“⁷⁵

Individualität

Die philosophische Seite von Humboldts Sprachstudien wird von ihm nicht systematisch ausgearbeitet. Aber es lässt sich doch recht gut erschließen, worauf es ihm ankommt. Zunächst einmal führt ihn die Sprachphilosophie wieder zu der Grundlage, die sein ganzes Leben und auch seine Lebensgestaltung begleitet: die Frage nach dem Individuum. Dass für Humboldt das „Individuum“ der Angelpunkt nicht nur seines theoretischen Denkens, sondern auch seiner persönlichen Lebensführung war, ist oft genug hervorgehoben worden.⁷⁶

Die Annahme, dass Humboldt Sprache „ganz von seiner Bildungsidee her zu erhellen“ versuche, ist sicher überpointiert.⁷⁷ Aber für Humboldt war es selbst-

73 Wilhelm von Humboldt, *Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus*, GS V, S. 387.

74 Peter J. Brenner, *Kulturanthropologie und Kulturhermeneutik. Grundlagen interkulturellen Verstehens. Ein Zwischenbericht*, in: ders., *Kultur als Wissenschaft. Aufsätze zur Theorie der modernen Geisteswissenschaft – vor Bologna, nach Bologna*, 2., stark erw. Aufl., Münster u.a.: LIT 2010 (Literatur, Kultur, Medien 1), S. 75-103; hier S. 94f.

75 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, GS VII, S. 46.

76 Gall, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 11), S. 62f.

77 Clemens Menze, *Persönlichkeit und Werk Wilhelm von Humboldts*, in: *Wilhelm von Humboldt. Bildung und Sprache*, hrsg. v. Clemens Menze, Paderborn: Schöningh 1974, S. 142-150; hier S. 150; zur Rolle der Sprache in Humboldts Bildungsreform vgl. Clemens Menze, *Die Bildungsreform Wilhelm von Humboldts*, Hannover/Berlin: Schroedel 1975, S. 38-45.

verständlich, dass seine Sprachstudien einen Beitrag zur Erschließung der „*Menschenbildung*“ leisten werden,⁷⁸ eben weil Sprache und Bildung so eng zusammenhängen.

Dass ein enger Zusammenhang zwischen der Sprache und der Bildung des Menschen bestehe, lag nicht nur für Humboldt auf der Hand. Das war ein wesentlicher Grundsatz des abendländischen Bildungsgedankens seit Aristoteles⁷⁹ – „*am Anfang war das Wort*“, heißt es bekanntlich an prominenter Stelle. In der höheren Bildung der Neuzeit und bis ins mittlere 20. Jahrhundert hinein trug man dieser Einsicht dadurch Rechnung, dass der Erwerb der klassischen Fremdsprachen Latein und Griechisch zu den zentralen Bestandteilen des Curriculums der höheren Schule gehörte. In Humboldts schulpolitischen Entwürfen findet sich diese Bevorzugung der antiken Sprachen wieder, aber in einer originellen didaktischen Wendung: Humboldt geht es nicht um die disziplinierende, sondern um die befreiende Wirkung von Sprache: „*Die Erlernung einer fremden Sprache sollte daher die Gewinnung eines neuen Standpunctes in der bisherigen Weltansicht seyn, das jede das ganze Gewebe der Begriffe und Vorstellungsweise eines Theils der Menschheit enthält.*“⁸⁰ Die Schüler sollen fremde Sprachen lernen, um auch andere „*Weltansichten*“ kennenzulernen. In diesem Fall sind es die Weltansichten der Griechen und der Römer. Sie werden von Humboldt als vorbildlich empfunden, sodass deren Studium ganz besonders „*zur Bildung des schönen menschlichen Charakters*“ beitrage.⁸¹

Diese Sprachauffassung des Bildungsreformers Humboldt hat enorme Auswirkungen auf den Sprachunterricht der höheren Schulen in Deutschland bis gegen Ende des 20. Jahrhunderts gehabt. Kritiker sprechen von einem „*posthumboldtschen Ungeist*“, der sich in der Fremdsprachendidaktik etabliert und eine strukturelle Ineffektivität des Fremdsprachenunterrichts bewirkt habe.⁸² In der Tat zielte der gymnasiale Sprachunterricht auch in den neueren Fremdsprachen nicht auf den „*Gebrauch*“ der Sprache, also auf die Fähigkeit zu ihrer Verwendung in Alltagszusammenhängen, sondern auf den Erwerb einer „*Bildungssprache*“, welche im Sinne Humboldts eine Weltansicht vermittele.

78 Wilhelm von Humboldt, *Ueber das vergleichende Sprachstudium*, GS IV, S. 1.

79 Vgl. Josef Dolch, *Lehrplan des Abendlandes*, Ratingen: Henn, 2. Aufl. 1965, S. 40; zur Sprache in der Schule des Neuhumanismus vgl. S. 339f. – Vgl. auch Michael Maurer, *Wilhelm von Humboldt. Ein Leben als Werk*, Köln/Weimar/Berlin: Böhlau 2016, S. 182f.

80 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*, GS VI, S. 180.

81 Wilhelm von Humboldt, *Briefe an Friedrich August Wolf* (wie Anm. 23), S. 29 (Brief vom 23.01.1793).

82 Konrad Schröder, *Der Mensch ist einsprachig*, in: Oliver Ernst/Jan Claas Freienstein/Lina Schaipp, *Populäre Irrtümer über Sprache*, Stuttgart: Reclam 2011, S. 72-88; hier S. 84.

Humboldts Bildungsreform hatte die alte Einsicht erneuert, dass im Zentrum eines jeden Bildungswegs die Sprache – und zwar nicht nur die Muttersprache – heute „Erstsprache“ oder „Landessprache“ genannt –, sondern, zumindest in der höheren Bildung, auch mindestens zwei Fremdsprachen stehen müssen. Das war ein Kernpunkt von Humboldts Gymnasialreform, und diese „zweite Fremdsprache“ ist in Deutschland bis heute das Merkmal geblieben, welche das gymnasiale Abitur von anderen „Hochschulzugangsberechtigungen“ unterscheidet. Humboldts Verständnis der „*Einheit von Kultur und Nation*“ hat die Zielsetzung landeskundlich orientierten Fremdsprachenunterrichts lange geprägt, meist – mit Ausnahme der NS-Zeit – mit dem Ziel der Völkerverständigung.⁸³

Während es heute als Fortschritt gefeiert wird, den Gebrauchswert der neueren Fremdsprachen in den Vordergrund des schulischen Unterrichts zu stellen, erschien früheren Zeiten gerade die Überwindung dieser utilitaristischen Auffassung von schulischem Sprachunterricht als die Aufgabe der höheren Bildung. Denn nur, wenn die Sprache nicht nur als „*Gebrauchssprache*“, sondern eben auch als „*Bildungssprache*“ vermittelt werde, könne der Fremdsprachenunterricht die „*allgemeine Bildungsaufgabe der höheren Schule*“ fördern.⁸⁴

Dieses Ziel kann in der modernen Fremdsprachendidaktik weiterhin Zustimmung finden, dient es doch der Anerkennung des Anderen in seiner Andersartigkeit. Aber richtig lernen, wie Humboldt sich das vorgestellt hatte, muss man dafür die Sprache nicht. An die Stelle des „*Sprachkönnens*“ soll eher das „*Sprachwissen*“ treten, eine Forderung, die nicht ganz so neu ist, wie ihre Verfechter in der modernen Fremdsprachendidaktik glauben machen wollen. Sie wurde schon am Ende des 19. Jahrhunderts erhoben.⁸⁵ „*Empathie für das Fremde*“ und „*internationale Solidarität*“ als Ziele des modernen Fremdsprachenunterrichts setzen weniger das richtige Verstehen voraus, sondern eher die freudige Bereitschaft, sich auf die andere Sprache einzulassen. Seit Humboldt hat sich mithin die Zielsetzung des Fremdsprachenunterrichts gewandelt: „*Die unter realistischen Bedingungen erreichbare Zwischensprache der Lerner, ihre ‚Interlanguage‘, ist deshalb in ihrer didaktischen Qualität als Zielsetzung des Unterrichts anzuerkennen.*“⁸⁶ Unter „*Interlanguage*“ ist dann wohl eine Art modernisiertes Pidgin-English zu verstehen.

83 Eynar Leopold, *Landeskundliches Curriculum*, in: *Handbuch Fremdsprachenunterricht*, hrsg. v. Karl-Richard Bausch/Herbert Christ/Hans-Jürgen Krumm. Tübingen/Basel: Francke 2007, S. 127-133; hier S. 129.

84 Adolf Bohlen, *Methodik des neusprachlichen Unterrichts*, Heidelberg: Quelle und Meyer, 4., erw. Aufl 1963, S. 1.

85 Reiner Lehberger, *Geschichte des Fremdsprachenunterrichts bis 1945*, in: Meinert A. Meyer, *Erziehungswissenschaft*, in: *Handbuch Fremdsprachenunterricht* (wie Anm. 83), S. 609-613; hier S. 613.

86 Meinert A. Meyer, *Erziehungswissenschaft*, in: *Handbuch Fremdsprachenunterricht* (wie Anm. 83), S. 43-54; hier S. 46.

Sprache und Nation

Humboldts Sprachphilosophie spannt das Thema der Sprache zwischen den Polen der Individualität auf der einen und der Menschheit auf der anderen Seite aus. In der Mitte steht jedoch ein drittes Moment, nicht vermittelnd, sondern als eigenständiger Eckpunkt eines Dreiecks: die „Nation“. In der Rezeptionsgeschichte der Gegenwart ist dieser Aspekt nicht unterschlagen, aber doch marginalisiert worden.⁸⁷ Der Empiriker Humboldt ist sich aber dessen bewusst, dass „die Sprache“ ein philosophisches Konzept ist, das sich aus einer Mannigfaltigkeit einzelner Sprachen zusammensetzt. Humboldt weiß, wie jeder andere auch, dass jede Sprache eine Nationalsprache ist: die Sprache „gehört immer der ganzen Nation an; auch in dieser empfangen die späteren Generationen dieselbe von früher da gewesenen Geschlechtern“.⁸⁸ Die „Charaktere“ dieser einzelnen Nationalsprachen, ihre Unterschiede und Gemeinsamkeiten, in größtmöglicher Breite herauszustellen, war ja das eigentliche Programm, das Humboldt in seinen letzten eineinhalb Lebensjahrzehnten verfolgte. Man könnte die nationale Sprachgemeinschaft eine „*Individualität höherer Ordnung*“ nennen,⁸⁹ wenn man den Begriff der Nation unbedingt vermeiden will, und in der Tat hat Humboldt die Formulierung gefunden: „eine Sprache ist eine geistige Individualität“.⁹⁰

In seinem Fragment gebliebenen Text von 1806 „*Latium und Hellas oder Betrachtungen über das classische Alterthum*“ formuliert er in andeutender Systematik die weitreichende, aber nicht neue These, dass „nur in der Sprache sich der ganze Charakter“ einer Nation ausprägen.⁹¹ Dass in dieser Weise Sprache und Nation eng miteinander zusammenhängen, einander auch wechselseitig bedingen und formen, ist eine Prämisse seiner Sprachphilosophie und ein Ausgangspunkt seiner empirischen Sprachforschungen.

Schon in seinen ersten Studien zu den Basken hatte er die Frage aufgeworfen, was die eigentümlichen Merkmale der baskischen Nation seien und wie

87 Charakteristisch ist der Titel des 2011 erschienenen Sammelbandes: „*Individualität und Universalität*“. Kurioser- und bezeichnenderweise sind die beiden Artikel, die sich mit der Frage des Zusammenhangs von Sprache und Nation befassen, von ausländischen Wissenschaftlern verfasst, einer Italienerin und einem Franzosen.

88 Wilhelm von Humboldt, *Ueber das vergleichende Sprachstudium*, GS IV, S. 24.

89 Jürgen Trabant, *Arbeit des Geistes*, in: *Wilhelm von Humboldt. Universalität und Individualität*, hrsg. v. Ute Tintemann/Jürgen Trabant, München: Fink 2012, S. 13-29; hier S. 25; vgl. auch Trabant, *Humboldts Traditionen* (wie Anm. 18), S. 47.

90 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*, GS VI, S. 151.

91 Wilhelm von Humboldt, *Latium und Hellas oder Betrachtungen über das classische Alterthum*, GS III, S. 166; vgl. Gall, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 11), S. 115-118.

weit die baskische Sprache zur Ausbildung dieser Merkmale beitrage.⁹² Dieses Thema einer empirischen Charakterkunde einzelner Völker, das er bei den antiken Griechen und den Basken versuchsweise aufgegriffen hatte, lässt Humboldt aber bald wieder liegen. Es wäre für einen Einzelnen mit empirischer Forschung nicht zu bewältigen gewesen. Erhalten bleibt aber von dieser frühen Fragestellung die Einsicht in „den für Humboldt unaufhebbaren Zusammenhang von Sprache und Nation“.⁹³

Wer Humboldt verstehen will, muss seine Zeit verstehen. Das gilt für diese Frage des Zusammenhangs von Sprache und Nation in besonderer Weise. Es ist die Zeit der durch die Französische Revolution befeuerten Kriege zwischen den Staaten, die in erster Linie noch dynastische Kriege waren. Aber nach dem Vorbild der französischen Revolutionäre bildete sich in diesen Kriegen in den einzelnen Staaten in unterschiedlicher Weise und unterschiedlicher Geschwindigkeit der Nationalgedanke heraus. Einerseits diente er der Abwehr französischer Usurpationsansprüche, andererseits aber unterhöhlte er auch den eigenen alten absolutistischen Staat. Humboldt geht auf die zeitgeschichtlichen politischen Entwicklungen fast nicht ein. Er war, anders als sein Bruder, kein Bewunderer Napoleons und des nachrevolutionären Frankreichs, äußert sich dazu aber fast nicht.⁹⁴

Aber die in dieser Zeit sich herausbildenden Vorstellungen einer Nation bilden eine tragende Säule sowohl seiner politischen wie bildungsreformerischen wie schließlich auch sprachphilosophischen Schriften. Das ist kein Zufall. Seit dem frühen 19. Jahrhundert geht die Sprachwissenschaft eine enge Verbindung mit der „Nation“ ein und gewinnt damit unausweichlich eine politische Konnotation. Bereits 1804 hatte Ernst Moritz Arndt, Humboldts Altersgenosse und einer der tonangebenden antinapoleonischen Propagandisten in den Befreiungskriegen, darauf hingewiesen, dass jede Sprache ihre eigentümliche Charakteristik habe. Das ist eine politisch zunächst unverfängliche Erinnerung an eine Auffassung, die bereits bei Dante und im europäischen Humanismus entwickelt worden war. Ein Jahrzehnt später, in den Jahren der Befreiungskriege, gewinnt diese Auffassung eine andere Färbung. In der Zeit um 1813 ist Arndt einer der „herausragenden Vertreter dieser nationalistischen Sprachauffassung“, eine zeitgeschichtliche Position, die er mit Jahn und Fichte teilt, der in seinen „Reden an die deutsche Nation“ die Frage nach der Nationalsprache gleich an den An-

92 Vgl. Ruprecht Mattig, *Wilhelm von Humboldts „Die Vasken“. Anmerkungen zu Theorie, Methode und Ergebnissen eines Klassikers kulturanthropologischer Bildungsforschung*, in: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 15 (2012), H. 4, S. 807-827; hier bes. S. 810f.; S. 819f. – Vgl. auch Maurer, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 79), S. 150f.

93 Vgl. Messling, *Pariser Orientlektüren* (wie Anm. 71), S. 267.

94 Vgl. Gall, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 11), S. 130.

fang gestellt hatte.⁹⁵ Ob es angebracht ist, hier von einer „*xenophoben Blickverengung*“ und von einer „*Abschottung gegenüber allen nicht aus der Sphäre des Eigenen stammenden Eindrücken*“ zu sprechen,⁹⁶ ist zumindest im Falle Arnnds zweifelhaft. „Fremdenfeindlich“ war er gewiss nicht. Zu seinen bedeutenderen Schriften gehören seine Berichte über die Reisen, bei denen er verschiedene Länder Europas kennen lernte und in denen er keine Spur von Chauvinismus – das Wort hat eine andere Bedeutung als ihm ein gender-inspirierter Sprachgebrauch inzwischen hat zuwachsen lassen – erkennen lässt. Zweimal musste sich Ernst Moritz Arndt auf der Flucht vor den alle Grenzen in Europa niederreißenden Truppen Napoleons unter den Schutz fremder Herrscher, des schwedischen Königs und des russischen Zaren, begeben. Zum Kosmopoliten hat ihn das trotzdem nicht gemacht. Unter dem Eindruck der napoleonischen Gewalt Herrschaft in den besetzten Gebieten steigerte er sich in einen rhetorisch maßlosen Franzosenhass hinein. Dass Nationalismus aber zu Lebzeiten Ernst Moritz Arnnds, Johann Gottlieb Fichtes und eben der Brüder Humboldt auch Kampf für Freiheit und Demokratie bedeutete, ist die andere Seite der Medaille.

Wenn Humboldt in seinen sprachtheoretischen Schriften die Nation als einen wichtigen Referenzpunkt setzt, dann kommt das also nicht von ungefähr. Bereits in seiner ersten größeren Schrift, den erst sehr viel später wirksamen „*Ideen zu einem Versuch die Gränzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen*“ von 1792, spielt die Nation eine wichtige Rolle. Die Nation gewann für Humboldt zusehends mehr die Bedeutung einer „*Sprach- und Kulturgemeinschaft*“.⁹⁷ Gerade sein Paris-Aufenthalt am Jahrhundertende führte ihm die Bedeutung vor Augen, welche die „*nationale Herkunft, die Prägung durch das ‚Nationale‘, für jeden Menschen, also auch für ihn habe*“.⁹⁸

Die Begrifflichkeit ist in der Schrift über die „*Gränzen des Staates*“ unscharf, eine systematische Trennung von „*Staat*“ und „*Nation*“, nimmt Humboldt noch nicht vor, aber sie deutet sich an. Entgegen einer verbreiteten Rezeptionsgeschichte, die kaum über die Lektüre des Titels hinausgekommen sein dürfte, ist Humboldts Staat keineswegs der liberale Staat, den die Utilitaristen des 19. Jahrhunderts entworfen haben, auch wenn sich deren Urvater, John Stuart Mill, in der Mitte des 19. Jahrhun-

⁹⁵ Vgl. Jürgen Schiewe, *Nationalistische Instrumentalisierungen: Ernst Moritz Arndt und die deutsche Sprache*, in: *Ernst Moritz Arndt (1769-1860). Deutscher Nationalismus - Europa - Transatlantische Perspektive*, hrsg. v. Walther Erhart/Arne Koch, Tübingen: Niemeyer 2007 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 112), S. 113-120; hier S. 114f.

⁹⁶ Anja Stukenbrock, *Sprachnationalismus. Sprachreflexion als Medium kollektiver Identitätsstiftung in Deutschland (1617-1945)*, Berlin/New York: de Gruyter 2005 (Studia Linguistica Germanica 74), S. 288f.

⁹⁷ Gall, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 11), S. 67.

⁹⁸ Ebd., S. 91.

derts ausdrücklich auf Humboldt beruft.⁹⁹ Bereits in dieser frühen Schrift stellte sich die Frage nach dem Verhältnis des Einzelnen zur Nation. Hier behilft sich Humboldt zunächst mit einer Metapher: „*Der Einzelne ist in Verhältniss zu seiner Nation nur in der Art ein Individuum, wie ein Blatt im Verhältniss zum Baum.*“¹⁰⁰ Dass Humboldt auf diese Frage eine spezifische Antwort gefunden hat, ist in der deutschen Wirkungsgeschichte kaum bemerkt worden: „*Einer kritischen Auffassung des Staates, der nicht zufällig in seinen Grenzen negativ definiert und als Zwang angesehen wird, setzt Humboldt nicht das Individuum in seiner abstrakten Freiheit, sondern eine selbständige Gemeinschaft von Individuen entgegen.*“¹⁰¹ Die Bedeutung dieses Befundes lässt sich gar nicht überschätzen. Der größere Teil der Schrift besteht nicht darin, dem Staat seine Grenzen zuzuweisen, sondern sehr präzise die recht umfangreichen Aufgaben zu bestimmen, die ihm zukommen, damit er seine eigentliche Aufgabe erfüllen kann: die Freiheit des Einzelnen zu sichern.

Dabei spielt der Begriff der „*Nation*“ eine zentrale Rolle. Sicherlich inspiriert von der Französischen Revolution und ihrer in den Koalitionskriegen gerade sehr erfolgreichen Revolutionsarmee, fordert Humboldt eine allgemeine Wehrpflicht, um die Nation und das Nationalgefühl zu stärken: „*Die Abkehr vom Staat ist also der Übergang zur Gemeinschaft*“¹⁰², die bei Humboldt noch „*Nation*“ heißt. Ganz ähnlich argumentiert Humboldt dann 15 Jahre später bei seiner Bildungsreform. Hier taucht der gleiche Gedanke in einer anderen Variation auf. „*Humboldts Bildungsideal*“ wurde allzu lange im Sinne eines neuhumanistischen Individualismus gelesen. Überlesen wurde dabei, dass Humboldt nicht nur die Universitäten, sondern auch die Schulen dem Zugriff des Staates entziehen und sie der Obhut der Nation anvertrauen wollte.¹⁰³ In einem Brief an Bernhard Christian Ludwig Natorp, der maßgeblich als Berater und Organisator an „*Humboldts Bildungsreform*“ mitgewirkt hat, formuliert er dieses Prinzip: „*Es wäre unrecht, alles vom Staat allein zu verlangen; es wirkt heilsam auf die Selbständigkeit der Nation, wenn große wohlthätige Veranstaltungen gleichsam aus ihrem eigenen Schoße, ohne positive Mitwirkung der Regierung, hervorgehen.*“¹⁰⁴ Jede Gemeinde solle für ihre Schule selbst verantwortlich sein

99 Humboldts Staatsschrift erschien 1851 in Breslau und in englischer Übersetzung 1856 in London.

100 Wilhelm von Humboldt, *Betrachtungen über die Weltgeschichte*, GS III, S. 352.

101 Donatella di Cesare, *Über Humboldt in der Zukunft*, in: *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 4), S. 161-169; hier S. 162.

102 Vgl. ebd., S. 165.

103 Vgl. Maurer, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 79), S. 174f.

104 Wilhelm von Humboldt, *Brief an Bernhard Christian Ludwig Natorp vom 14. März 1809*, GS XVI, S. 94; vgl auch Peter J. Brenner, *Bildung – Schule – Wirklichkeit. Das vergessene Erbe der Brüder Humboldt*, in: *Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e. V.*, Bd. 30: *Die Humboldt-Brüder – eine unerschöpfliche Quelle*. Roßdorf: TZ-Verlag 2013, S. 49-83; hier S. 66-68.

– konkret: sie auch selbst finanzieren –, um auf diese Weise die Nation der Bürger gegenüber den Ansprüchen des Staates zu festigen. Das sind originelle praktische Wendungen eines Gedankens, der für die Neubestimmung der europäischen Staaten nach 1800 eine zentrale Rolle spielte.¹⁰⁵ In der Summe laufen diese verstreuten, aber fundamentalen Überlegungen darauf hinaus, dass die Individuen ihre Probleme selbst lösen sollen, sei es allein, sei es „*in sich frei organisierenden Gemeinschaften*“.¹⁰⁶ Der Staat soll sich zurücknehmen, „*dass leichter Gemeinheiten entstehen, deren Wirksamkeit in diesen und vielfältigen ähnlichen Fällen an die Stelle des Staates treten könne.*“¹⁰⁷

Eine bemerkenswerte, in Deutschland weitgehend unbeachtet gebliebene Rezeption haben diese Überlegungen Humboldts in der angelsächsischen politikwissenschaftlichen Diskussion des ausgehenden 20. Jahrhunderts gefunden. In dem weltweit bahnbrechenden Buch zur Gerechtigkeitstheorie von John Rawls taucht Humboldt an ganz unvermuteter Stelle als Referenzfigur auf. Rawls zitiert Humboldt als Gewährsmann für jenen abstrakten Individualismus, auf den er selbst seine Gerechtigkeitstheorie gründet: „*Man kann also mit Humboldt sagen, durch die auf die Bedürfnisse und Fähigkeiten ihrer Mitglieder aufgebaute soziale Gemeinschaft könne jeder an der Gesamtheit der verwirklichten natürlichen Fähigkeiten der anderen teilhaben.*“¹⁰⁸ Die Individuen sind darauf angewiesen, sich wechselseitig durch ihre je individuellen Fähigkeiten zu ergänzen. „*Nur in einer sozialen Gemeinschaft ist der einzelne vollständig entwickelt.*“¹⁰⁹ Aber bei dieser „*sozialen Gemeinschaft*“ hat Rawls offensichtlich eher Adam Smith – den er an dieser Stelle auch anführt – vor Augen als Humboldt. Denn Humboldts Gemeinschaft ist etwas anderes als eine Ansammlung einander sich in ihren Fähigkeiten ergänzender Individuen.

Der kanadische Philosoph Charles Taylor stellt Rawls eine andere Humboldt-Deutung entgegen. Taylor ist sicher einer der besten Kenner des deutschen Idealismus und seiner langen Vorgeschichte. Für ihn ist Humboldt ein früherer Vorläufer des modernen Kommunitarismus, jener politischen Theorie also, welche Gesellschaften, auch moderne, nicht nur als eine regelgeleitete Versammlung

105 Gall, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 11), S. 144f.; S. 198.

106 Ebd., S. 330.

107 Wilhelm von Humboldt, *Ideen zu einem Versuch, die Gränzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen*, GS I, S.188.

108 John Rawls, *Eine Theorie der Gerechtigkeit*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1979, S. 568. – Rawls zitiert hier in einer Fußnote sehr ausführlich eine Passage aus Humboldts Schrift über die „*Gränzen des Staates*“ (GS I, S. 107). Er relativiert den Humboldt-Bezug aber deutlich mit dem Hinweis, dass diesen Gedanken schon „viele“ gehabt haben müssen, und erwähnt Kant und weitere Referenzautoren, von denen diese Idee bereits mehr oder weniger deutlich entwickelt wurde.

109 Rawls, *Eine Theorie der Gerechtigkeit*, (wie Anm. 108), S. 569 (Fn. 4).

isolierter Individuen begreift, sondern als aus kontingenten historischen Umständen hervorgegangene Gemeinschaften, deren Lebensbedingungen nicht beliebig zur Disposition stehen. Mit Blick auf Humboldt – und Hegel – hat Taylor den Begriff des „*holistischen Individualismus*“ verwendet.¹¹⁰ Der „*atomistischen liberalen Tradition*“ der Staatsauffassung wird die „*politisch organisierte Gemeinschaft*“ als Gegenmodell gegenübergestellt.¹¹¹ Die angelsächsische Variante des Liberalismus gewinnt dadurch einen kontinentalen Akzent: „*Ich widme mich nicht der Verteidigung der Freiheit von einfach irgend jemandem, sondern ich fühle das Band der Solidarität mit meinen Landsleuten in unserem gemeinsamen Unternehmen, dem gemeinsamen Ausdruck unserer jeweiligen Würde.*“¹¹²

Diese Bezugnahmen auf Humboldt sind nicht sehr tiefgreifend, eröffnen aber einen Ansatzpunkt der Humboldt-Interpretation, der in der deutschen Rezeption nur wenig beachtet wird.¹¹³ Unstreitig ist für Humboldt, so wenig er es auch selbst reflektiert, dass das Individuum das Zentrum seiner philosophischen Reflexion ist. Aber ebenso bewusst ist ihm, dass das Individuum in „*holistische*“ Gesamtzusammenhänge eingebettet ist, in denen die Sprache wiederum ein zentrales konstitutives Moment darstellt.

Humboldts Bezugnahmen auf die „*Nation*“ sowohl in seiner Staatstheorie wie in der Sprachphilosophie wird man nicht als dumpfen Nationalismus deuten dürfen, wozu man heute aus Unkenntnis ideengeschichtlicher Zusammenhänge neigt. Sie ergeben sich vielmehr aus den Sachzwängen, die eine Beschäftigung mit der „*Sprache*“ nun einmal mit sich bringt, einerseits und aus den historischen Konstellationen des beginnenden 19. Jahrhunderts andererseits.¹¹⁴ Dass sich der preußische Beamte und Diplomat auf internationalem Parkett in seinen Denkschriften mit der Rolle Deutschlands im nachnapoleonischen Europa auseinandersetzen musste, war unvermeidlich.¹¹⁵ Seine Position war klar: „*Deutschland muss frei und stark seyn, nicht bloss, damit es sich gegen diesen, oder jenen Nachbar, oder überhaupt gegen jeden Feind verthei-*

110 Charles Taylor, *Aneinander vorbei: Die Debatte zwischen Liberalismus und Kommunitarismus*, in: *Kommunitarismus. Eine Debatte über die moralischen Grundlagen moderner Gesellschaften*, hrsg. v. Axel Honneth, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 103-130; hier bes. S. 108.

111 Charles Taylor, *Hegel*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 7. Aufl. 2014, S. 507.

112 Taylor, *Aneinander vorbei* (wie Anm. 110), S. 111; vgl. Charles Taylor, *Language and human nature*, in: ders., *Human agency and language. Philosophical papers*, Cambridge u.a.: Cambridge UP1985, S. 213-247; hier S. 231-234.

113 Walter Reese-Schäfer, *Grenzgötter der Moral. Der neuere europäisch-amerikanische Diskurs zur politischen Ethik*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1997, S. 298f.; S. 628f.

114 Vgl. zu den ideengeschichtlichen Konstellationen Charles Taylor, *Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Individualität*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 8. Aufl. 2012, S. 722-726.

115 Maurer, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 79), S. 204f.

digen könne, sondern deswegen, weil nur eine, auch nach aussen hin starke Nation den Geist in sich bewahret, aus dem auch alle Segnungen im Innern strömen.“¹¹⁶ Das ist die nüchterne Kalkulation eines Diplomaten, der die Stimme Deutschlands im internationalen Konzert der Mächte zu Gehör zu bringen hatte.¹¹⁷ Dabei bringt er, wohl weniger an die Politiker als an die Öffentlichkeit gerichtet, das „Nationalgefühl“ als strategisches Argument in die Diskussion ein.¹¹⁸

In der „Denkschrift“ für den Freiherrn vom Stein widmet Humboldt dem Problem des nationalen Zusammenhalts darüber hinaus gehende grundsätzliche Überlegungen: „wie die Natur Individuen in Nationen vereinigt und das Menschengeschlecht in Nationen absondert, ein überaus tiefes und geheimnisvolles Mittel, den Einzelnen, der für sich nichts ist, und das Geschlecht, das nur im Einzelnen gilt, in dem wahren Wege verhältnismässiger und allmählicher Kraftentwicklung zu erhalten. Und obgleich die Politik nie auf solche Ansichten einzugehen braucht, so darf sie sich doch nicht vermessen, der natürlichen Beschaffenheit der Dinge entgegen zu handeln. Nun aber wird Deutschland in seinen, nach den Zeitumständen erweiterten oder verengerten Grenzen immer, im Gefühle seiner Bewohner und vor den Augen der Fremden Eine Nation, Ein Volk, Ein Staat bleiben.“¹¹⁹

Humboldts Nationalismus war der deutsche Patriotismus eines preußischen Kosmopoliten, weit entfernt von den chauvinistischen Auswüchsen, die der antinapoleonische Franzosenhass in diesen Jahren bei deutschen Intellektuellen annehmen konnte.¹²⁰ In seinem weiteren Umfeld hat man aus dem Befund des Zusammenhangs von Sprache und Nation unmittelbar politisches Kapital zu schlagen versucht. Ernst Moritz Arndt, Humboldts Altersgenosse und einer der tonangebenden antinapoleonischen Propagandisten in den Befreiungskriegen, hat die Formel gefunden, die lange Zeit politisch gültig war: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ fragte er 1813 in einem wirkungsmächtigen Lied, das in den „Deutschen Wehrliedern für das Königl. Preuß. Frei-Corps“ erstmals veröffent-

116 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die deutsche Verfassung*, GS XI, S. 97.

117 Heinz Angermeier, *Deutschland zwischen Reichstradition und Nationalstaat. Verfassungspolitische Konzeptionen und nationales Denken von 1801 bis 1815*, in: ders., *Das alte Reich in der deutschen Geschichte: Studien über Kontinuitäten und Zäsuren*. München: Oldenbourg 1991, S. 449-521; hier S. 276f.; vgl. auch Maurer, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 79), S. 169.

118 Claude D. Conter, *Jenseits der Nation. Das vergessene Europa des 19. Jahrhunderts. Die Geschichte der Inszenierungen und Visionen Europas in Literatur, Geschichte und Politik*, Bielefeld: Aisthesis 2004, S. 102.

119 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die deutsche Verfassung*, GS XI, S. 195; vgl. auch Gall, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 11), S. 267-272.

120 Vgl. Gall, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 11), S. 263.

licht wurde. Die Antwort lautete: „*So weit die deutsche Zunge klingt*“.¹²¹ Ganz neu war der Gedanke nicht, dass die Nation wesentlich durch die Sprache definiert wird, aber in dieser dezidiert politischen Zuspitzung wurde er erst in den Befreiungskriegen formuliert. Humboldt ist hier wesentlich zurückhaltender, und schon gar nicht interessieren ihn die nationalistischen Untertöne dieser Gedankenbewegung, die Nation und Sprache zusammenbindet. Der erste Biograph Wilhelm von Humboldts, Rudolf Haym, der seine Monographie 1856 veröffentlichte, hat als ehemaliger Vormärzliberaler noch diesen Aspekt in Humboldts Denken erkannt und ihn als tragende Säule hervorgehoben.¹²² Die neuere Zeit tut sich schwerer damit, aber immerhin kann man Humboldt zugestehen, dass die „*Lösung der Sprachenfrage von der Biologie und ihre Verbindung mit dem Begriff der Nation*“ ein Schritt in die richtige, die kosmopolitische Richtung war.¹²³

Immer wieder kommt Humboldt in seinen politischen Schriften und Empfehlungen auf die Sprache zurück, welche die „*Länder zu einem Ganzen*“ verbindet, die durch „*ihre Stammverwandtschaft und Sprache offenbar eine Einheit ausmachen*.“¹²⁴ Humboldt denkt die Nation nicht nationalistisch und schon gar nicht völkisch. Die Nation ist das, was die Menschen jenseits der Institutionen des Staates zusammenhält. Eine Nation entwickelt sich im Zusammenspiel von Sprache, Tradition, Sitten und Gebräuchen und sozialen Bindungen.

Humboldts Feststellung der engen Verbindung von Nation und Sprache enthält eine weitere politische Implikation. Ihm wurde aufgrund seiner vergleichenden Sprachstudien vorgeworfen, Inszenator einer „*protokolonialistischen*“ Sprachpolitik gewesen zu sein.¹²⁵ Ruth Römer hat den Vorwurf gegen Humboldt erhoben, mit seiner Höherwertung der „*flektierenden*“ Sprachen die Sprachwissenschaft nicht nur auf eine falsche Fährte, sondern sie auch implizit auf den Pfad eines rassistischen Denkens gelockt zu haben. Humboldt habe „*unglaubliche und heute unfassbare Werturteile über die Sprachen*“ ausgesprochen.¹²⁶ Ganz so dramatisch, dass man hier gleich einen „*moralischen Mangel*“ von Humboldts

121 Vgl. Ernst Moritz Arndt, *Des Deutschen Vaterland*, in: ders., *Ausgewählte Werke in 16 Bänden*, hrsg. v. Heinrich Meissner/Robert Geerds, Bd. 3, Leipzig: Hesse & Becker o.J., S. 25f; vgl. auch: Sigrid Nieberle, „*Und Gott im Himmel Lieder singt*“. *Zur prekären Rezeption von Ernst Moritz Arndts Des Deutschen Vaterland*, in: *Ernst Moritz Arndt* (wie Anm. 95), S. 121-136; hier S. 124f.

122 Vgl. Rudolf Haym, *Wilhelm von Humboldt, Lebensbild und Charakteristik*, Berlin: Gaertner 1856, S. 51-57 u.ö.

123 Messling, *Gebeugter Geist* (wie Anm. 26), S. 340.

124 Wilhelm von Humboldt, *Der deutsche Bund*, GS XII, S. 74; vgl. auch Gall, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 11), S. 301.

125 Messling, *Pariser Orientlektüren* (wie Anm. 71), S. 227-276; Thouard, *Wilhelm von Humboldt und das vergleichende Sprachstudium* (wie Anm. 35), S. 177.

126 Ruth Römer, *Sprachwissenschaft und Rassenideologie in Deutschland*, München: Fink, 2., verb. Aufl. 1989, S.108; vgl. auch – moderater – Messling, *Gebeugter Geist* (wie Anm. 26), S. 332f.

Kawi-Schrift sehen müsste, ist es nicht. Aber es gibt in der Tat etliche Stellen, an denen Humboldt darüber reflektiert, wie die grammatische Struktur von Nationalsprachen das Denken der jeweiligen Völker beeinflusst haben könnte. Diese Fragestellung ist zunächst einmal eine konsequente Fortführung seiner Prämisse, dass Sprache und Denken aufs Engste zusammengehören.

Grundsätzlich neigte Humboldt zur – unhaltbaren und heute längst aufgegebenen¹²⁷ – Annahme einer Überlegenheit der flektierenden Sprachen. Auch die Frage nach der Buchstaben- und der Bilderschrift, wie der ägyptischen Hieroglyphen, mit denen sich Humboldt ebenfalls befasste, gehört in diesen Zusammenhang.¹²⁸ In seinen früheren Untersuchungen folgerte er, dass die flektierenden Sprachen einen höheren Grad geistiger Reife bekunden und entsprechend auf eine höhere zivilisatorische Entwicklungsstufe verweisen und schloss daraus auf einen Vorrang des Indogermanischen – des „Sanskritischen“ – gegenüber dem Chinesischen. Später hat er diese Hypothese fallenlassen, wie er in der Auseinandersetzung mit Abel-Rémusat zugesteht.¹²⁹

An anderer Stelle fragt er, ob die Ursache für den „Vorzug der Völker Sanskritischen Stammes in ihren intellektuellen Anlagen oder in ihrer Sprache oder in günstigeren geschichtlichen Schicksalen zu suchen“ sei – gemeint ist der höhere wissenschaftliche und künstlerische Entwicklungsstand der europäischen, auf antiker Sprachtradition ruhenden Völker gegenüber den Arabern. Genau lasse sich der Grund nicht feststellen, aber unbestreitbar sei, dass bestimmte Sprachen aufgrund ihrer Struktur einen günstigeren Einfluss auf die Kulturentwicklung hätten als andere. Deshalb hätten die Araber „nicht das Gebäude der Wissenschaft und Kunst aufzuführen vermocht [...], dessen wir uns zu Recht rühmen.“¹³⁰ Diese Überlegung greift Alexander von Humboldt im „Kosmos“ zustimmend auf.¹³¹

Humboldt hat den Versuch nicht weitergeführt, einen direkten Zusammenhang von Sprachstruktur und Zivilisationsstand herzustellen. Primitive Sprachen gibt es für ihn nicht. Jede Sprache hat ihre eigenen Gesetze und ihre eige-

127 Vgl. Trabant, *Weltansichten* (wie Anm. 6), S. 310f.

128 Vgl. Markus Messling, *Wilhelm von Humboldt et Jean François Champollion le jeune. Les hiéroglyphes et la culture européenne*, in: *Les frères Humboldt, l'Europe de l'esprit [Catalogue de l'exposition à l'Observatoire de Paris du 15 mai au 30 juin 2014]*, hrsg. v. Savoy Bénédicte/David Blankenstein, Paris: PSL Research Univ. 2014, S. 69-79; hier bes. S. 72-76.

129 Vgl. Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, GS VII, S. 26f.; S. 252f.; S. 303; vgl. auch Gall, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 11), S. 345f.; vgl. dazu Messling, *Orientlektüren* (wie Anm. 71), S. 273.

130 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, GS VII, S. 210f.

131 Vgl. Alexander von Humboldt, *Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung*, Bd. 2, Stuttgart: Cotta o.J., S. 183.

ne Systematik, und jede hat ihr eigenes Recht: „*ein Verdammungsurtheil über irgend eine Sprache, auch der rohesten Wilden, zu fällen, kann niemand entfernter seyn, als ich. [...] Denn jede Sprache bleibt immer ein Abbild jener ursprünglichen Anlage zur Sprache überhaupt.*“¹³²

Menschheitspathos

Die – politisch völlig unverdächtige – nationale Bindung der Sprache ist in der deutschen Humboldt-Rezeption marginalisiert worden. Umso größere Beachtung hat der dritte Aspekt gefunden, den Humboldts Sprachphilosophie herausarbeitet: Die Sprache ist individuell und national; sie ist aber zugleich auch das, was allen Menschen gemein ist und was allem Menschsein voranliegt. Humboldt ist sich der Konsequenzen dieses Axioms sehr bewusst. Hier findet er die Antwort auf die Frage, welche die deutschen Intellektuellen in der Mitte des 18. Jahrhunderts bewegt hat: die Frage nach der Einheit des Menschengeschlechtes. Diese Diskussion beginnt am Anfang mit eher theologischen, später wurde sie dann mit rassentheoretischen – und heute undenkbar gewordenen – Argumenten ausgefochten,¹³³ die ihre verschiedenen „*Rassenlogiken*“ hervorgebracht haben.¹³⁴

Dieser Befund von der Sprache als einigendem Band, das alle Menschen gleichermaßen umschlingt, hat nicht nur eine empirische, sondern auch eine starke moralische Komponente. Sie findet ihren prägnantesten Ausdruck in der berühmt gewordenen Sentenz: Die leitende Idee der Geschichte sei „*Menschlichkeit, das Bestreben, die Grenzen, welche Vorurtheile und einseitige Ansichten aller Art feindselig zwischen die Menschen stellen, aufzuheben, und die gesamte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe als Einen großen, nahe verbrüdernten Stamm zu behandeln*“.¹³⁵ Das Menschheitspathos, das sich in dieser Formulierung artikuliert, gehört zum Erbe der späteren Aufklärung. Nicht von ungefähr erinnert es an die berühmte Verszeile aus der Ode „*An die Freude*“ von Humboldts Jenaer Freund Friedrich Schiller: „*Alle Menschen werden Brüder*“.¹³⁶ Schiller hatte die Ode 1794, sicher unter dem Ein-

132 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, GS VII, S. 257.

133 Vgl. Karin Priester, *Rassismus. Eine Sozialgeschichte*, Leipzig: Reclam 2003, S. 78-103.

134 Messling, *Gebeugter Geist* (wie Anm. 26), S. 18.

135 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*, GS VI, S. 114.

136 In der ersten Fassung des Gedichts hieß es noch weniger emphatisch „*Bettler werden Fürstenbrüder*“; vgl. Friedrich Schiller, *Sämtliche Werke*, hrsg. v. Gerhard Fricke/Herbert G. Göpfert, Bd. 1, Hanser: München, 5., durchges. Aufl. 1973, S. 133-136; S. 872.

druck der Französischen Revolution und ihres Fraternité-Pathos, als Freimaurerlied für seinen Dresdener Freund Körner gedichtet. Später emanzipierte sich die Ode von dieser ursprünglichen Zweckbestimmung und avancierte in der Vertonung Ludwig van Beethovens zur Europahymne, wobei hier allerdings mit „*allen Menschen*“ wohl nur die Europäer der Europäischen Union gemeint sind.

Humboldts pathetische Sequenz hat eine eigenartige Karriere gemacht. Zunächst findet sie sich versteckt in den zu Lebzeiten nicht publizierten Fragmenten der Kawi-Einleitung. Humboldt ist der Satz aber so wichtig, dass er ihn aus dieser Anonymität hervorhebt und ihn ziemlich an den Anfang seiner Akademie-Rede „*Ueber die Sprachen der Südsee-Inseln*“ von 1825 stellt. Von hier aus verselbständigte sich der Abschnitt dann und geht seinen eigenen Weg. Alexander von Humboldt zitiert ihn im ersten Band seines „*Kosmos*“ von 1845, und im Jahr darauf findet sich diese Sentenz im Politik-Buch von Julius Fröbel. 1970 nutzt Herbert Scurla in seiner dickleibigen Wilhelm-von-Humboldt-Biographie das Zitat als wichtigen Schlussstein, um Humboldt seinen DDR-Lesern näherzubringen.¹³⁷

Bei jedem Auftreten dieses Zitats lässt sich eine leichte Kontextverschiebung feststellen. In der ersten öffentlichen Vorstellung in der Akademie-Rede belässt Humboldt das Zitat in seiner emphatischen Zusammenhanglosigkeit. In seinem ursprünglichen Kontext des Kawi-Werkes erfährt es jedoch eine deutliche Relativierung. Die Wunschvorstellung einer pathetischen Menschheitsverbrüderung, die das Zitat ausdrückt, wird hier eingehegt durch den nüchternen Befund des Empirikers Humboldt. Die Einheit des Menschengeschlechts ist für Humboldt die regulative Idee, an der sich der Gang der Weltgeschichte orientiert oder doch orientieren sollte. Der Realist weiß aber, dass die Verhältnisse nicht so sind, wie der Idealist sie sich wünscht, dass es neben den „reinen Offenbarungen“ der Idee auch ihre „fast unkenntlichen Abarnten“ gibt. Ihren Anfang nahm die Idee der Menschheitsverbrüderung, „*als durch die Verbreitung des Christentums die Scheidewand zwischen den Nationen sank, und eine allgemeine Verbrüderung aller entstand*“.¹³⁸ Die Hoffnung aber, dass diese Verbrüderung einmal auf dem „*ganzen Erdboden vollendet seyn könnte*“,¹³⁹ wird sich nicht erfüllen. Besonders hervor hebt er die Religionsstreitigkeiten, und hier wieder den „*Islamismus*“, der „*ausdrücklich gewaltsame Bekehrung*“ gebiete. Aber auch

137 Herbert Scurla, *Wilhelm von Humboldt. Werden und Wirken*, Düsseldorf: Claassen 1976 (zuerst erschienen im Verlag der Nation/DDR 1970), S. 611. – Bevor Herbert Scurla sich Humboldts Idee allgemeiner Menschheitsverbrüderung zu eigen machte, war er als Oberregierungsrat im NS-Reichserziehungsministerium für Ostfragen zuständig und verfasste einen Bericht über die deutschen Emigranten in der Türkei; 1946 wurde er Lektor im Verlag der Nation in Ost-Berlin; später freier Publizist in der DDR.

138 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*, GS VI, S. 115f.

139 Wilhelm von Humboldt, *Ueber den Nationalcharakter der Sprachen*, GS IV, S. 427.

das Christentum kommt in dieser welthistorischen Würdigung nicht viel besser davon. Am Ende ist es wieder die Sprache, die jenseits der Verirrungen der Geschichte Versöhnung verspricht: „*Die Sprache umschlingt mehr, als sonst etwas im Menschen, das ganze Geschlecht.*“¹⁴⁰

Jürgen Habermas, der in seinem umfangreichen der Kommunikationstheorie gewidmeten Lebenswerk Humboldt ansonsten nur sporadisch mit einigen Pflichtzitatens würdigt, hat diesen Sachverhalt, dass Sprachen gleichermaßen trennen wie vereinen, noch schöner ausgedrückt: „*Aber schon Humboldt setzt hier an, um die Grunderfahrung jedes Interpreten aufzuklären – die Erfahrung nämlich, daß die Sprache nur im Plural von Einzelsprachen auftritt, die sich als individuelle Totalitäten darstellen und gleichwohl füreinander porös sind. Sprachen drücken einerseits Weltbildern und Lebensformen ihren individuellen Stempel auf und erschweren so Übersetzungen aus der einen in die andere Sprache; gleichwohl laufen sie wie konvergierende Strahlen auf das gemeinsame Ziel universalser Verständigung zu.*“¹⁴¹

Was für Wilhelm von Humboldt nur eine empirisch-historische Feststellung ist, wendet Alexander von Humboldt eher ins Grundsätzliche. Das Zitat steht am Ende einiger Überlegungen zu den „*verschiedenen Rassen*“ der Menschheit.¹⁴² Nachdem die Diskussion darüber gegen Ende des 18. Jahrhunderts eigentlich abgeschlossen schien, taucht sie merkwürdigerweise in der Mitte des 19. Jahrhunderts wieder auf. Alexander von Humboldt kehrt zu dem alten Befund Herders zurück, dass es eine Vielfalt von Rassen und entsprechend eine Vielfalt von Kulturen gäbe. Diese genuin aufklärerische, wohl im Kern auf Herder zurückgehende Idee von der Gleichwertigkeit aller Völker – heute wird man besser von „*Ethnien*“ sprechen – ist im Zuge des dekonstruktionistischen Diskurses längst in Misskredit geraten. Wer heute von einer „*Vielfalt der Weltkulturen*“ statt von ihrer wechselseitigen Durchdringung spricht,¹⁴³ setzt sich dem Verdacht aus, rechtsextremen identitären Bewegungen zuzuneigen, weil nach heutigem aufgeklärtem Verständnis mit der Vielfalt der Kulturen immer nur gemeint sein könne, dass eine, nämlich die deutsche, Kultur eine Hegemonie ha-

140 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*, GS VI, S. 117f.

141 Jürgen Habermas, *Individuierung durch Vergesellschaftung. Zu George Herbert Meads Theorie der Subjektivität*, in: ders., *Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1988, S. 187-241; hier S. 202.

142 Alexander von Humboldt, *Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung*, Bd. 1, Stuttgart: Cotta o.J., S. 264.

143 Das ist das Programm des in Entstehung begriffenen Humboldt-Forums im wieder aufgebauten Berliner Schloss; vgl. Hermann Parzinger, *Das Humboldt-Forum. „So viel Welt mit sich verbinden als möglich“. Aufgabe und Bedeutung des wichtigsten Kulturprojekts in Deutschland zu Beginn des 21. Jahrhunderts*, Berlin 2011, S. 34.

ben solle.¹⁴⁴ Jede dieser Kulturen habe, so fährt Alexander von Humboldt fort, einen eigenen Entwicklungsstand, aber jede sei grundsätzlich fähig, durch eigene Anstrengung oder koloniale Unterstützung auch den höchsten – nämlich den europäischen – Entwicklungsstand zu erreichen: „*Indem wir die Einheit des Menschengeschlechtes behaupten, widerstehen wir auch jeder unerfreulichen Annahme von höheren und niederen Menschenrassen. Es gibt bildsamere, höher gebildete, durch geistige Natur veredelte, aber keine edleren Volksstämme.*“¹⁴⁵

Auch Julius Fröbel bindet das Wilhelm-von-Humboldt-Zitat in genau diesen Argumentationsgang unter Berufung auf Alexander von Humboldt ein.¹⁴⁶ Auch er ist der Überzeugung, dass es verschiedene Menschenrassen gebe, dass aber alle „*mit der Verbesserung der Lebensbedingungen allmählig in edlere Formen*“ übergehen.¹⁴⁷

Solche Grundhaltungen, die man heute ohne Umschweife als „Rassismus“ bezeichnen würde, oder ihnen doch zumindest den Vorwurf des „Eurozentrismus“ entgegenhielte, von dem auch Wilhelm von Humboldt leider nicht freizusprechen sei,¹⁴⁸ waren um die Jahrhundertmitte im Zuge des sich ausbreitenden europäischen Kolonialismus wieder weit verbreitet. Sie umfassten jedoch ein sehr viel breiteres gedankliches Spektrum, als es gegenwärtigen Kritikern präsent ist. Die Vorstellung, dass es verschiedene Rassen gäbe, implizierte keineswegs auch die Vorstellung, dass einzelne Rassen mehr oder andere geringere Rechte hätten.¹⁴⁹

Ob „*Humboldt ein Rassist*“ gewesen sei, wurde oft gefragt und meist verneinend, gelegentlich bejahend beantwortet.¹⁵⁰ Diese Diskussionen ragen bis in die Gegenwart des beginnenden 21. Jahrhundert hinein; sie begleiten auch die Gründungsgeschichte des „Humboldt-Forums“, das 2019 seinen Platz im wiederauf-

144 Karin Priester, *Rassismus* (wie Anm. 133), S. 84-86; S. 256f. Priester sucht und findet in ihrer ansonsten sehr sorgfältigen Studie zur Geschichte des Rassismus in Herder einen Ahnherrn rechts-extremer Bewegungen des 20. Jahrhunderts. Damit tut sie ihm sicher Unrecht, vgl. Peter J. Brenner, *Interkulturelle Hermeneutik, Probleme einer Theorie kulturellen Fremdverstehens*, in: ders., *Kultur als Wissenschaft* (wie Anm. 74), S. 105-125 (zuerst 1989); hier bes. S. 112-114.

145 Alexander von Humboldt, *Kosmos*, Bd 1 (wie Anm. 145), S. 263f. In einer Anmerkung weist Humboldt die gegenteilige Behauptung Aristoteles' vehement zurück; vgl. ebd., S. 337.

146 C. Junius [d.i. Julius Fröbel], *Neue Politik. Erster Theil*, Mannheim: Grohe 1846, S. 257f.

147 Ebd., S. 256.

148 Vgl. Messling, *Gebeugter Geist* (wie Anm. 26), S. 337.

149 Ein signifikantes Beispiel dafür ist Ernst Moritz Arndt, der 1804 den neuen Rassismus der französischen Revolutionsgesetzgebung beklagt und den vorrevolutionären Zeiten nachtrauert: „*und unsere schwarzen und olivenfarbigen Brüder waren auf gleichem Fuß allenthalben unter den Weisen, im Spiel wie im Ernst*“. (1799), Ernst Moritz Arndt, *Germanien und Europa*, Altona: Hammerich 1803, S. 403.

150 Messling, *Pariser Orientlektüren* (wie Anm. 71), S. 227-231.

gebauten Berliner Schloss finden soll. Irgendwann war es dann offensichtlich einmal nötig, die Feststellung zu treffen: „*Humboldt war kein Rassist*“.¹⁵¹ In einem Brief an Wolf vom Oktober 1796 hält Humboldt bereits die Grundzüge seines wissenschaftlichen Programms fest, was fast einer Lebensplanung gleichkommt. Eins der beiden Hauptthemen ist die Frage, „*wie verschieden sich der Mensch gestalten kann, ohne daß dennoch eine Form gerade einen geringeren Werth, als die andere hat.*“¹⁵² An anderer Stelle wird diese Position noch einmal in pathetischer Programmatik ausformuliert: „*Wie verschieden der Mensch in Grösse, Farbe, Körperbildung und Gesichtszügen seyn möge, so sind seine geistigen Anlagen dieselben. Die entgegengesetzte Behauptung ist durch vielfältige Erfahrung widerlegt, und wohl nie ernsthaft und aus unpartheiischer Ueberzeugung, sondern nur, bei Gelegenheit des Negerhandels, aus schnöder Gewinnsucht oder lächerlichem Farbenstolze gemacht worden. Die Sprache aber geht ganz aus der geistigen Natur des Menschen hervor.*“¹⁵³

Humboldt heute – ein Ausblick¹⁵⁴

Die Wirkung von Humboldts Sprachstudien ist auf den ersten Blick gering geblieben: „*Wirklich gelesen und in ihren Ideen geistig aufgenommen wurden sie freilich damals wie bis heute nur von ganz wenigen, und von einem tatsächlichen Einfluss auf die Sprachwissenschaft und den weiteren Gang ihrer Entwicklung wird man kaum sprechen können.*“¹⁵⁵ In der Sprachwissenschaft des 19. und 20. Jahrhunderts finden sich vereinzelt Spurenelemente der Humboldt Wirkung – insbesondere die Arbeiten des Humboldt-Herausgebers Heymann Steinthal –, die sich indes nicht zu einem wissenschaftsgeschichtlichen Traditionsstrang verdichten.¹⁵⁶ Hin und wieder wurde im 20. Jahrhundert Humboldts Denkansatz wieder aufgegriffen. Leo Weisgerber entwickelt schon Ende der 1920er Jahre unter direktem Rückgriff auf Humboldt den Gedanken weiter, dass Sprache nicht nur Verständigungsmittel, sondern ein aus langen Traditionen erwachsenes objektives „*Kulturgut*“ sei, das die geistigen Kräfte des Einzelnen gleichermaßen prägt wie ge-

151 Ebd., S. 273.

152 Wilhelm von Humboldt, *Briefe an Friedrich August Wolf* (wie Anm. 23), S. 170.

153 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*, GS VI, 196f.

154 Eine Würdigung des Staatstheoretikers, Bildungsreformers und Sprachphilosophen Humboldt aus der Sicht des 21. Jahrhunderts findet sich in: Peter J. Brenner, *Wilhelm von Humboldt – ein Zeitgenosse des 21. Jahrhunderts?*, in: *Universitas* 72 (2017), S. 5-28.

155 Gall, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 11), S. 364; vgl. auch den Forschungsüberblick bei Andreas Flitner, *Wilhelm von Humboldt – neuere Forschung und interpretierende Literatur*, in: *Zeitschrift für Pädagogik* 48 (2002), S. 287-297; hier S. 293-296.

156 Trabant, *Traditionen Humboldts* (wie Anm. 18), S. 59-63.

fangen hält: „*Jedem Volk ist in seiner Sprache eine Weltauffassung niedergelegt, und wir müssen jetzt sagen, ‚seine‘ Weltauffassung, wie sie in den Schicksalen der Sprachgemeinschaft, ihrer geographischen und geschichtlichen Lage, ihren geistigen und äußeren Bedingungen Gestalt gewonnen hat.*“¹⁵⁷ Aus dieser Anknüpfung an Humboldts Weltanschauungstheorie der Sprachen entwickelt sich in den 1950er Jahren in Deutschland eine Schule des „Neohumboldtianismus“, die einen gewissen Anklang fand.¹⁵⁸ Dazu gehören Leo Weisgerber, Jost Trier, Gunther Ipsen, Walter Porzig. Diese vier Sprachwissenschaftler, die in der Nachkriegszeit Lehrstühle an westdeutschen Universitäten hatten, begannen ihre Laufbahn in der Zwischenkriegszeit und verdanken ihre Karrieren im „Dritten Reich“ nicht nur ihren wissenschaftlichen Leistungen, sondern auch ihrem Arrangement mit der NS-Ideologie. Weisgerbers Bezüge zu Humboldt sind unübersehbar. Insgesamt aber sind direkte Bezugnahmen auf Humboldt in der Sprachwissenschaft des „Dritten Reichs“ eher selten, obwohl die „*Herder-Humboldt, vision of language*“ ein integraler Bestandteil der NS-Linguistik war.¹⁵⁹ Wegen dieser vermeintlichen Vorbelastung wurde diese Form der Humboldt-Rezeption in der Nachkriegszeit nie recht anschlussfähig, obwohl sie in entideologisierter Form durchaus diskussionswürdig gewesen wäre. Unter dem Einfluss des Strukturalismus – dessen Nähe zu Humboldts Denkansatz schon Cassirer in einer seiner letzten Arbeiten erkannt hat¹⁶⁰ –, entwickelte sich auch die deutsche Sprachwissenschaft seit den späten 1960er Jahren ohnehin in eine andere Richtung.

Klagen über den aktuellen Zustand der deutschen Sprache und die damit einhergehende Kulturzerrüttung haben ihren Grund, aber er ist nicht immer da zu finden, wo man ihn zu suchen pflegt. Gewiss gibt es hinreichend Phänomene, die Anlass zur Sorge bieten. Dazu gehören neben der als Verfallsphänomen

157 Leo Weisgerber, *Muttersprache und Geistesbildung*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1929, S. 99f.

158 Vgl. Di Cesare, *Wilhelm von Humboldt* (wie Anm. 38), S. 289; zu Weisgerbers Karriere als „Sonderführer“ im „Dritten Reich“ und die späteren Auseinandersetzungen darüber vgl. Christopher M. Hutton, *Linguistics and the Third Reich. Mother-tongue fascism, race and the science of language*, London/New York Routledge 1999, S. 126-140; zu Jost Trier S. 97-104; zu Weisgerber im „Dritten Reich“ vgl. auch Clemens Knobloch, „*Volkhafte Sprachforschung*“. *Studien zum Umbau der Sprachwissenschaft in Deutschland zwischen 1918 und 1945*, Tübingen: Niemeyer 2005, S. 258-271. – In diesen beiden großen Monographien zur Sprachwissenschaft im „Dritten Reich“ spielt Humboldt keine Rolle – besonders anschlussfähig war er für eine germanische Sprachwissenschaft offensichtlich nicht.

159 Hutton, *Linguistics and the Third Reich* (wie Anm. 160), S. 287.

160 Ernst Cassirer, *Structuralism in Modern Linguistics*, in: ders., *Aufsätze und kleine Schriften (1941-1945), Gesammelte Werke*. Hamburger Ausgabe, Bd. 24, Hamburg: Meiner 2007, S. 299-320; hier S. 315.

wohl überschätzten Amerikanisierung, die „*langsam an ihre Grenzen stößt*“¹⁶¹, und dem Einfluss der neuen Medien¹⁶² vor allem politische Eingriffe: die Rechtschreibreform, das sprachliche Gender-Mainstreaming und die Begriffsstigmatisierung im Dienste der politischen Korrektheit. Das sind mehr oder weniger wichtige Epiphänomene einer sprachhistorischen Entwicklung, die man durchaus als „Sprachverfall“ deuten könnte.¹⁶³ Diese Kategorie wird allerdings von der professionellen Linguistik rigoros zurückgewiesen, die sich viel darauf zugehört, dass sie nur beschreibt und nicht bewertet.¹⁶⁴

Die eigentlichen Probleme der Sprachentwicklung liegen aber woanders. Zunächst in der Schule. Die verheerende Wirkung der Pisa-Studien und ihrer Ableger TIMSS, PIRLS/IGLU, VERA auf die Zukunft der deutschen Sprache harrt noch der genaueren Untersuchung. Diese monumentalen „Bildungsstudien“ – „large scale studies“ – sind durchaus von der dunklen Ahnung beseelt, dass „Sprache“ wohl ein zentrales Moment eines jeden Bildungsgangs ist. Sie haben aber keine Vorstellung davon, worüber sie sprechen, wenn sie „Sprachkompetenz“ erforschen, und sie bieten ihre Forschungsergebnisse zudem in einer Sprache dar, die auf massive Bildungsrückstände ihrer Verfasser schließen lässt.¹⁶⁵ Diese Studien haben dessen ungeachtet eine prägende Wirkung auf die Unterrichtspraxis an deutschen Schulen. Ihre robuste, durch linguistische Kenntnisse nicht gedeckte Prämisse, dass Sprache im Wesentlichen aus dem Decodieren und Codieren von Informationen bestünde, prägt seit der Jahrtausendwende den Unterricht an deutschen Schulen. Die Auswirkungen dieser auf der Basis einer falschen Sprachauffassung exekutierten durch und durch verfehlten Didaktik kann man gar nicht überschätzen: „*Vor dem Hintergrund der deutschen Schulkatastrophe ist es in der Bildungsdebatte des weiteren aktuell geworden, unter dem Ausdruck ‚Sprache‘ ein rein rationales Bezeichnungs- und Kommunikationsinstrument zu verstehen, das in den schärfsten Gegensatz zu Emotionalen, zu Poetischem, zu Bildhaftem, zu den Künsten gestellt wird. Statt der kompromittierten und emotional hochgradig aufgeladenen ‚Muttersprache‘ gibt es jetzt in der Schule die von jeder Emotionalität befreite ‚Verkehrssprache‘.*“¹⁶⁶

161 Jörg Riecke, *Geschichte der deutschen Sprache. Eine Einführung*, Stuttgart: Reclam 2016, S. 246.

162 Vgl. Christa Dürscheid/Karina Frick, *Schreiben digital. Wie das Internet unsere Alltagskommunikation verändert*, Stuttgart: Kröner 2016, S. 108-129.

163 Vgl. die Belegammlung in dem Kapitel „*Falsche Sprache*“ in: Josef Kraus, *Wie man eine Bildungsnation an die Wand fährt. Und was Eltern jetzt wissen müssen*, München: Herbig 2017, S. 173-236.

164 Vgl. den Tagungsband *Sprachverfall? Dynamik, Wandel, Variation*, hrsg. v. Albrecht Plewnia, Berlin/New York: de Gruyter 2014 (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2013).

165 Vgl. Peter J. Brenner, *Die demolierte Sprache*, in: *Universitas* 68 (2013), S. 5-13.

166 Jürgen Trabant, *Weltansichten* (vgl. Anm. 6), S. 310.

Dabei hätte man gerade hier so viel von Humboldt lernen können. Denn Humboldts Sprachphilosophie führt weit weg von der instrumentalistischen Auffassung, dass Sprache nur ein Medium sei, mit dem vorher bereits Bestehendes und Bereitliegendes, seien es Sachverhalte in der Wirklichkeit oder seien es „Gedanken“, übermittelt werde.¹⁶⁷

In den letzten Jahren ist ein weiteres Problem hinzugekommen, das höchste Aufmerksamkeit erfordert: Im Zuge der neueren geopolitischen Entwicklungen und unter den Bedingungen einer multikulturellen Einwanderungsgesellschaft drängen die von Humboldts Sprachphilosophie aufgeworfenen Fragen mit Macht wieder auf die Tagesordnung. Deutschland, so wurde zu Recht festgestellt, ist im Laufe der vergangenen Jahrzehnte ein Einwanderungsland geworden, in den letzten Jahren mehr denn je. Für die Sprache ist das nicht ohne Folgen geblieben. Dass Wanderungsbewegungen die Entwicklung einer Sprache maßgeblich beeinflussen, ist kein neuer Befund, und Humboldt hat sich ihm an verschiedenen Stellen gewidmet. Grundsätzlich steht er solchen Entwicklungen freundlich gegenüber, da die Vermischung der Sprachen auch eine Weiterentwicklung der „Weltansicht“ mit sich bringt: *„Durch die Mannigfaltigkeit der Sprache wächst unmittelbar für uns der Reichtum der Welt und die Mannigfaltigkeit dessen, was wir in ihr erkennen; es erweitert sich zugleich dadurch für uns der Umfang des Menschendaseyns, und neue Arten zu denken und empfinden stehen in bestimmten und wirklichen Charakteren vor uns da.“*¹⁶⁸

Dazu will aber das in Deutschland besonders ausgeprägte Phänomen nicht passen, dass die Zuwanderer- und die autochthone Sprache oft kaum Kontakt haben. Nennenswerte Bevölkerungsteile haben in ihren jeweiligen Enklaven auch in der zweiten oder dritten Generation eine andere Verkehrssprache als die Landessprache. Viel kann man darüber mangels empirischer Forschung nicht sagen. Es ist in der Tat erstaunlich, dass der gigantische finanzielle, logistische und ideologische Aufwand, der in den vergangenen beiden Jahrzehnten mit Bildungs- und anderen soziologischen Studien betrieben wurde, praktisch keine belastbaren empirischen Ergebnisse zu der Frage erbracht hat, wie es mit der sprachlichen Integration von bestimmten Einwanderergruppen steht. Die Forschungslage ist rudimentär, und das nicht ohne Grund: An der politischen Brisanz der sprachwissenschaftlichen Forschung hat sich seit dem frühen 19. Jahrhundert nichts geändert. Linguisten – die inzwischen einen neuen Forschungszweig „Migrationslinguistik“ be-

167 Jürgen Trabant, *Arbeit des Geistes* (wie Anm. 89), S. 16f.

168 Wilhelm von Humboldt, *Fragmente der Monographie über die Basken*, GS VII, S. 602 – Jürgen Trabant, *Weltansichten* (wie Anm. 6), S. 12

gründet haben –, die solche Fragen erforschen, könnten leicht „in die Diskriminierungsfalle geraten.“¹⁶⁹

Immerhin scheint es empirisch einigermaßen gut belegt zu sein, dass eine große Zahl türkischer Jugendlicher untereinander und zu Hause kaum Deutsch sprechen, und eine aufwendige Befragung von Muslimen in Deutschland ergab, dass rund 38 % von ihnen nie oder fast nie Deutsch im Freundeskreis sprechen.¹⁷⁰ Und wo es doch sprachliche Kontakte gibt, führen sie zu Entwicklungen, die Humboldt wohl befremdet hätten. Linguisten haben erste Phänomene beschrieben: Strukturen der eigenen Erstsprache, Arabisch oder Türkisch, werden auf die Zweitsprache Deutsch übertragen, Präpositionen verschwinden ebenso wie etliche Tempora, und die Wortfolge verändert sich – Strukturveränderungen, die dann auch in einschlägigen Milieus von deutschen Muttersprachlern übernommen werden. Hier handelt es sich, so deuten es die Forscher, um „die Strategie, die Sprachstrukturen zu vereinfachen, um das Kommunizieren zu erleichtern.“ Man kann darüber streiten, ob diese migrationsinduzierten Sprachentwicklungen ein „kreativer, fruchtbarer Prozess“ sind.¹⁷¹ Tatsächlich erinnern diese Sprachentwicklungen eher an Humboldts Darstellung des Niedergangs der Römischen Sprache: „Diesen doppelten Verfall steigerten schließlich die fremden Einwanderungen auf den höchsten Punkt. Es war nun nicht mehr ein blosses Ausarten der herrschend gewesenen Sprache, sondern ein Abwerfen und Zerschlagen ihrer wesentlichsten Formen, oft ein wahres Misverstehen derselben [...] geschöpft aus dem vorhandenen Vorrate, allein oft widersinnig verknüpft.“¹⁷² Je nach Geisteslage und Generationszugehörigkeit neigen Linguisten dazu, diesen Prozess als „erfolgreiche sprachliche Koproduktion“ multiethnisch zusammengesetzter Jugendgruppen zu umjubeln¹⁷³ oder aber ihn als mutwilligen Verzicht auf Ausdrucks- und Differenzierungsmöglichkeiten zu begreifen, wie sie die komplexe deutsche Standardsprache bietet.

169 Uwe Hinrichs, *Hab isch gesehen mein Kumpel. Wie die Migration die deutsche Sprache verändert hat*, in: *Der Spiegel*, Nr. 7, 2012, S. 104f.; hier S. 105.

170 Vgl. Jürgen Leibold/Steffen Kühnel/Wilhelm Heitmeyer, *Abschottung von Muslimen durch generalisierte Islamkritik?*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 2/2006, S. 3-10; hier S. 10; Karin Brettfeld/Peter Wetzels, *Muslimen in Deutschland. Integration, Integrationsbarrieren, Religion sowie Einstellungen zu Demokratie, Rechtsstaat und politisch-religiös motivierter Gewalt. Ergebnisse von Befragungen im Rahmen einer multizentrischen Studie in städtischen Lebensräumen*, Hamburg: Universität Hamburg 2007, S. 95.

171 Hinrichs, *Hab isch gesehen mein Kumpel* (wie Anm. 169), S. 104f.

172 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, GS VII, S. 244.

173 Heike Wiese, *Kiezdeutsch. Ein neuer Dialekt entsteht*, München: Beck, 2., durchges. Aufl. 2012, S. 14.

Welche sprachhistorischen Entwicklungen die neuen Einwanderungsbewegungen seit etwa 2010 mit sich bringen werden, ist noch ungewiss. Offensichtlich gut etabliert sind in deutschen Zuwanderermilieus bereits Türkisch, Arabisch, Russisch, Kurdisch, Albanisch sowie aus der EU-Binnenwanderung Rumänisch und Bulgarisch. Im Zuge der jüngsten Flüchtlingszuwanderung sind – um nur die Amtssprachen der zehn Haupterkunftslander aus dem Jahre 2017 zu nennen – hinzugekommen: Paschti, Dari, Tigrinya, Farsi, Englisch, Somali und Französisch. Dabei ist das Problem des zugewanderten Analphabetismus noch gar nicht berührt.

Welche Folgen das für die Sprachentwicklung und damit, nimmt man Humboldt ernst, für die gesellschaftliche Entwicklung haben wird, kann niemand vorhersagen. Auch in der Politik weiß und sagt man, dass der Erwerb der Landessprache eine schlechterdings unverzichtbare Voraussetzung für die ökonomische, soziale und kulturelle Integration ist. Nur erzwingen kann man das nicht, und im Zweifelsfall will man es auch nicht. Denn das erforderte bildungs-, sozial- und migrationspolitische Entscheidungen, die wenig populär wären. Man lässt die Dinge treiben, sei es aus politischer Opportunität oder sei es aus Einsicht in die Aussichtslosigkeit solcher Maßnahmen.

In der Summe ergibt sich ein recht düsterer Befund: *„Das Deutsche wird nicht nur durch die demographische Entwicklung hinsichtlich seiner Sprecherzahl drastisch reduziert, sondern die kulturelle Mutlosigkeit seiner Sprecher, die verschwundene Liebe zu dieser Sprache und die Schulpolitik der deutschsprachigen Länder bereiten der Kultur-Sprache Deutsch ein Ende. Deutsch wird von einer voll ausgebauten Hochsprache zu einer auf private Kontexte bezogenen Vernakularsprache“*¹⁷⁴ – zu einer nicht standardisierten Sprachvarietät innerhalb des vormaligen deutschen Sprachgebiets also.

Das zeigt die Richtung an, in die sich die Entwicklung der deutschen Sprache in den nächsten Jahrzehnten wohl bewegen wird. Der sprachpolitische und sprachpädagogische Zeitgeist weist den Weg zu einer *„Erleichterungspädagogik“*, die schon bei der Rechtschreibreform Pate stand, die ihren Fortgang im didaktischen Konzept des *„Schreibens nach Gehör“* fand¹⁷⁵ und deren aktuellste Wucherung das Vordringen der *„Leichten Sprache“* ist.

Die Diskussion um diese *„Leichte Sprache“* ist ein in seiner Bedeutung noch stark unterschätztes Signal. Die *„Leichte Sprache“* teilt die Grundintention der Rechtschreibreform und führt sie noch einmal konsequent einen Schritt weiter:

174 Trabant, *Das Ende der Sprache* (wie Anm. 16), S. 29.

175 Zur kritischen Auseinandersetzung mit dieser didaktischen Verirrung, die gegen zähe Widerstände langsam wieder zurückgebaut wird, vgl. Angela Enders, *Der Verlust von Schriftlichkeit: Erziehungswissenschaftliche und kulturtheoretische Dimensionen des Schriftspracherwerbs*, Berlin: LIT 2007.

Was schwer ist, soll leicht gemacht werden. Ursprünglich für den engen Anwendungskreis der Behinderten konzipiert, zieht die „Leichte Sprache“ inzwischen ihre behördlichen, politischen und kommerziellen Kreise. Tatsächlich gibt es schon hoffnungsfrohe Prognosen, dass 40 % der Erwachsenen Adressaten dieser Sprachangebote sein könnten.¹⁷⁶ Es wird jedenfalls nicht lange dauern, bis die „Leichte Sprache“ in den Schulen mit hohem Migrantenanteil angekommen ist: als rudimentäres „*Interlanguage*“-Angebot für Zuwandererkinder – ähnlich wie die reduzierten Pidgin-Sprachen der Kolonien des 19. Jahrhunderts –, mit deren sprachlicher Sozialisation das deutsche Bildungswesen hoffnungslos überfordert sein muss.

Für die Entwicklung der deutschen Sprache werden in den nächsten Jahren die Weichen gestellt. Es ist nicht anzunehmen, dass sie in die richtige Richtung weisen werden. Sie werden eher, um noch ein letztes Mal mit Humboldt zu sprechen, zur „*Zerrüttung des Culturzustandes*“ führen.¹⁷⁷

Die Verantwortlichen in Politik, Pädagogik und Wissenschaft täten gut daran, sich noch einmal gründlich mit Humboldts Sprachphilosophie zu befassen.

176 Vgl. Peter Eisenberg, *Leichte Sprache*, in: *Das Argument* 58 (2016), S. 793-796; hier S.795.

177 Wilhelm von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*, GS VI, S. 293.

Wilhelm von Humboldts Bildungsideal, seine Staatsidee und sein politisches Wirken*

VON DIETRICH SPITTA

Unser leider schon vor Jahren verstorbenes Mitglied Clemens Menze hat in seiner 1965 erschienenen grundlegenden Arbeit über „*Wilhelm von Humboldts Lehre und Bild vom Menschen*“ geschrieben, dass Humboldts Gesamtwerk nichts anderes sei, als der großangelegte Versuch, eine Wissenschaft vom Menschen zu begründen. Der letzte Gesichtspunkt, der sein Denken bestimmt habe, sei die Menschenbildung auf der Grundlage der Menschenbeobachtung und der philosophisch-empirischen Menschenkenntnis.¹

Humboldts Denken war zunächst stark beeinflusst von der Philosophie der Aufklärung, zuerst durch seine Hauslehrer, dann durch einen auf die Universität vorbereitenden Unterricht über Philosophie, Naturrecht und Nationalökonomie durch seinerzeit bekannte Berliner Aufklärer. Eine Schule hat er nie besucht. Es gab damals noch keine Schulpflicht. Sein anschließendes Studium der Rechtswissenschaft konnte er ohne Abitur beginnen und schon nach 4 Semestern erfolgreich abschließen. Die Studiendauer war damals nicht vorgeschrieben. Während seines Studiums der Rechtswissenschaft in Göttingen widmete sich Humboldt auch dem Studium des klassischen Altertums bei Christian Gottlob Heyne, weil ihn das Menschenbild der alten Griechen stark ansprach. In dieser Zeit las er auch Kants „*Kritik der reinen Vernunft*“, die ihm dazu verhalf, die Philosophie der Aufklärung zu überwinden.

Durch Heyne lernte er dessen Tochter Therese Forster und ihren Mann Georg Forster sowie durch diesen den Philosophen Friedrich Heinrich Jakobi kennen. Bereits im August 1788 war er seiner künftigen Frau Caroline von Dacheröden begegnet. An Weihnachten 1789 lernte er durch sie die Schwestern Lengefeld und durch diese Friedrich Schiller kennen. Auch traf er erstmals mit Goethe und Herder zusammen.

Die Begegnung mit diesen bedeutenden Persönlichkeiten führte bei Humboldt zu einem starken Interesse für Menschen und für ihre großen Verschiedenheiten. Durch das Erleben solcher Persönlichkeiten wurde ihm der innere Wert des Menschen bewusst. Er erkannte die große Bedeutung der Entwicklung des Menschen, und das äußere Wirken schien ihm nun von untergeordneter Bedeutung zu sein.²

* Nach dem Vortrag, gehalten am 5. Mai 2017 in Potsdam zur 105. Tagung der Humboldt-Gesellschaft aus Anlass der 250. Wiederkehr des Geburtstags von Wilhelm von Humboldt.

1 Clemens Menze, a. a. O., S. 33, 35

2 Vgl. Dietrich Spitta, *Die Staatsidee Wilhelm von Humboldts*, Berlin 2004, S. 24 ff.

Während Humboldts Universitätsstudiums war die Französische Revolution ausgebrochen, die ihn so interessierte, dass er mit seinem früheren Hauslehrer Campe nach Paris fuhr, um sich ein Bild von den politischen Vorgängen und von dem Geiste, der im Volke lebte, zu machen.

Nach Beendigung seines Studiums begann Humboldt am 1. April 1790 seine praktische Ausbildung am Berliner Stadtgericht, wo er vor allem Strafsachen zu bearbeiten hatte. Dann wurde er nach seinem Referendar-Examen am dortigen Hof- und Kammergericht tätig. Da ihn diese Tätigkeiten nicht befriedigten, ließ er sich bereits Mitte Juni 1791 aus dem Staatsdienst beurlauben. Schon am 22. Dezember 1790 hatte er an Caroline geschrieben, dass er sehr misstrauisch geworden sei „gegen das beschränkte Gute im Geschäftsleben“⁴. Auch sei ihm klar geworden, „dass doch eigentlich nur das Wert habe, was der Mensch in sich ist.“³ Zuvor hatte ihn noch der Gedanke gequält, dass dies doch sehr eigennützig sei. Doch kam er im Hinblick auf das edle Wesen seiner Braut Caroline zu der Überzeugung, „dass der Mensch immer insoweit Gutes schafft, als er in sich gut wird.“³ Nun heiratete er und zog sich mit Caroline auf das Gut Burgörner seines Schwiegervaters zurück, um sich ganz der inneren Bildung und Entwicklung seiner Persönlichkeit zu widmen. Da er das Ideal höherer Bildung vor allem bei den alten Griechen verwirklicht sah, widmete er sich in Burgörner weiter dem Studium des griechischen Altertums.

Wilhelm von Humboldts Menschenbild und Bildungsideal

Humboldt war zu der Überzeugung gekommen, dass die natürliche Entwicklung der Menschheit abgeschlossen ist und dass ihre Höherentwicklung von jedem einzelnen Menschen abhängt. Den Weg zu dieser höheren Entwicklung und Bildung sah er darin, sich mit liebevollem Interesse in das Wesen bedeutender Persönlichkeiten zu vertiefen und sich so ihren inneren Reichtum zueigen zu machen. Hierbei wurde ihm angesichts der großen Verschiedenheiten der Menschen bewusst, dass jeder Mensch im Laufe seines Lebens nur eine der Vollkommenheiten erreichen kann, „welche gleichsam den Charakter des ganzen Menschengeschlechts bilden. Durch Verbindungen also, die aus dem Innren der Menschen entspringen, muss einer den Reichtum des andren sich eigen machen.“⁴ Humboldts Ideal war nicht die einseitige Ausbildung menschlicher Fähigkeiten, sondern ihm ging es darum, möglichst alle im Menschen veranlagten Kräfte, seine intellektuellen, seine ästhetisch-künstlerischen und seine moralisch-praktischen möglichst harmonisch zu entwickeln.

3 Vgl. *Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen*, hrsg. von Anna von Sydow, Erster Band, Berlin 1906, S. 344

4 Vgl. Wilhelm von Humboldt, *Werke in fünf Bänden*, Band I, Darmstadt 1960, S. 64 f.

Im Jahre 1794 zog Humboldt nach Jena, wo er sich mit Friedrich Schiller bald nach dessen Rückkehr aus seiner schwäbischen Heimat regelmäßig austauschte. In diesem Jahr begann auch die Freundschaft zwischen Schiller und Goethe, was dazu beitrug, dass sich bald auch ein vertrautes Verhältnis zwischen Goethe und Humboldt entwickelte. Schiller war in dieser Zeit, angeregt durch Humboldts Schrift von den Grenzen des Staats, mit seinen philosophischen Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ als seiner Antwort auf die Französische Revolution beschäftigt. Seinem idealistischen Geiste fühlte sich Humboldt innerlich tief verwandt. Goethe schrieb als Antwort auf Schillers Briefe sein „Märchen“, zu dem Humboldt auch Stellung nahm.⁵ Ihn zog der realistische Geist von Goethes naturwissenschaftlichen Arbeiten stark an. Das Erleben dieser beiden so grundverschiedenen Menschen trug sicher mit dazu bei, dass Humboldt begann, am „Plan einer vergleichenden Anthropologie“ zu arbeiten, als deren Bestreben er angab, „die mögliche Verschiedenheit der menschlichen Natur in ihrer Idealität auszumessen oder, was dasselbe ist, zu untersuchen, wie das menschliche Ideal, dem niemals ein Individuum adäquat ist, durch viele dargestellt werden kann.“⁶

Um dieser Idee eines alle menschlichen Erscheinungsformen umfassenden Menschheitsideals näher zu kommen, erweiterte sich jetzt Humboldts Interesse auf die Verschiedenheiten der Nationalcharaktere einiger europäischer Völker und auf die besondere Eigentümlichkeit verschiedener Zeitalter. Durch dieses Studium wollte er objektive Gesetzmäßigkeiten auffinden, die dem Einzelnen für seine Selbstbildung und für sein Tätigwerden richtungweisend sein können. Dem lag die großartige Idee zugrunde, dass die Menschheit eine Ganzheit bildet und dass es die Aufgabe ihrer verschiedenen Glieder ist, sich auf ein gemeinsames Ziel hin zu entwickeln. Dies hat er in seinem leider unvollendet gebliebenen Aufsatz über „Das achtzehnte Jahrhundert“ so ausgesprochen: „Das Menschengeschlecht kann als ein großes Ganzes betrachtet werden, dessen einzelne Glieder sich durch eine planmäßige Ausbildung ihrer verschiedenen Kräfte einem gemeinschaftlichen Ziel nähern.“⁷ In seiner 1821 entstandenen Abhandlung „Über die Aufgabe des Geschichtsschreibers“ hat er dieses Menschheitsziel so charakterisiert: „Das Ziel der Geschichte kann nur die durch die Menschheit darzustellende Idee sein, nach allen Seiten hin und in allen Gestalten, in wel-

5 Vgl. Herbert Scurla; *Wilhelm von Humboldt, Werden und Wirken*, Berlin 1985³, S. 97 ff., und Dietrich Spitta, *Goethes Einweihung und sein Märchen von der grünen Schlange und der schönen Lilie*, Stuttgart 2008, S. 40 ff.; Humboldts Stellungnahme zu Goethes „Märchen“ erfolgte in seinem Brief an Goethe vom 09.02.1796, in *Briefe an Goethe*, Hamburger Ausgabe, Bd. 1, S. 217 ff.

6 Vgl. Wilhelm von Humboldt, a. a. O., S. 350

7 Vgl. Wilhelm von Humboldt, a. a. O., S. 380

*chen sich die endliche Form mit der Idee zu verbinden vermag, und der Lauf der Gegebenheiten kann nur da abbrechen, wo beide einander nicht mehr zu durchdringen imstande sind.*⁸

Um dem Verständnis dieses Menschheitsziels näher zu kommen, machte Humboldt mit seiner Familie – er hatte inzwischen drei kleine Kinder – ab 1797 eine längere Reise nach Paris und von dort durch Frankreich und Spanien, um die Wesensunterschiede zwischen dem deutschen, dem französischen und dem spanischen Nationalcharakter zu studieren. Dabei wurde ihm bewusst, dass sich in den eine Nation bildenden Individuen neben ihrer Individualität ein ihnen allen gemeinsamer Geist ausspricht. Während dieser Reise fuhr Humboldt auch zweimal in die baskischen Provinzen, nachdem er auf den besonderen Charakter des baskischen Volkes und seiner Sprache sowie auf die Bedeutung der Sprache für die Erkenntnis der unterschiedlichen Nationalcharaktere aufmerksam geworden war. Dies führte ihn ab 1820 nach dem Ende seiner praktischen politischen Tätigkeit zu seinen umfassenden Sprachstudien.

Humboldts Ideen von den Grenzen der Wirksamkeit des Staats

Aufgrund seiner Auseinandersetzung mit der Französischen Revolution hat Humboldt in Burgörner zunächst die Frage nach den Grenzen der Wirksamkeit des Staats beschäftigt. Unter dem Einfluss der Philosophie der Aufklärung hatte er die Aufgabe des Staats darin gesehen, die allgemeine Glückseligkeit zu fördern. Dazu sollte der Staat sowohl für die äußere wie für die innere Glückseligkeit seiner Bürger, d. h. für ihr physisches und moralisches Wohl sorgen.

Zunächst hat sich Humboldt für den Kampf des französischen Volks für Freiheit und gegen den Despotismus begeistert. Bald danach wurde ihm klar, dass revolutionäre Veränderungen der Staatsverfassung immer nachteilige Folgen haben und dass wirkliche Freiheit nur durch eine Begrenzung des staatlichen Wirkens auf die Erhaltung der Sicherheit erreicht werden kann; auch dass eine solche Begrenzung von dem schon bestehenden Staat vorgenommen werden könnte. So bezeichnete er in einem als Aufsatz veröffentlichten Brief an Friedrich Gentz vom August 1791 „*Ideen über Staatsverfassung, durch die neue Französische Constitution veranlaßt*“ das Prinzip, „*dass die Regierung für das Glück und das Wohl, das physische und moralische, der Nation sorgen muss*“, als ärgsten und drückendsten Despotismus.⁹

8 Vgl. Wilhelm von Humboldt, a. a. O., S. 605

9 Vgl. Wilhelm von Humboldt, a. a. O., S. 39 f.

Den Gedanken der Notwendigkeit, die Wirksamkeit des Staats auf die Erhaltung der Sicherheit zu begrenzen, und zwar der inneren Sicherheit durch die Polizei und der äußeren durch das Militär, hat Humboldt dann in seiner 1792 im Alter von 25 Jahren entstandenen bedeutsamen Jugendschrift *„Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen“* ausführlich dargestellt und begründet. Die Sorgfalt für das physische Wohl (Wirtschaftsleben) und für das moralische Wohl (Geistesleben und Bildungswesen) wollte er der freien Initiative der Bürger überlassen. Er sprach von Nationalanstalten im Gegensatz zu Staatsanstalten und sagte: *„Einzelnen Teilen der Nation und ihr selbst im ganzen muss nur Freiheit gegeben werden, sich durch Verträge zu verbinden.“*¹⁰ Heute würde man von zivilgesellschaftlichen Institutionen sprechen. Vor allem hat Humboldt sich eindrücklich gegen die staatliche Regelung und Verwaltung des Schulwesens ausgesprochen. So schrieb er: *„Jede öffentliche Erziehung ..., da immer der Geist der Regierung in ihr herrscht, gibt dem Menschen eine gewisse bürgerliche Form.“* Daher müsste *„die freieste, so wenig als möglich schon auf die bürgerlichen Verhältnisse gerichtete Bildung des Menschen überall vorangehen. Der so gebildete Mensch müsste dann in den Staat treten, und die Verfassung des Staats sich gleichsam an ihm prüfen. Nur bei einem solchen Kampfe würde ich wahre Verbesserung der Verfassung durch die Nation mit Gewissheit hoffen, und nur bei einem solchen schädlichen Einfluss der bürgerlichen Einrichtung auf den Menschen nicht besorgen.“*¹¹

Die Schrift Humboldts über die *„Grenzen der Wirksamkeit des Staats“* wurde als Ganzes erst nach seinem Tod im Jahre 1851 veröffentlicht. In dieser Zeit des „Laissez faire“ wurde seine Schrift im Sinne des wirtschaftlichen Liberalismus missverstanden. Im 20. Jahrhundert wirkte einer positiven Aufnahme von Humboldts „Ideen“ vor allem die Schrift von Siegfried Kaehler über *„Wilhelm von Humboldt und der Staat“* entgegen, der meinte, dass Humboldt sich später als Leiter der Sektion für Kultus- und Unterrichtsangelegenheiten im preußischen Ministerium des Innern von diesen Ideen abgewendet habe, was jedoch nicht zutrifft.

So wurden Humboldts Ideen von den *„Grenzen der Wirksamkeit des Staats“* zunächst nicht in ihrer großen Bedeutung für eine Gesundung des sozialen Lebens auf geistig-kulturellem, politischem und wirtschaftlichem Gebiet erkannt. Erst der österreichische Goethe- und Geistesforscher Rudolf Steiner hat wäh-

10 Vgl. Wilhelm von Humboldt, a. a. O., S. 92

11 Vgl. Wilhelm von Humboldt, a. a. O., S. 107, 106

rend des Ersten Weltkriegs erstmals in einem Vortrag vom 13. Januar 1917 und in weiteren Vorträgen auf die große Bedeutung dieser Schrift Humboldts hingewiesen und gesagt, dass seine Ideen hätten fortgebildet werden müssen. Steiner selbst hat dann Humboldts „Ideen“ weiterentwickelt zur Idee einer Dreigliederung des sozialen Organismus in ein sich selbst verwaltendes freies Geistes- und Bildungswesen, ein assoziativ geregeltes Wirtschaftsleben und in ein auf die Erhaltung der Sicherheit begrenztes Staatsleben. Erst diese Idee ermöglicht, die Ideale der Französischen Revolution zu verwirklichen: die Freiheit im Kultur- und Bildungswesen, die Gleichheit im Staatsleben und die Brüderlichkeit im Wirtschaftsleben.¹²

Humboldts politisches Wirken für die Freiheit des Bildungswesens

Im Jahre 1809 hat Humboldt auf Vorschlag des preußischen Staatskanzlers Freiherrn vom Stein die Leitung der Sektion für Kultus und öffentlichen Unterricht im preußischen Ministerium des Innern übernommen. In dieser Funktion hat er einen umfassenden Plan zur Reform des Königsberger und Litauischen Schulwesens entwickelt, der von der kleinsten Schule an bis zur Universität Alles umfasste. Seine Schulidee beruhte auf seinem *Bildungsideal einer allgemeinen, umfassenden Menschenbildung*. Durch den allgemeinbildenden Schulunterricht sollten die Schüler in ihren leiblichen, seelischen und geistigen Kräften gefördert und gebildet werden und zwar durch gymnastischen, ästhetischen und didaktischen Unterricht, wobei der didaktische Unterricht mathematischen, sprachlich-philosophischen und historischen Unterricht umfassen sollte. Unter historischem Unterricht wurde damals der auf das Tatsächliche im Gegensatz zum Rationalen gerichtete Unterricht verstanden. Auch praktisch-handwerklichen Unterricht hatte Humboldt vorgesehen. Die spezielle Berufsausbildung sollte erst nach dem Schulunterricht erfolgen.¹³

Der allgemeinbildende Unterricht sollte allen Schülern gemeinsam zuteil werden, jedoch eine gewisse Differenzierung je nach Begabung ermöglichen. Deshalb sprach sich Humboldt gegen eine Zweiteilung von Realschulen und Gymnasien aus. Er sah nur drei Arten von aufeinander aufbauenden Schulen vor:

12 Vgl. u. a. Vortrag am 13. Januar 1917 in Rudolf Steiner, *Zeitgeschichtliche Betrachtungen, Zweiter Teil*, Dornach 1982², S. 110 f., ferner den Vortrag am 13. Februar 1921 in „*Wie wirkt man für den Impuls der Dreigliederung des sozialen Organismus*“, Dornach 1986, S. 69 f., sowie seine Schrift von 1919 „*Die Kernpunkte der sozialen Frage*“, Dornach 1976⁶, S. 56 ff.

13 Vgl. das Kapitel „*Menschenbildung im Sinne Wilhelm von Humboldts*“ in Dietrich Spitta, *Menschenbildung und Staat. Das Bildungsideal Wilhelm von Humboldts angesichts der Kritik des Humanismus*, Stuttgart 2006, jetzt Info3-Verlag, Frankfurt a.M., S. 43 ff. sowie Anhang, S. 171 ff.

Elementarschulen, gelehrte Schulen und Universitäten. Ihm ging es um eine gemeinsame Menschenbildung für alle Schüler, die jedoch kürzer hätte sein können für diejenigen, die eine praktische Berufsausbildung anstreben.¹⁴

Zugleich hatte Humboldt auch vor, das Schulwesen vom Staat wirtschaftlich unabhängig zu machen, indem er kommunale oder korporative Schulfonds einrichten wollte, in welche die Bürger einzahlen sollten. Auch hat er sich während dieser amtlichen Tätigkeit deutlich für eine Befreiung des Schulwesens vom Staat ausgesprochen. So hat er u. a. am 9. Mai 1809 an seinen Mitarbeiter Uhden geschrieben: „*Man muss soviel Freiheit lassen, als möglich. In Schulsachen muss das Regieren so viel als möglich ganz eingehen.*“ In dieser Zeit hat er auch die Universität Berlin gegründet und zugleich versucht, diese ebenfalls vom Staat wirtschaftlich unabhängig zu machen, indem er ihr staatlichen Grundbesitz übertragen wollte. Auch schrieb er an Goethe im Hinblick auf die Berliner Universität, „*dass man nur etwas stiften darf, um es dann mit Sicherheit seiner eigenen lebendigen Kraft zu überlassen.*“¹⁵ Dies zeigt, dass Humboldt entgegen der Meinung von Kaehler auch während seines politischen Wirkens an seinen Ideen von den Grenzen der staatlichen Wirksamkeit festgehalten und in ihrem Sinne zu wirken versucht hat.

Es ist eine große Tragik der deutschen Geschichte, dass Humboldt als Leiter des preußischen Bildungswesens nicht mit Stein zusammenarbeiten konnte, weil der preußische König den Freiherrn vom Stein auf Betreiben Napoleons entlassen musste, bevor Humboldt sein Amt angetreten hatte. Deshalb hat Humboldt dieses Amt nur 1 ¼ Jahre ausgeübt. Das preußische und auch das deutsche Bildungswesen hätten sich sehr wahrscheinlich viel positiver und freiheitlicher entwickelt, wenn Humboldt mit Stein auch nur einige Jahre hätte zusammenwirken können.

Humboldts Wirken für die Befreiung Europas vom Joch Napoleons

Nach seinem Entschluss, aus der Leitung der Kultus- und Unterrichtsangelegenheiten in Preußen auszuschcheiden, wurde Humboldt 1810 preußischer Gesandter am österreichischen Hof in Wien. Als dann Napoleon 1812 gezwungen war, sich von seinem Feldzug nach Russland zurückzuziehen, war die Frage, ob es gelingen könnte, dass sich Österreich mit Preußen gegen Napoleon verbündet, um Napoleon bei seinem Rückzug gemeinsam zu besiegen. Dies war sehr zwei-

14 Vgl. Dietrich Spitta, a. a. O., S. 48 ff.

15 Vgl. das Kapitel „*Die Freiheit des Bildungswesens vom Staat*“, in: Dietrich Spitta, a. a. O., S. 37 ff.; vgl. auch ders., *Die Staatsidee Wilhelm von Humboldts*, a. a. O., S. 55 ff.

felhaft, da Metternich sehr zögerte. Doch konnte Humboldt entscheidend mitwirken, dies zu erreichen, und damit wesentlich dazu beizutragen, Europa vom Joch Napoleons zu befreien.¹⁶

Humboldts politisches Wirken für die Einheit Deutschlands

Nach dem Sieg über Napoleon wurde Humboldt neben dem schwerhörigen Staatskanzler von Hardenberg zum Vertreter Preußens auf dem Wiener Kongress berufen. Auf diesem trat er als Einziger mit großem Einsatz nachhaltig dafür ein, dass sich alle 1806 durch das Ende des deutschen Kaiserreichs souverän gewordenen deutschen Fürstentümer zu einem unkündbaren „Deutschen Bund“ unter der gemeinschaftlichen Führung durch Österreich und Preußen zusammenschließen. Auch setzte er sich dafür ein, dass in allen deutschen Staaten „Stände“ eingerichtet bzw. wieder hergestellt werden. Doch wollte er nicht die alte Ständeversammlung wieder herstellen, sondern diese zu einer „ständischen Repräsentativverfassung“ weiterentwickeln.¹⁷

Die Stände sollten das Recht erhalten, bei der Steuergesetzgebung mitzuwirken. Auch trat Humboldt dafür ein, dass in der Bundesakte (der Verfassung des Deutschen Bundes) für alle deutschen Staaten das Recht festgelegt wird, in einen anderen deutschen Staat auszuwandern, sowie das Recht, an einer Universität in einem anderen deutschen Land zu studieren, was damals nicht selbstverständlich war. Humboldt wollte auch erreichen, dass ein Bundesgericht eingerichtet wird, das nicht nur zuständig sein sollte, über Streitigkeiten zwischen den deutschen Fürsten, sondern auch über Beschwerden der Stände über Eingriffe der Regierungen in ihre Rechte zu entscheiden. Er sah sogar ein Beschwerderecht der Bürger gegen ihre Regierungen vor, wie dies erst in der deutschen Bundesrepublik durch das Bundesverfassungsgericht verwirklicht wurde.¹⁸ Leider sind diese Vorschläge Humboldts abgelehnt bzw. verhindert worden, sodass er mit der Schlussakte des Wiener Kongresses vom 9. Juni 1815 äußerst unzufrieden war.¹⁹

16 Vgl. Herbert Scuria, *Wilhelm von Humboldt, Werden und Wirken*, Berlin 1985³, S. 291 ff., 296; ferner Bruno Gebhardt, *Wilhelm von Humboldt als Staatsmann, Band I*, Berlin 1928², S. 438, sowie Dietrich Spitta, *Die Staatsidee Wilhelm von Humboldts*, S. 235

17 Vgl. Dietrich Spitta, *Die Staatsidee Wilhelm von Humboldts*, S. 170 ff., sowie den Aufsatz des Verfassers *Korporative Beteiligung der Bürger am Staatsleben. Die Idee einer mitteleuropäischen „ständischen Repräsentativverfassung“ bei Wilhelm von Humboldt*, in: *Die Drei*, 1981, S. 673 ff.

18 Vgl. Spitta, *Staatsidee*, S. 243 ff., 249 ff.

19 Vgl. Spitta, a. a. O., S. 286 ff.

Humboldts politisches Wirken für die Neuordnung Europas

Ein weiteres Anliegen Humboldts bereits vor dem Wiener Kongress war die Frage, wie das Verhältnis der europäischen Staaten nach einem Sieg über Napoleon geregelt werden sollte. Er ging dabei aus von dem Gegensatz der beiden starken Mächte Russland und Frankreich, den man als den damaligen Ost-West-Gegensatz bezeichnen kann. Dabei sah er es als notwendig an, zwischen diesen beiden gegensätzlichen Mächten in Mitteleuropa eine starke Mitte zu bilden. Dies war auch mit sein Motiv, dass er sich für die Wiedervereinigung der nach dem Ende des deutschen Kaiserreichs selbständig gewordenen deutschen Fürstentümer im Deutschen Bund einsetzte. Bei seinen Überlegungen zur politischen Neuordnung Europas ging Humboldt von der Souveränität und Unabhängigkeit der europäischen Staaten aus. Durch die Schaffung einer starken Mitte in Mitteleuropa wollte er das gestörte Gleichgewicht in Europa wieder herstellen. Dabei ging es ihm nur darum, eine ausreichende militärische Macht in Mitteleuropa aufzubauen, welche dessen Unabhängigkeit zwischen Frankreich und Russland sichern und den Frieden zwischen diesen beiden Mächten bewahren sollte.²⁰ Keinesfalls wollte er, dass Deutschland ein erobernder Staat würde, wozu er später in seiner Denkschrift „Über die Behandlung der Angelegenheiten des Deutschen Bundes durch Preußen“ vom 30. September 1816 betonte, „dass kein echter Deutscher wollen könne, dass Deutschland als Deutschland auch ein erobernder Staat würde.“²¹

Humboldts vergebliches Wirken für eine preußische Verfassung

In das Finanzedikt des preußischen Königs vom 27. Oktober 1810 hatte der preußische Staatskanzler Hardenberg eine Formulierung aufgenommen, wonach der König sich vorbehält, „*der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation zu geben.*“ Diese Ankündigung wurde nach erfolgreicher Beendigung der Befreiungskriege wieder aufgegriffen, indem der preußische König in einer Verordnung vom 22. Mai 1815 vorsah, dass eine Repräsentation des Volkes als Verfassung des Preußischen Reichs gebildet wird, das heißt, dass an die Stelle der absoluten eine konstitutionelle Monarchie treten sollte. Mit der Vollziehung dieser Verordnung wurde der Staatskanzler Hardenberg betraut.²² Dieser hat jedoch erst drei Jahre später begonnen, diese zu vollziehen.

20 Vgl. Spitta, a. a. O., S. 229 ff.

21 Vgl. Wilhelm von Humboldt, *Werke Band IV*, Stuttgart, 1964, S. 374

22 Das Finanzedikt sowie die Verordnung über die zu bildende Repräsentation des Volkes sind abgedruckt in: Ernst Rudolf Huber, *Dokumente zur Deutschen Verfassungsgeschichte, Band 1*, 1978³, S. 44 ff., 61 f.

Schließlich wurde Humboldt am 11. Januar 1819 zum Minister für ständische Angelegenheiten ernannt. Da Hardenberg jedoch den Ehrgeiz hatte, selbst zum Schöpfer der preußischen Verfassung zu werden und da er Humboldt als Konkurrenten fürchtete, hat er diesen zwar von seinem damaligen Londoner Gesandtenposten abberufen, ihn aber zunächst nach Frankfurt a.M. beordert, um dort die Abschlussverhandlungen der Territorialkommission zu leiten.²³ Dann ließ er sich Zeit, Humboldt von den unwichtigen Aufgaben in Frankfurt am Main abzuberufen, weil er ihn von Berlin fernhalten wollte. So konnte dieser sein Ministeramt erst am 9. August 1819 antreten. In der Zwischenzeit hat Hardenberg dann selbst einen Verfassungsentwurf für Preußen ausgearbeitet und versucht, diesen vom König genehmigen zu lassen, was ihm jedoch nicht gelang.²⁴ Da Humboldt dieser Ehrgeiz Hardenbergs bekannt war, hatte er vor seiner Zusage zum Ministeramt versucht zu erreichen, dass die autoritäre Stellung des Staatskanzlers beseitigt, dieser in das Staatsministerium eingebunden wird und die Minister das Recht erhalten, beim König selbst Vortrag zu halten, was Hardenberg jedoch verhinderte. Humboldt hat das Ministeramt dann doch angenommen, nachdem ihm von maßgebender Seite dringend dazu geraten worden war, und er hoffte, vielleicht doch noch etwas Positives erreichen zu können.²⁵

Bereits vor Humboldts Amtsantritt hatte am 23. März 1819 das Attentat des Studenten Sand auf den reaktionären Kotzebue stattgefunden, was zu zahlreichen rigorosen Maßnahmen gegen Vertreter liberaler und demokratischer Bestrebungen führte. Während Humboldts Amtsübernahme am 9. August fand dann vom 6. bis 31. August 1819 ein Ministertreffen der Mitglieder des Deutschen Bundes in Karlsbad statt, über das Hardenberg Humboldt nicht informiert hatte und das zu den berüchtigten Karlsbader Beschlüssen führte, die vom Bundestag am 20. September angenommen wurden.²⁶ Im Zusammenhang mit diesen Ereignissen hatte sich das politische Klima so verändert, dass die Einführung einer konstitutionellen Monarchie in Preußen ausgeschlossen war. Nachdem Hardenberg den König schließlich vor die Alternative stellte: entweder Humboldt oder er, wurde dieser zum 31.12.1819 entlassen. Eine preußische Verfassung kam danach nicht zustande.²⁷

23 Vgl. Scurla, a. a. O., S. 371 ff.

24 Vgl. Scurla, a. a. O., S. 369 ff., 373 ff.

25 Vgl. Das Kapitel "*Opfer der Reaktion*" in Scurla, a. a. O., S. 375 ff., 413 ff.

26 Vgl. Scurla, a. a. O., S. 399 ff.; die *Karlsbader Beschlüsse* sind veröffentlicht in Ernst Rudolf Huber, a. a. O., S. 100 ff.

27 Vgl. Scurla, a. a. O., S. 413

Die Erweiterung von Humboldts Staatsidee

Die Zeit in Frankfurt hatte Humboldt genutzt, um sich mit dem Freiherrn vom Stein über die Grundsätze für die vorgesehene Verfassung in Preußen abzustimmen. Diese fasste er in einer an Stein gerichteten Denkschrift „*Über Einrichtung landständischer Verfassungen in den preußischen Staaten*“ vom 4. Februar 1819 zusammen.²⁸ In dieser sprach er sich mittelbar gegen eine Repräsentativ-Verfassung nach französischem Muster in Preußen aus, indem er schrieb: „*Die Gründung volksvertretender Versammlungen nach bloß numerischen Verhältnissen setzt offenbar eine völlige Vernichtung alles Unterschieds der einzelnen Genossenschaften voraus und würde, wo ein solcher noch vorhanden wäre, ihn nach und nach zerstören.*“²⁹ Bereits in seiner Denkschrift „*Über die Behandlung der Angelegenheiten des Deutschen Bundes durch Preußen*“ vom 30. September 1816 hatte sich Humboldt deutlich dagegen ausgesprochen, in Deutschland eine Repräsentativ-Verfassung einzuführen, wie man sie „*seit der Französischen Revolution hat nacheinander entstehen und untergehen sehen. Diese nachahmen zu wollen wäre das Undeutscheste, was man in Deutschland beginnen könnte.*“³⁰

Nachdem Humboldt sein Amt als Minister für ständische Angelegenheiten endlich hatte antreten können, erarbeitete er im Oktober 1819 eine „*Denkschrift über ständische Verfassung in Preußen*“, in der er als Grund für seine Ablehnung einer Repräsentativ-Verfassung nach französischem Muster angab, „*dass bei einer solchen Verfassung die ganze Nation als ‚eine‘ Masse behandelt wird, der Einzelne bloß durch sich selbst, gleichsam als numerische Einheit gilt ...*“³¹ Was er somit ablehnte war, eine zentrale Volksvertretung unmittelbar aus der ganzen Volksmasse hervorgehen zu lassen. Stattdessen wollte er die alte Ständeversammlung zu einer „ständischen Repräsentativverfassung“ weiter entwickeln. Er strebte an, das staatlich-politische Leben von unten nach oben aufzubauen. So beschrieb er in der genannten Denkschrift die französischen Repräsentativverfassungen: „*Alle diese organisierten die Einrichtung von oben herab oder gründeten die Ständeversammlung unmittelbar auf der Basis der ganzen Volksmasse, anstatt die ständischen Einrichtungen sich von der Verwaltung der ein-*

28 Vgl. Wilhelm von Humboldt, *Werke Band IV*, S. 433 ff.

29 Vgl. Wilhelm von Humboldt, a.a.O., S. 462. Mit *Genossenschaften* meinte er die bisherigen Stände, die er in politische Stände weiterbilden wollte.

30 Vgl. Wilhelm von Humboldt, a.a.O., S. 413

31 Vgl. Wilhelm von Humboldt, *Gesammelte Schriften*, Band 12, S. 434 f., bzw. Spitta, *Staatsidee*, S. 171 f.

fachsten Bürgervereine durch Mittelglieder zur Beratung über das Ganze erheben zu lassen.“

Was ihm vorschwebte, war eine Einteilung der Bürger in überschaubare Korporationen auf kommunaler Ebene, in denen die Bürger in regelmäßigen Versammlungen über alle wichtigen örtlichen Fragen beraten und entscheiden. *„In diesem Sinne genommen stehen die Stände nicht ... einer Repräsentativverfassung entgegen, sondern sind vielmehr die heilsamste, am meisten Ruhe und Erhaltung des Ganzen verbürgende und zugleich Interesse und Tätigkeit für das öffentliche Wohl und das Bürgerleben erweckende Art derselben.“*³² Von der Teilnahme an regelmäßigen örtlichen Bürgerversammlungen erwartete Humboldt auch, dass dies *„den Bürgersinn und die Moralität mehr als einzelnes Handeln in einer größeren Masse erhöht.“*³³ Über den örtlichen Bürgerversammlungen sollten dann die Kreistage stehen, deren Mitglieder von den Gemeindevorstehern und aus ihrem Kreis gewählt werden sollten. Die Mitglieder der über den Kreistagen stehenden Provinzialversammlungen sollten von den Bewohnern der jeweiligen Provinz und nur aus deren Kreis frei gewählt werden. Schließlich sah Humboldt über den Provinzialständen noch Allgemeine Stände als oberste Stufe der ständischen Einrichtungen vor, wobei er die Bildung von zwei Kammern, einer erblichen und einer Wahlkammer, vorsah.³⁴

Hätte Stein preußischer Staatskanzler bleiben können, hätte er sicher – anders als Hardenberg – schon 1815 das Verfassungsversprechen des preußischen Königs verwirklicht und in Zusammenarbeit mit Humboldt eine fortschrittliche Verfassung für Preußen verwirklicht. Die preußische und auch die deutsche Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert hätten dann sehr wahrscheinlich einen völlig anderen und positiveren Verlauf genommen.

IX. Zusammenfassung

Es gehört zu der tragischen Entwicklung des deutschen Schicksals, dass Wilhelm von Humboldt seine politischen Ideen nicht verwirklichen konnte und dass sie bisher nicht aufgegriffen worden sind. In unserer Zeit, die weithin von ideologischem, parteipolitischen und wirtschaftlichem Denken beherrscht ist, sind Humboldts Bildungsideal und seine Schul- und Universitätsidee im öffentlichen Schulwesen völlig verdrängt worden. Sie könnten aber für unsere Zeit noch

32 Vgl. Wilhelm von Humboldt, a. a. O., S. 394, bzw. Spitta, a. a. O., S. 172

33 Vgl. Wilhelm von Humboldt, a. a. O., S. 417, bzw. Spitta, a. a. O., S. 173 f., vgl. auch Wilhelm von Humboldt, *Werke Band IV*, S. 434

34 Vgl. Spitta, a. a. O., S. 176 ff.; vgl. auch Wilhelm von Humboldt, *Werke Band IV*, S. 451 ff.

richtungweisend sein. Auch seine Staatsidee ist immer noch aktuell und könnte für das heutige politische Wirken wegweisend sein, wenn sie unter Berücksichtigung der heutigen Zeitumstände konkretisiert würde.

So ist es sehr erfreulich, dass die Humboldt-Gesellschaft das Jahr seines 250. Geburtstages zum Anlass genommen hat, an Humboldts vielfältige fruchtbare Ideen zu erinnern und für ein Aufgreifen dieser Ideen zu wirken.

Sich kreuzende Lebenswege – Joachim Heinrich Campe und Wilhelm von Humboldt*

VON SIMONE AUSTERMANN

Zum 250. Geburtstag ist es (wieder) an der Zeit, Wilhelm von Humboldts (1767-1835) Leben und Wirken Revue passieren zu lassen. Die Rekonstruktion seines sozialen Umfeldes erlaubt einen Blick auf viele bekannte Personen des 18. und 19. Jahrhunderts. Einer der ersten, der biographischen Abfolge geschuldeten Persönlichkeiten ist Joachim Heinrich Campe (1746-1818). Kaum eine Biographie, ein Vorwort, eine Einleitung zum Diskurs um Humboldt kommt ohne den Hinweis auf Campes Tätigkeit als Hauslehrer Humboldts aus (vgl. z.B. Sweet 1907; Spranger 1910, 19; Schaffstein 1952, 13; Flitner 1984, 133; Sauter 1989, 34; Benner 2003, 11; Konrad 2010, 10). Auch die spätere gemeinsame Reise nach Paris ist Teil vieler Beschreibungen über Humboldts Leben und Werk (vgl. u.a. Schlesier 1854, 93; Haym 1856, 27; Schmitt 2007, 98; Maurer 2016, 20).

Diese Darstellungen verdichten sich in der Gesamtschau zu einer besonderen, gewichtigen Beziehung zwischen Humboldt und Campe. Beschäftigt man sich aber näher mit dem Verhältnis der beiden Männer, so scheint die eigentliche Verbindung zwischen den beiden gar nicht so sehr zu Lebzeiten, sondern von der Einschätzung späterer Autoren geprägt worden zu sein. Was also verbindet diese beiden so unterschiedlichen Charaktere, die gegensätzlicher kaum sein könnten? Sie stehen sich gegenüber als Vertreter zweier Epochen, zweier Generationen und auch als Persönlichkeit. Beide widmen sich zu Lebzeiten u.a. pädagogischen und sprachwissenschaftlichen Themen. Während aber Campe immer wieder pragmatisch, bodenständig, ja teilweise dogmatisch belehrend schreibt und wirkt, so ist Humboldts Gedankenwelt von Ideen und Potentialen geprägt.

Es ist an der Zeit, die sich kreuzenden Lebenswege der beiden erneut genauer unter die Lupe zu nehmen.

Erzieher und Zögling

1769 kommt Campe frisch von der Universität Halle, ohne praktische pädagogische Erfahrung, im übertragenen Sinne aber vermutlich mit einem vom vielen Lesen bereits zerfledderten *Emilé* in der Tasche, und erhält seine erste Stelle in

* Manuskript des Vortrags, der für den 6. Mai 2017 anlässlich der 105. Tagung der Humboldt-Gesellschaft vorgesehen war und wegen eines Unfalls der Autorin dort nicht gehalten werden konnte.

Tegel bei Berlin auf Empfehlung Wilhelm Abraham Tellers (1734-1804). Campe hat bei ihm in Helmstedt bereits Vorlesungen gehört. Und als er sich in einem Disput um die inhaltliche Ausrichtung des Lehrstuhls zwischen Johann Benedict Carpzov IV. (1720-1803) und Teller auf die Seite Tellers schlägt, dieser in Ungnade fällt und Helmstedt verlässt, wird Campe das Stipendium mit den Worten „*Man wäre nicht gemeint, die Wohlthaten des Vaterlandes an einen leichtsinnigen Jüngling zu verschwenden, der von verrufenen Irrlehrern sich zum Irrglauben verführen ließe*“ (zitiert nach Koldewey 1897, 131, zur Situation vgl. auch Schmitt 1996, 75) entzogen.

Campe wird Hauslehrer im Haus von Alexander George von Humboldt (1720-1779). Der königliche Kammerherr und Obristwachtmeister (Major) der Kavallerie a. D. Alexander George von Humboldt heiratet am 19.10.1766 Marie-Elisabeth von Hollwede, geb. Colomb (1741-1796). Diese ist verwitwet und bringt aus ihrer ersten Ehe mit Friedrich Ernst von Hollwede (1723-1765) ihren Sohn Heinrich Friedrich Ludwig Ferdinand von Hollwede (1762-1817) mit in die Ehe. Dieser wird Campes Zögling. Im Hause leben auch die beiden Kinder des Majors mit Marie-Elisabeth: Wilhelm (1767-1835) und Alexander (1769-1859). Bei dem ersten Aufeinandertreffen von Campe und Wilhelm von Humboldt ist dieser noch nicht einmal zwei Jahre alt.

Wilhelm schreibt 1825 über diese Zeit: Campe „*war wirklich Hauslehrer, oder wie man damals sagte, Hofmeister, bei einem ältern Stiefbruder, den ich hatte, einem Sohn meiner Mutter aus erster Ehe. Er hat mich aber lesen und schreiben gelehrt. Er muß unser Haus etwa 1770 oder 1771 verlassen haben.*“ (Humboldt 1853, 166f.) In einem späteren Brief ergänzt Humboldt, Campe habe auch „*etwas Geschichte und Geographie nach damaliger Art, die Hauptstädte, die sogenannten sieben Wunderwerke der Welt u.s.w. [gelehrt.] Er hatte schon damals eine sehr glückliche, natürliche Gabe, den Kinderverstand lebendig anzuregen.*“ (Humboldt 1853, 190)

Spätestens im Juni 1773, Humboldt ist gerade sechs Jahre alt geworden, verlässt Campe den Haushalt, um eine Stelle als Feldprediger in Potsdam im Regiment des späteren Königs, Friedrich Wilhelm II. (1744-1797), anzutreten (vgl. Leyser 1896, 17).

Getrennte Wege

In den nächsten acht Jahren ist Campe sehr umtriebig und wird von einem unbekanntem Studenten zu einem gefeierten Kinderbuchautor und anerkannten Experten in theoretischen und praktischen Erziehungsfragen, während Humboldt zu Hause erzogen und unterrichtet wird. Es folgt eine stichpunktartige Aufzählung verschiedener Lebensstationen Campes in dieser Zeit, die zeigt, wie sehr sich Campes Leben in dieser Zeit verändert.

Während Wilhelm von Humboldt nun zusammen mit seinem Bruder von Gottlob Johann Christian Kunth (1757-1829) erzogen wird, versucht Campe, sich als Prediger und Schriftsteller über Wasser zu halten. Er veröffentlicht 1773 *Philosophische Gespräche über die unmittelbare Bekanntmachung der Religion*. Bekannt geworden ist diese erste Schrift in erster Linie durch ihre Rezeption durch Lessing um 1778 (vgl. u. a. Müller Nielaba 2000, 196).

Am 24.06.1773 heiratet Campe Dorothea Maria Miller (1741-1827), am 25.07.1774 wird Tochter Lotte (1774-1834) geboren. Im gleichen Jahr erscheint Campes *Philosophischer Commentar über die Worte des Plutarchs: die Tugend ist eine lange Gewohnheit; oder über die Entstehungsart der tugendhaften Neigungen*. So wird Martin Christoph Wieland (1733-1813) auf Campe aufmerksam und bittet ihn um Mitarbeit am *Teutschen Merkur* (vgl. Wieland an Campe in Schmitt 1996, 84). 1774 erscheinen im *Teutschen Merkur* von Campe fünf Gedichte, die kommentierte Übersetzung einer Ballade und eine Rezension. Im gleichen Jahr beginnt auch Campes Mitarbeit an der *Allgemeinen deutschen Bibliothek (ADB)* (vgl. Briefwechsel zwischen Campe und Nicolai in Schmitt 1996, 83 und 86f.), und die erste Rezension (vgl. Pistorius 1774) seines ersten Buches erscheint. 1775 folgen die Veröffentlichungen der Rezension seines zweiten Artikels und seiner ersten eigenen Rezensionen in der ADB.

Im Januar 1775 ist Campe als Sammler von Subskribenten tätig. 1775-1776 organisiert er rund 20 potentielle Kunden für Friedrich Bertuchs (1747-1822) Übersetzung von *Don Quichotte* (vgl. Campe in Schmitt 1996, 91 und 94), agiert als Vermittler in einem Streit zwischen Wieland und Friedrich Nicolai (1733-1811) (vgl. z.B. Briefwechsel in Schmitt 1996, 96f.) und unterrichtet zunächst vier (vgl. Schmitt 1996, 93), später drei (vgl. Humboldt an Spalding in Schmitt 1996, 123) adelige Kinder. Sowohl Hallier (vgl. Hallier 1862, 17) als auch Leyser (vgl. Leyser 1896, 24) berichten, Campe sei im Jahr 1775 erneut Hauslehrer bei Wilhelm und Alexander von Humboldt gewesen. Dies scheint aber mindestens nach der Erinnerung Wilhelms nicht der Fall gewesen zu sein, auch werden die Namen im vorliegenden Briefmaterial nicht genannt.

1776 wendet sich Johann Bernhard Basedow (1724-1790) an Campe und lädt ihn ein, die Arbeit am und im Dessauer Philanthropin zu begutachten und insbesondere nach dem großen Examen seine Meinung zu äußern (Basedow an Campe in Schmitt, 1996, 117f.). Am 15. Mai 1776 besucht Campe das öffentliche Examen in Dessau, zuvor – am 14. Mai – zusammen mit Teller die Reformschule Friedrich Eberhard von Rochows (1734-1805) in Reckahn. Nach einem kurzen Zwischenstopp als Prediger in der Heilig-Geist-Kirche in Potsdam (vgl. Campe in Schmitt 1996, 128) wird er am 04.09.1776 an das Philanthropin in Dessau berufen (vgl. Schmitt 1996, 128), reist Anfang Oktober nach Dessau (vgl. Campe in Schmitt 1996, 130) und trifft dort auf Basedow, Johann Friedrich

Simon (1751-1829), Christian Heinrich Wolke (1741-1825), Johann Schweighäuser (1753-1801), Schmohl (1756-1783), Ehrmann (1751-1827) sowie Mochel (1748-1778) und damit gleichsam in ein pädagogisches Wespennest. Wie Niedermeier (vgl. Niedermeier 1995) herausarbeitet, wird an und vor allem um die Musterschule in diesem Zeitraum ein erbitterter Kampf um Konzept und Vorsitz geführt. Gleichzeitig mit Campe (vgl. Schmohl 1780, 172) kommt auch Christoph Kaufmann (1753-1795) auf Empfehlung von Johann Caspar Lavater (1741-1801) für kurze Zeit ans Philanthropin. Als am 15.12.1776 Basedow offiziell zurücktritt (vgl. Hallier 1862, 23), übernimmt Campe die Leitung des Philanthropins. Durch den Verleger Johann Joachim Christoph Bode (1731-1793) informiert er sich über Ernst Christian Trapp (1745-1818) und erfährt so auch von dessen Förderer Martin Ehlers (1732-1800). Ende des Jahres bittet er Felix Christian Weiße (1726-1804), der bereits für das Philanthropin komponiert hat, um zwei Kinderlieder. 1777 intensiviert Campe seine Bemühungen am und um das Dessauer Philanthropin. Im Frühjahr beginnen Basedow, Wolke und Campe mit der Herausgabe der *Pädagogischen Unterhandlungen*. Im Mai wirbt er um Trapp als Lehrer für das Philanthropin (vgl. Schmitt 1996, 157). Im August 1777 erhält Campe in seiner Eigenschaft als Leiter im Dessauer Philanthropin den ersten Brief von Immanuel Kant (1712-1804). Im Dessauer Philanthropin kommt es immer häufiger zu Unstimmigkeiten, und im September 1777 kündigt Campe der Schule seinen Dienst auf, verlässt fluchtartig Dessau und geht nach Hamburg.

Aus der Not heraus verstärkt er seine Rezensionstätigkeit und setzt sich dadurch gleichzeitig so unter Druck, dass er nicht in gewünschter Menge die vorliegenden Schriften abarbeiten kann (vgl. Campe an Nicolai in Schmitt 1996, 202). Er schreibt an Kant und stellt sich – im Sinne seiner Gesundheit – eine Bibliothekarsstelle als zukünftigen Beruf vor (vgl. Campe in Schmitt 1996, 203). Im Jahr 1777 erscheint *Sittenbüchlein für Kinder aus gesitteten Ständen*.

Im Frühjahr 1778 machen die Kaufmänner Johann Jacob Böhl und Johannes Schuback (1732-1817) zusammen mit Legationsrat Polycarp August Leisching (1729-1793) Campe das Angebot, die Erziehung ihrer fünf Söhne Johannes (1770-1836), Gottlieb (1772-1800) und Fritz Böhl (*nach 1770), Nikolas Schuback und Dietrich Leisching zu übernehmen. Campe nimmt dieses Angebot an und zieht zusammen mit Frau und Tochter, dem Kindermädchen „Hanne“ und seinen neuen Zöglingen in ein Haus in Billwerder bei Hamburg. Zur Unterstützung stellt er Friedrich August Benzler (1752-1810) und Ludwig Eberhard Gottlob Rudolphi (um 1750-1798), einen ehemaligen Studienkollegen aus Halle, ein.

Im August 1778 versucht er sich erstmals an der Konzeption eines Schulbuchs. Sein Vorschlag für einen Auszug aus der Bibel soll zunächst als Probe er-

scheinen und dem Publikum vorgelegt werden. Im Herbst 1778 trifft er im Hause Reimarus Gotthold Ephraim Lessing (1729-1781) (vgl. Schmitt 1996, 208). Im Dezember 1778 wirbt er in einem Brief an Bertuch um Pränumeranten für seinen *Robinson den Jüngerer* (vgl. Campe in Schmitt 1996, 213).

Neben den bisher benannten Schriften veröffentlicht Campe im Zeitraum 1769-1778 weitere Rezensionen zu den Themenbereichen Reisebericht, Religionserziehung, Lebensbeschreibung und Dessauer Philanthropin, eine Predigt und weitere Texte. Campe geht bei seinen Werken nicht trennscharf vor, sondern verknüpft seine unterschiedlichen Wissens- und Forschungsgebiete immer wieder (neu) miteinander und treibt so seine Erkenntnisse voran. Spätestens zum Ende des Jahres 1778 wird der Wechsel des Schwerpunkts in Campes Arbeiten von der eines Theologen und Philosophen zum Pädagogen unübersehbar. So erscheinen vermehrt Schriften und Ankündigungen zu pädagogischen Themen und Unternehmungen, so auch 1778 der erste Teil seiner *Sammlung einiger Erziehungsschriften* und Vorschläge zu konkreter didaktischer Arbeit und den dazu notwendigen Materialien. Auch Campe scheint diesen Wechsel zu bemerken und schreibt eine Art Autobiographie, die durchaus als Besinnungs- und Neuorientierungsschrift deutbar ist (vgl. Campe 1778).

Campe geht ganz in seiner neuen Rolle als Pädagoge auf und verbindet viel Hoffnung mit seinem Wirkungsfeld. Er schreibt später über diese Zeit: „*Ueberhaupt bemüht man sich jetzt hier [in Braunschweig], wie in andern Ländern, der Jugend eine den Bedürfnissen unserer Zeit angemessene Erziehung zu verschaffen; weil man immer mehr und mehr überzeugt worden ist, daß ohne dieselbe weder das Glück einzelner Menschen, noch der Wohlstand ganzer Staaten befördert werden kann. Wohl [...] euch, ihr lieben jungen Menschen, die ihr nun schon angefangen habt, den großen Nutzen davon einzuernten, indem man euch in den Stand setzt, Kenntnisse, Fertigkeiten und Tugenden zu erwerben, an welche sonst auf Schulen wenig oder gar nicht gedacht wurde. Vor Zeiten mußte man es dem bloßen Zufalle überlassen, ob ein junger Mensch geschickt, tugendhaft und glücklich werden würde, oder nicht; künftig wird die Erwerbung jeder nützlichen Geschicklichkeit und jeder schönen Tugend von dem eigenen Willen eines jeden Jünglings abhängen[!], weil es ihm weder an Gelegenheit, noch an Anleitung dazu fehlt.*“ (Campe 1787, 23)

In Billwerder entstehen *Robinson der Jüngere* und später die ersten Überlegungen zur *Entdeckung Amerikas*. Mit seiner kleinen „Familie“ schafft er sich eine pädagogische Umgebung, sein pädagogisches Szenario. Fast schon idyllisch anmutend erzieht er seine Zöglinge. Hier schafft Campe den Spagat zwischen der Abgeschlossenheit und Naturorientierung bei Rousseau und der Praxisorientierung im Sinne der Nützlichkeit und Brauchbarkeit aus dem Philanthropin und schafft so eine nach seiner Ansicht ideale Basis für die Umsetzung einer aufge-

klärten Erziehung, die sich auch als Essenz aus der *Allgemeine[n] Revision* extrahieren lässt (vgl. Austermann 2010). Das von ihm gelebte Szenario wird Teil seiner pädagogischen Ausarbeitungen. So fließt der didaktische Erzählstil nicht nur in den *Robinson*, sondern auch in die *Entdeckung von Amerika* (1781) und seine späteren Werke ein. Die Szenerie wird Teil der didaktischen Gesamtkomposition, die sich – im übertragenen Sinne – in Wort und Bild niederschlägt.

Im Juli 1778 schreibt Campe sein Vorwort zum ersten Band der *Kleine[n] Kinderbibliothek*. 1779 erscheint zur Ostermesse der erste Band; bis 1785 dann insgesamt zwölf Bände der *Kleine[n] Kinderbibliothek* (vgl. Campe 1789, III).

1779 zur Michaelismesse erscheint *Robinson der Jüngere*. Haben sich Campes Schriften zuvor schon gut verkauft, so wird *Robinson der Jüngere* sein erster Bestseller. 1779 folgt sein für Jugendliche aufbereiteter Bibelauszug. Durch einen wachsenden Bekanntheitsgrad bekommt Campe immer mehr Anfragen und nimmt auch andere Schüler auf. Im Juni 1780 ist die Gruppe auf zwölf Kinder und drei Gehilfen angewachsen (vgl. Hallier 1862, 34).

Aus dem jungen Mann, der im Hause Humboldt seinen ersten Job antritt, ist ein gefeierter Kinderbuchautor und ausgewiesener Pädagoge geworden.

Briefkontakt

1781 nimmt der nun fast vierzehnjährige Humboldt wieder Kontakt mit Campe auf und berichtet aus dem alltäglichen Leben im Hause Humboldt. Vermutlich ist diese Kontaktaufnahme zunächst durch Kunth forciert und vielleicht eher als Schreibübung gedacht. Humboldt schreibt, sein jüngerer Bruder bedanke sich u. a. für die *Kleine Kinderbibliothek*, die er als Weihnachtsgeschenk erhalten habe (Humboldt an Campe in Schmitt 1996, 286). Auch wenn in diesem Jahr bereits der fünfte Band der *Kleine[n] Kinderbibliothek* erscheint, ist es dennoch wahrscheinlich, dass die Humboldt Brüder zunächst den ersten Band erhalten. Geht man davon aus, dass die Brüder auch die späteren Bände erhalten haben, so haben sie u. a. Texte gelesen, die noch heute in Lesebüchern für Kinder zu finden sind. So z. B. findet sich das Stück *Ein Lied hinterm Ofen zu singen.*, abgedruckt im zehnten Band, in Lesebüchern von 1997 (Gast et al. 1997, 97) und 2000 (Kohrs 2000, 114). Die beiden Brüder lesen mit der *Kleine[n] Kinderbibliothek* eines der am weitesten verbreiteten Kinderbücher ihrer Zeit, in dem u. a. auch das von Mozart vertonte Stück *Sehnsucht nach dem Frühling.* von Christian Adolph Overbeck (1755-1821) abgedruckt ist. Dieses Stück wird von Campe für seine *Kleine Kinderbibliothek* bearbeitet und ist heute unter dem Titel *Komm lieber Mai und mache.* bekannt.

Im August 1781, Wilhelm von Humboldt ist 14, Campe 35 Jahre alt, schreibt Humboldt einen weiteren Brief, in dem er ausführlich von seinem Unterricht bei

Kunth und seiner aktuellen Leseliste berichtet (Humboldt an Campe in Schmitt 1996, 302). Im Frühjahr 1783 übergibt Campe die Leitung seines Familieninstituts an Trapp und zieht sich mit zwei Schülern und Rudolphi auf ein Gut nach Trittau (heute Kreis Stormarn in der Nähe von Göttingen) zurück.

Im Juli 1783 treffen sich Humboldt und Campe kurz in Berlin, eine Anmerkung in Humboldts Brief im September deutet darauf hin.

1783 beginnt Campes konkrete Arbeit an der *Allgemeine[n] Revision* (vgl. Austermann 2010). Bis 1795 erscheinen 16 Bände, in denen Campe als Herausgeber zusammen mit den Mitgliedern der „Gesellschaft praktischer Erzieher“ das theoretische Fundament einer aufgeklärten Erziehung darlegt. 1785 hat er in Trittau fünf Zöglinge.

Campes erste eigene Reisebeschreibung verfasst er in Briefform und widmet jedem seiner Zöglinge einen eigenen Brief bzw. einen ergänzenden Zusatz (vgl. Campe 1789). Während dieser Zeit wird Campe 1786 von dem braunschweigischen Herzog Karl Wilhelm Ferdinand (1735-1806) als Schulrat berufen. Die Verbesserung des Schulsystems beginnt er zusammen mit den ebenfalls berufenen Johann Stuve (1752-1793) und Trapp, gibt die Stelle aber schon ein Jahr später auf, um sich ganz der Schulbuchhandlung zu widmen, während er parallel mit Trapp, Stuve und Konrad Heusinger (1752-1820) das *Braunschweigische Journal* herausgibt.

Im Januar 1788 erhält Campe über Kunth Nachricht von Wilhelm von Humboldt. Dieser ist ab dem Frühjahr Student an der Georg-August-Universität Göttingen. Im August desselben Jahres schreibt der mittlerweile 21jährige selbst an den nun doppelt so alten Campe und bittet um ein Empfehlungsschreiben für seinen Freund Karl Gotthold Lenz (1763-1809). Humboldt trifft 1788 seine zukünftige Frau Caroline von Dacheröden (1766-1829) und beginnt, längere Bildungsreisen zu unternehmen. Im September berichtet er Campe, dass die Stellenbesetzung Lenz‘ nicht erfolgt sei, und bittet um Adressen für eine geplante „Reise nach dem Reich“, die am 18. September 1788 beginnen soll (vgl. Humboldt an Campe in Schmitt 1996, 545).

Zusammen nach Paris

Der 22jährige Humboldt steht inzwischen nicht nur mit Campe, sondern auch mit dessen Frau in Kontakt. Am 15. März 1789 schreibt Humboldt in einem Brief an Henriette Herz (1765-1847) und Dorothea Veit (1764-1839) in Berlin „Stellt euch vor, die Kampin hat mir gestern einen Brief geschrieben: ‚sie hätte gehört, ich wäre sehr krank gewesen, ich möchte ihr doch mit nächster Post schreiben, wie ich mich jetzt befände.‘ Das ist doch viel Freundschaft. Gott weiss, es gelingt mir bei manchen Leuten dadurch, dass sie sich einbilden, ich werde

ihre Töchter heirathen. Bei Kampens ist es bloss das.“ (Humboldt an Herz und Veit in Mattson 2014, 168)

Vermutlich erfährt Humboldt im April 1789 bei einem Aufenthalt in Braunschweig von Campes Absicht, im Verlauf des Jahres Paris zu besuchen (vgl. Sweet 1907, 58) und entschließt sich, ihn zu begleiten (vgl. Humboldt 1853, 166f.). Nach Sweet soll dies Humboldts Äquivalent zur „grand tour“ werden (vgl. Sweet 1907, 58). Folgt man Sweet an dieser Stelle, bedeutet das, dass Humboldt und Campe bereits vor den entscheidenden Abstimmungen im Juni und vor dem Sturm auf die Bastille am 14.07.1789 zu ihrer Reise entschlossen waren.

Am 19.07.1789 reisen Campe und Wilhelm von Humboldt zusammen mit Jürgen Wiesel, einem Pflegesohn von Trapp, von Holzminden durch Westphalen und Brabant nach Paris (vgl. Haym 1856, 26). Sie reisen von Krefeld über Corvey, Paderborn und Duisburg nach Aachen und treffen dort auf Christian Konrad Wilhelm von Dohm (1751-1820). Die Gespräche zwischen Dohm und Humboldt 1789 zeigen, dass Humboldt bereits vor der Reise klare Vorstellungen über Reformen hatte. Humboldt hatte bereits zuvor im Herbst 1788 ein paar Tage im Dohm'schen Haushalt verbracht und über Dohms Ideen in zwei Artikeln in der *Gothaischen gelehrten Zeitung* geschrieben (vgl. Sweet 1907, 58f. und Schmitt 2007, 98).

Von Aachen reisen Humboldt, Campe und Wiesel direkt nach Paris und treffen dort am 03.08.1789 ein (vgl. Haym 1856, 27 und Sweet 1907, 60). Am 04. und 05.08.1789 absolvieren sie ein Touristenprogramm und besuchen Notre Dame, das Hôtel des Invalides und die Monnaie de Paris (vgl. Sweet 1907, 60), an den folgenden Tagen das Palais des Tuileries, die Comédie Française, die École Militaire und die zerstörte Seite der Bastille (vgl. Sweet 1907, 60). Humboldts Reiselektüre ist Louis-Sébastien Mercier: *Tableau de Paris* von 1781. (vgl. Sweet 1907, 61). Die Beschreibungen Merciers verhelfen Humboldt, die Stadt in einem neuen Licht zu betrachten.

Die nach Sweets gesetzten Erwartungen Humboldts in diese Reise als „grand tour“ erfüllen sich nicht. Die Wahl der Begleitung erscheint immer mehr wie eine Notlösung, um diese Reise überhaupt antreten zu können, und nicht wie eine überlegte Wahl eines passenden Reisebegleiters und -führers. Humboldt schreibt von unterwegs: *„Ihr wißt es wohl, daß ich mit Campe reise. Außerdem aber hat Campe noch einen jungen Menschen bei sich, der mir oft beschwerlich wird. Campe selbst ist wirklich ein gutmütiger, sanfter, verträglicher Mann, dabei heiter und aufgeräumt, aber ein interessantes Gespräch kann es zwischen ihm und mir nicht geben. Seine Vorstellungsart ist so ganz verschieden von der meinigen.“* (Humboldt an Caroline von Beulwitz und Caroline von Dacheröden in Mattson 2014, 207) Humboldt schreibt über das Ende der gemeinsamen

Reise: „*Wie lange ich noch hier [in Paris] bleiben werde, weiß ich noch nicht. Campe bleibt nur drei Wochen, und find ich indes keine interessante Bekanntschaft, so bleib ich auch nicht länger.*“ (Humboldt an Beulwitz und Dacheröden in Mattson 2014, 209).

Am 21.08.1789 besuchen Campe und Humboldt das Grab Rousseaus im Park von Ermenonville (vgl. Schaffstein 1952, 36), verlassen am 27.08. Paris und treffen am 05.09.1789 in Mainz ein (vgl. Haym 1856, 29). Campe will zwei Tage in Mainz bleiben, Humboldt fünf bis sechs (Humboldt an Forster in Mattson 2014, 212). Humboldt reist dann weiter über „*Mannheim, Stuttgart, Tübingen nach Konstanz, Zürich und Luzern, [...durch] einen Teil des Berner Oberlandes, berührte Neuschatel, Basel und Freiburg.*“ (Sydow 1910, 53f.) In Zürich trifft er auf Lavater (vgl. Spranger 1910, 25). Anfang Dezember trifft er in Mainz auf Johann Georg Adam Forster (1754-1794) und reist später weiter nach Erfurt, wo er sich inoffiziell mit Caroline von Dacheröden verlobt (Sydow 1910, 54).

Campe verarbeitet die Reise in seinen *Briefe[n] aus Paris, während der Revolution geschrieben* (Campe 1789a, 1790). Auf Wunsch Humboldts wird er als Herr von H. verewigt. Humboldt schreibt dazu an Campe: „*Sie erfüllen doch noch ihr Versprechen einer Reisebeschreibung? Leicht können Sie dann Ihre freundschaftliche Erinnerung an Ihre Reisegefährten, auch auf diese führen. Dürfte ich Sie aber doch bitten, lieber meiner nicht zu erwähnen. Wegen des Verbots der Reisen ohne königl. Erlaubniß ist diese Vorsicht vielleicht nicht nothwendig, aber doch rathsam.*“ (Humboldt an Campe in Mattson 2014, 247)

Humboldt scheint Campe gegenüber unterschiedliche Gefühle zu haben. So schreibt er einerseits im Oktober 1789, er habe Ursache mit ihm „*unzufrieden zu sein*“ (Humboldt an Beulwitz und Dacheröden in Mattson 2014, 224) und im Mai 1790: „*Wohl hast Du Recht zu fragen, wo ich Geduld hernahm, mit Campe zu reisen.*“ (Humboldt an Dacheröden in Mattson 2014, 279). Andererseits schreibt er an Campe: „*Leben Sie nun recht wohl, lieber theurer Freund, und erinnern Sie Sich noch oft der frohen Tage unserer Reise, an die ich immer mit so innigem Vergnügen und so herzlicher Erkenntlichkeit gegen Ihre freundschaftliche Güte zurückdenke.*“ (Humboldt an Campe in Mattson 2014, 247) Zwar kann die letzte Aussage als reine Höflichkeit interpretiert werden, allerdings zeigt Humboldt in anderen Briefkontexten, dass er durchaus in der Lage ist, distanziert höflich zu schreiben, und nicht wie hier eher warmherzig.

Nach der Reise nach Paris treffen Campe und Humboldt nicht mehr persönlich aufeinander, halten aber noch lockeren Briefkontakt. So kündigt Humboldt 1802 Campe einen Reisebericht über das Baskenland an, zieht aber das Projekt später wieder zurück (vgl. Leitzmann 1904, 375).

Am Ende bleibt ein nüchternes Fazit. Humboldt schreibt nach dem Tod Campes: Ich bin seit der Reise nach Paris „*bis an seinen Tod nie wieder mit ihm zu-*

sammen gekommen.“ (Humboldt 1853, 166f.) Er *„hat nicht gerade ein unglückliches, aber ein bedauernswürdiges Ende gehabt. Er war die letzten Jahre seines Lebens ganz blödsinnig.“* (Humboldt 1853, 190)

Deutungen und Interpretationen

Die beschriebenen Kontakte zwischen Campe und Humboldt werden in der Interpretation nachfolgender Autoren oft modifiziert dargestellt. So kommt es zu Kürzungen, Verzerrungen und an einigen Stellen auch Umdeutungen. Obwohl die Modifikationen in der Regel dem jeweiligen Erscheinungskontext angemessen sind (nicht jede Einführung bedarf einer systematischen Erfassung historischer Abläufe und kleineren Begegnungen Humboldts), so führen sie doch insgesamt in der Menge gesehen möglicherweise zu einer überhöhten (Be)Deutung des Verhältnisses zwischen Campe und Humboldt.

Die Darstellungen der Begegnungen zwischen Campe und Humboldt lassen sich auf drei Elemente reduzieren: das Verhältnis zwischen beiden, die zeitliche Abfolge und die Thematisierung der Begegnung an sich im jeweiligen Werkskontext.

Die meisten Quellen beschränken sich bei der Beziehung zwischen beiden auf die Tatsache, dass Campe Humboldts Hauslehrer war (vgl. u. a. Flitner 1984, 133; Benner 2003, 11; Konrad 2010, 10; Jacob 2011, 503). Die Formulierungen reichen dabei von *„Zu den Lehrern und Erziehern der beiden Brüder [...] gehört Joachim, Heinrich Campe“* (Jacob 2011, 502f.) über *„studierte der von Hauslehrern (Joachim Heinrich Campe [...]) erzogene H.“* (Schmitz 2010, 361) und *„Campe, dem frühen Hauslehrer Wilhelm von Humboldts“* (Gutschmidt 2010, 149) bis hin zu *„Als erster Erzieher der Humboldtsöhne hatte dabei der aufklärerische Pädagoge Joachim Heinrich Campe (1746-1818) Anteil.“* (Hansen u. a. 1992, 634) An wenigen Stellen schleicht sich durch eine kleine sprachliche Veränderung eine zusätzliche Bedeutungsänderung ein. So schreibt Klencke, bezogen auf die Brüder Humboldt: *„[...] ihr erster Jugendlehrer Joachim Heinrich Campe“* (Klencke 1859, 25) und suggeriert damit eine deutlich spätere und damit möglicherweise auch relevantere Begegnung zwischen beiden.

Betrachtet man die Darstellung der zeitlichen Abfolge, so schwanken die Angaben auf die Tätigkeit als Hauslehrer sowohl bezogen auf den Zeitpunkt als auch die Dauer. So bleibt Campe nach Schaffstein und Spranger bis 1774, nach Sweet bis 1775 und nach Konrad bis 1777 im Hause Humboldt (vgl. Schaffstein 1952, 13; Spranger 1910, 19; Sweet 1907, 10; Konrad 2010, 10; zur genaueren Aufschlüsselung siehe auch Sauter 1989, 34). Einige Quellen greifen, auf Hallier und Leyser Bezug nehmend, einen möglichen (s. o.) zweiten Aufenthalt Campes als Hauslehrer der beiden Brüder 1775-1776 auf (vgl. Schmitt 2007, 55; Orgeldinger 199, 4).

Weiterhin lässt sich eine Bedeutungsveränderung über die Gewichtung im Verhältnis zum jeweiligen Gesamttext vermuten. So erfährt eine Begegnung allein dadurch eine Bedeutungserhöhung, dass sie unter all den anderen möglichen Inhalten angesprochen wird. Ein gutes Beispiel hierfür ist ein Artikel aus einem Einführungsband zur Pädagogik. In einer insgesamt nur drei Absätze umfassenden Kurzbiographie finden sich folgende Sätze: „*Nach dem frühen Tod des Vaters wird Joachim Heinrich Campe, der zu einem führenden Vertreter der philanthropischen Aufklärungspädagogik wird, Humboldts Hauslehrer. Eine ausgewiesene, v.a. der Aufklärung nahe stehende Lehrerschaft unterrichtet Humboldt, der selbst nie eine öffentliche Schule besucht. Mit Campe reist Humboldt nach Frankreich, wo er 1789 die Ereignisse der Französischen Revolution kennenlernt.*“ (Raitheil u. a. 2009, 115) Die Benennung dieser beiden Begegnungen im Verhältnis zur Textmenge insgesamt lässt auf eine hohe Bedeutung dieser Begegnungen schließen.

Die bisher beschriebenen Darstellungen sind zwar durch ihre Art der Modifikation deutbar, stellen aber an sich noch keine Umdeutung dar. Anders bei den folgenden Beispielen, die sich auf spätere Begegnungen zwischen den beiden nun erwachsenen Männern beziehen und emotionale, teilweise freie Deutungen enthalten.

So schreibt Maier: „*Der Domherr von Rochow, Gedike, Basedow und Campe wirkten tätig; und wenn auch, wie bei allen Anfängen, manche Missgriffe getan würden, so fand doch immer ein Fortschreiten statt, das auch den beiden Humboldt zugute kam. Campe wurde 1773 ihr Hauslehrer und blieb es bis 1777 [...] Wiewohl beide Zöglinge früh genug den Lehrer überwuchsen, blieben sie doch in freundlichem Verhältnisse zu ihm.*“ (Maier 2011, 8f.)

Anders die Interpretationen des Verhältnisses der Beiden auf der Reise nach Paris. Hier liegt die Betonung auf der Differenz der beiden Menschen. Die Autoren formulieren: Campes Begleitung hätte Humboldt als beengend (vgl. Schaffstein 1952, 35) und lästig (vgl. Schaffstein 1952, 37), seine Art als abstoßend (vgl. Sweet 1907, 33) und naiv (vgl. Haym 1856, 27) empfunden. Menze schreibt: „*Humboldt vermag sich Campes Grundeinstellung, die Substanz seiner moralischen Pädagogik mit ihren Rückgriffen auf simple Nützlichkeitsbetrachtungen, mit ihren Verkürzungen und Verzweckungen der Phänomene und Ereignisse auf Aufklärung, Kultur, Glückseligkeit nicht zu eigen zu machen, und so tritt auch in der Einschätzung der Pariser Vorgänge das ganze Ausmaß der Unvereinbarkeit hervor.*“ (Menze 1988, 302)

Zu unterschiedlich werden Humboldt und Campe in ihren Ansichten und in ihrer Persönlichkeit wahrgenommen. Deutlich wird dies auch an einem immer wieder (vgl. Köstler-Holste 2004, 5; Kittler u. a. 2013, 78; Maurer 2016, 21; Nolte 2017, o.A.) genutzten Zitat Humboldts aus seinem Tagebuch über Campe:

„Vom Rheinfall von Schaffhausen sagte er mir [...], ich sehe lieber einen Kirschbaum, der trägt Früchte, und so schön und gross der Rheinfall ist, so ist es ein unnützes geplätscher.“ (Humboldt 1981, 23)

Die mit diesen Begegnungen oft gleichsam instinktiv verknüpfte Darstellung des jungen, dynamischen Humboldts, der verständnislos, sogar entgeistert einem nüchternen, pragmatischen, gleichsam seelenlosen alten Mann gegenübersteht, entsteht damit erst in der Nachschau der nachfolgenden Generationen. Denn setzt man dieses Zitat in Verbindung mit der ausführlichen Darlegung und vor allem Begründung Campes aus seiner Reisebeschreibung, so zeigt sich durchaus die Feinsinnigkeit Campes, der sich selbst gerade ob der ausbleibenden, eigentlich angesichts des Naturschauspiels erwartbaren Gefühlslage irritiert zeigt (vgl. Campe 1787, 324f.).

Auch ist die unterschiedliche Wahrnehmung des Rheinfalls kein Spezifikum zwischen Humboldt und Campe, sondern wird auch durch andere Zeitgenossen aufgegriffen. Friedrich Leopold Stolberg (1750-1819), einer der Autoren einzelner Stücke, die Campe in seiner *Kleine[n] Kinderbibliothek* veröffentlicht, schreibt an seinen Bruder Christian (1748-1821), Campes Beschreibung des Rheinfalls sei „unnütz“ (vgl. Janssen 1877, 193). Friedrich Leopold Stolberg scheint Campe Urteil über das Naturschauspiel sehr getroffen zu haben, denn er bringt 1791 nach einem weiteren Besuch in Schaffhausen in einem Brief an Johann Georg Schlosser (1739-1799) erneut sein Befremden gegenüber Campes Beschreibung (vgl. Janssen 1877, 273) zum Ausdruck.

Das Phänomen einer kreativen Deutung der Ereignisse trifft nicht nur auf das Verhältnis zwischen Wilhelm von Humboldt und Campe, sondern auch auf das zwischen seinem Bruder Alexander und Campe zu.

So schreibt Klencke, ein Biograph Alexander von Humboldts: Major von Humboldt nimmt Campe „1775 in sein Haus, um ihm die erste Erziehung seiner beiden Söhne, Wilhelm und Alexander anzuvertrauen. – Es läßt sich denken, daß der jüngere Alexander, der etwa sechs Jahre alt gewesen sein muß, weniger von dem Einflusse Campe's erfahren hat, als der zwei Jahre ältere Wilhelm, es ist aber der nachhaltige Einfluß auf die beiden Brüder dennoch nicht zu verkennen, indem die Richtung Campe's sich in den Zöglingen, wenn auch in großartigen Zügen, später wieder spiegelte. Campe, der in späterer Zeit, nächst Klopstock den bedeutendsten Ruf als Sprachtheoretiker und Kenner des deutschen Styles hatte, der sich also auch als Hauslehrer im Humboldt'schen Hause geuß vorzugsweise auf Sprachforschung gelegt haben wird – konnte gerade dieser Campe nicht den frühen Grund in die beiden Knaben legen und den ersten Trieb wecken, der beide zeitlebens nicht verließ und auf Sprachforschung gerichtet war?“ (Klencke 1859, 31f.)

Bruhns korrigiert: „*Alexander von Humboldt war demnach zur Zeit der Anwesenheit Campe's im Humboldt'schen Hause noch in den ersten Kinderjahren. Es ist daher mehr als zweifelhaft, das Campe auch sein Lehrer gewesen, und vollends, dass derselbe, wie so oft behauptet wurde, einen ‚nachhaltigen Einfluss‘ auf beide Brüder gehabt und ‚namentlich in Alexander den Grund zu dessen mächtigen Triebe zu Entdeckungsreisen in überseeische Länder gelegt habe‘.*“ (Bruhns 1872, 21f.)

Die Bedeutung sich kreuzender Lebenswege

Der Vergleich zwischen der historische Rekonstruktion und den späteren Darstellungen zeigt einen deutlichen Unterschied. Die verkürzte Darstellung der Ereignisse und ihrer zeitlichen Abfolge können sehr leicht in die Irre führen. Zu nahe liegt der Schluss, Campe habe die Ausbildung Wilhelm von Humboldts maßgeblich geprägt. Dieser habe sich erst als Erwachsener gegen seinen Lehrer gewandt und aus den Fesseln der pragmatisch geprägten, nützlichkeitsorientierten Aufklärung befreit. In diesem Szenario steht Campe für die Personifizierung der Aufklärung und Humboldt für die neue Generation von Denkern im aufkommenden Neuhumanismus.

Unbestritten kreuzen sich die Lebenswege von Campe und Humboldt. Beide Männer prägen ihre Zeit und die nachfolgenden Generationen auf ihre eigene, bedeutende Weise. Unbestritten ist auch, dass sich beide wahrnehmen und nicht nur nebeneinander agieren. Offen bleibt aber die Frage, welche Bedeutung die Begegnungen für beide Männer habe.

In der Zeit, als Campe im Hause Humboldt Hauslehrer war, war Wilhelm von Humboldt noch sehr jung. Gleichzeitig war Campe noch keineswegs auf dem Höhepunkt seines pädagogischen Schaffens – noch ohne praktische Erfahrung und selbst kaum erwachsen. Humboldt erhält zwar durch Kunth und seine Eltern Zugang zu den Büchern Campes, aber dies unterscheidet ihn kaum von anderen Kindern seiner Zeit aus gutem Hause. Vermutlich ist die Zeit, die Campe als Hauslehrer bei Humboldt agierte, kaum mehr als eine Randnotiz im Bildungsgang Humboldts.

Die Reise mit Campe ist eher einer biografischen Zufälligkeit, denn einem planvollen Zutun geschuldet. Campe erscheint als tolerabler Reisegefährte, da gleichzeitig keine (echte) Alternative verfügbar ist. Die Reise verläuft zwar auf Grund der historischen Ereignisse turbulent, die Beziehung zwischen beiden kommt aber über einfache Konversation kaum hinaus.

Campes und Humboldts Lebenswege kreuzen sich mehrere Male. Aufgrund der jeweiligen Dauer und der biografischen Zufälligkeit dieser Begegnungen, ihrer unterschiedlichen, wahrscheinlich auch dem jeweiligen Alter geschulde-

ten Einstellung zum Leben und wohl durch die Tatsache beeinflusst, dass mindestens Humboldt als Vertreter einer neuen Epoche gilt und damit die Differenzen eher wahrnehmen muss als die Gemeinsamkeiten, ist es möglich, dass es sich um mehr als sich kreuzende Lebenswege gar nicht handeln mag. Vielleicht reicht es aus, dass sich Persönlichkeiten treffen, kurz Kontakt haben und dann wieder auseinander driften. Vielleicht muss es gar keine wirkliche Einflussnahme geben, um das Leben zweier solcher Männer auf ewig zu verknüpfen.

Literatur

Austermann 2010

Austermann, Simone: *Die „Allgemeine Revision“ Pädagogische Theorieentwicklung im 18. Jahrhundert*. Julius Klinkhardt, Bad Heilbrunn 2010.

Benner 2003

Benner, Dietrich: *Wilhelm von Humboldts Bildungstheorie*. Juventa-Verlag, Weinheim 2003.

Bruhns 1872

Bruhns, Karl: *Alexander von Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie*. F.A. Brockhaus, Leipzig, 1872.

Campe 1778

Campe, Joachim Heinrich: *Geschichte meiner Augenkrankheit*. In: Deutsches Museum, Weygandsche Buchhandlung, Leipzig 1778, 2. Bd., S. 67-83.

Campe 1787

Campe, Joachim Heinrich: *Reise des Herausgebers von Hamburg bis in die Schweiz im Jahr 1785*. In: *Sammlung interessanter und durchgängig zweckmäßig abgefaßter Reisebeschreibungen für die Jugend*. In der Schulbuchhandlung, Braunschweig, 2. Bd., 1787.

Campe 1789

Campe, Joachim Heinrich: *Des Herausgebers kleine Reise von Trittow nach Wismar und von da nach Schwerin, in Briefen an seine Kinder*. In der Schulbuchhandlung, Braunschweig 1789 (erste Auflage 1785).

Campe 1789a

Campe, Joachim Heinrich: *Briefe aus Paris, während der Revolution geschrieben*. In: Braunschweigisches Journal. In der Schulbuchhandlung 1789, Heft 10, S. 227-254; Heft 11, S. 257-319; Heft 12, S. 385-425 und 425-461 und 502-504.

Campe 1790

Campe, Joachim Heinrich: *Briefe aus Paris, während der Revolution geschrieben*. In: Braunschweigisches Journal. In der Schulbuchhandlung, Braunschweig 1790, Heft 1, S. 1-40 und 40-64; Heft 2, S. 129-211 und 211-259.

Cassau 1889

Cassau, Carl: *Joachim Heinrich Campe*. Schulbuchhandlung, Langensalza 1889.

Flitner 1984

Flitner, Andreas (Hrsg.): *Wilhelm von Humboldt. Schriften zur Anthropologie und Bildungslehre*. 2. Aufl., Küpper, Düsseldorf, München 1984 (erste Aufl. 1956).

Gast 1997

Gast, Wolfgang; Josties-Wein, Gisela; Mayer, Dieter: *Lesebuch 5. Schuljahr*. Diensterweg, Frankfurt a.M. 1997.

Gutschmidt 2010

Gutschmidt, Holger: *Von der „Idee einer Universität“ zur Zukunft unserer Bildungsanstalten“ – Bildungsbegriff und Universitätsgedanke in der deutschen Philosophie von Schiller bis Nietzsche*. In: Stolzenberg, Jürgen; Ulrichs, Lars-Thade: *Bildung als Kunst*. De Gruyter, Berlin/New York 2010.

Hallier 1862

Hallier, Emil: *Joachim Heinrich Campe's Leben und Wirken. Bausteine zu einer Biografie*. Verlag der Schulbuchhandlung, Soest 1862.

Hansen 1992

Hansen, Reimer; Ribbe, Wolfgang: *Geschichtswissenschaft in Berlin im 19. und 20. Jahrhundert: Persönlichkeiten und Institutionen*. De Gruyter, Berlin/New York 1992.

Haym 1856

Haym, Rudolph: *Wilhelm von Humboldt. Lebensbild und Charakteristik*. Verlag von Rudolph Gaertner, Berlin 1856.

Humboldt 1847

Humboldt, Wilhelm von: *Briefe an eine Freundin*. Teil 1., F.A. Brockhaus 1847.

Humboldt 1853

Humboldt, Wilhelm von: *Briefe an eine Freundin*. Teil 2., F.A. Brockhaus 1853.

Humboldt 1981

Humboldt, Wilhelm von: *Werke, V.*, Königlich Preussische Akademie der Wissenschaften, Berlin 1981.

Jacob 2011

Jacob, Herbert: *Grundriss zur Geschichte der Deutschen Dichtung. Achtes Buch: Vom Frieden 1815 bis zur französischen Revolution 1830: Dichtung der allgemeinen Bildung*. Akademie Verlag, Berlin 2011.

Janssen 1877

Janssen, Johannes: *Friedrich Leopold Graf zu Stolberg*. Bd. 1, Herder, Freiburg im Breisgau, 1877

Kittler 2013

Kittler, Friedrich A.; Schneider, Manfred; Weber, Samuel: *Diskursanalysen 2: Institution Universität*. Westdeutscher Verlag, Opladen 2013.

Klencke 1859

Klencke, Hermann: *Alexander von Humboldt: ein biographisches Denkmal*. Verlag von Otto Spamer, Leipzig 1859.

Köstler-Holste 2004

Köstler-Holste, Silke: *Natürliches Sprechen im belehrenden Schreiben: J. H. Campes »Robinson der Jüngere« (1779/80)*. Max Niemeyer Verlag, Tübingen 2004.

Kohrs 2000

Kohrs, Peter: *Das Hirschgraben Lesebuch*. 4. Auflage, Cornelsen, Berlin 2000.

Koldewey 1897

Koldewey, Friedrich: *Joachim Heinrich Campe*. In: Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte: Ein Familienbuch für das gesamte geistige Leben der Gegenwart. Bd. 81, Westermann, Braunschweig 1897, S. 129-149.

Konrad 2010

Konrad, Franz-Michael: *Wilhelm von Humboldt*. UTB GmbH, Stuttgart 2010.

Leitzmann 1904

Leitzmann, Albert: *Humboldt, Gesammelte Schriften*. B. Behr, Hamburg 1904.

Leyser 1877

Leyser, Jakob: *Joachim Heinrich Campe. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Aufklärung*. Friedrich Vieweg und Sohn, Braunschweig 1877.

Leyser 1896

Leyser, Jakob: *Joachim Heinrich Campe. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Aufklärung*. Zweite Ausgabe, Friedrich Vieweg und Sohn, Braunschweig 1877

Maier 2011

Maier, Elisa: *Wilhelm von Humboldt: Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin*. Severus Verlag, Hamburg 2011.

Mattson 2014

Mattson, Philip (Hrsg.): *Wilhelm von Humboldt. Briefe. Bd. 1, 1781-Juni 1791*. De Gruyter, Berlin/New York 2014.

Maurer 2016

Maurer, Michael: *Wilhelm von Humboldt. Ein Leben als Werk*. Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2016.

Menze 1988

Menze, Clemens: *Wilhelm von Humboldt und die Französische Revolution*. In: *Humane Zukunft*; Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V., Band 10, Verlag der Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V., Mannheim 1988, 301-333.

Müller Nielaba 2000

Müller Nielaba, Daniel: *Die Wendung zum Bessern*. Königshausen & Neumann, Würzburg 2000.

Niedermeier 1995

Niedermeier, Michael: *Mitteldeutsche Aufklärer und elsässische „Genies“ im Kampf um das pädagogische Musterinstitut des Philanthropismus in Dessau*. In: Lenz-Jahrbuch. *Sturm und Drang Studien*. Röhrig Universitätsverlag, Saar-

brücken 1995, S. 92-117.

Nolte 2017

Nolte, Dorothee: *Wilhelm von Humboldt: Ein Lebensbild in Anekdoten*. Eulenspiegel Verlag Berlin 2017.

Orgeldinger 1999

Orgeldinger, Sibylle: *Standardisierung und Purismus bei Joachim Heinrich Campe*. De Gruyter, Berlin/New York 1999.

Pistorius 1774

Pistorius, Hermann Andreas: *Campe, J.H.: Philosophische Gespräche über die unmittelbare Bekanntmachung der Religion und über einige unzulängliche Beweisarten derselben: Rezension*. Allgemeine deutsche Bibliothek 21. Bd., 1. St., Nicolai, Berlin und Stettin 1774, S. 440-455.

Raithel 2009

Raithel, Jürgen; Dollinger, Bernd; Hörmann, Georg: *Einführung Pädagogik: Begriffe – Strömungen – Klassiker – Fachrichtungen*. Springer-Verlag GmbH Heidelberg 2009.

Sauter 1989

Sauter, Christina: *Wilhelm von Humboldt und die deutsche Aufklärung*. Verlag: Duncker & Humblot, Berlin 1989.

Schaffstein 1952

Schaffstein, Friedrich: *Wilhelm von Humboldt. Ein Lebensbild*. Klostermann, Frankfurt am Main 1952.

Schlesier 1854

Schlesier, Gustav: *Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt*. Köhler, Stuttgart 1854.

Schmitt 1996

Schmitt, Hanno (Hrsg.): *Briefe von und an Heinrich Campe. Briefe von 1766-1788*. Harrassowitz Verlag, Hannover 1996.

Schmitt 2007

Schmitt, Hanno: *Vernunft und Menschlichkeit: Studien zur philanthropischen Erziehungsbewegung*. Julius Klinkhardt, Bad Heilbrunn 2007.

Schmitz 2010

Schmitz, Matthias: *Humboldt, Wilhelm von*. In: Lutz u. a. (Hrsg.): *Metzler Lexikon Autoren*. J.B. Metzler, Stuttgart 2010, 361-362.

Schmohl 1780

Schmohl, Johann Christian: *Urne Johann Jacob Mochels ehemaligen Lehrers am Philanthropin zu Dessau*. In der Weygandschen Buchhandlung, Leipzig 1780.

Schulz 1985

Schulz, Günter: *Lessing und der Kreis seiner Freunde*. De Gruyter, Berlin/New York 1985.

Spranger 1910

Spranger, Eduard: *Wilhelm von Humboldt*. Reuther & Reichard, Berlin 1910.

Steiner 1866

Steiner, Johann Wilhelm: *Ueber Wilhelm von Humboldt*. Selbstverlag des Autors, Kreuznach 1866.

Sweet 1907

Sweet, Paul R.: *Wilhelm von Humboldt. A Biography. Volume I*, Columbus: Ohio State University Press 1907

Sydow 1910

Sydow, Anna von: *Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen*. Band 1. Mittler & Sohn, Berlin 1910.

**Begründung der Verleihung
der Goldenen Medaille der Humboldt-Gesellschaft
an Herrn Professor Dr. h. c. Klaus-Dieter Lehmann,
Präsident des Goethe-Instituts mit Hauptsitz in München**

*Die Begründung trug der Präsident der Humboldt-Gesellschaft,
Herr Prof. Dr. PETER NENNIGER,
anlässlich der Verleihung der Goldenen Medaille
während der 105. Tagung der Humboldt-Gesellschaft
am 7. Mai 2017 im Museum Barberini in Potsdam vor.*

Wenn sich die Humboldt-Gesellschaft entschließt, eine Auszeichnung an eine Persönlichkeit zu verleihen, dann erfordert das eine vorausgehende sorgfältige Prüfung, insbesondere dann, wenn es sich dabei um die höchste Auszeichnung – die Goldene Medaille – handelt, welche diese Gesellschaft vergeben kann.

Gemäss § 9 Abs. b) der Satzung hat zwar jedes Mitglied der Humboldt-Gesellschaft – schriftlich begründet – das Recht, eine Auszeichnung für eine Persönlichkeit zu beantragen, jedoch bedarf es dazu zudem der Zustimmung des Präsidiums und bei der Auszeichnung mit der Goldenen Medaille zusätzlich eines Beschlusses der Mitgliederversammlung.

In der diesbezüglichen Geschäftsordnung (Abs. I und II) wird präzisiert, dass die Goldene Medaille nur „für *außerordentliche Verdienste um Wissenschaft, Kunst und Bildung oder für ein herausragendes Lebenswerk mit internationaler Anerkennung im Sinne der Ziele der Humboldt-Gesellschaft*“ verliehen werden kann, wobei bei der Prüfung des Vorschlags für eine Ehrung auf eine Ausgewogenheit zu den bisher erfolgten Ehrungen zu achten ist und insgesamt besonders strenge Maßstäbe hinsichtlich der Ehrung, der Gestaltung der Urkunde sowie hinsichtlich Ort, Zeit und Form der Verleihung anzulegen sind.

Nach dem positiven Ergebnis dieser Prüfung und der darauf fußenden Zustimmung durch das Präsidium der Humboldt-Gesellschaft hat dieses einen Antrag auf Verleihung der Goldenen Medaille an Herrn Prof. Dr. h. c. Klaus-Dieter Lehmann der Mitgliederversammlung am 7. Oktober 2016 zur Abstimmung unterbreitet, und diese hat nach geheimer Abstimmung diesem Antrag zugestimmt.

Auf welchen Einschätzungen beruhte nun vor allem der Vorschlag des Präsidiums an die Mitgliederversammlung?

Gemäß den Vorgaben der Geschäftsordnung war zunächst die Ausgewogenheit der beabsichtigten Auszeichnung mit Bezug auf die bisherigen ausgezeichneten Persönlichkeiten zu prüfen.

Mit Blick auf die seit Gründung der Humboldt-Gesellschaft im Jahre 1962 erfolgten Auszeichnungen an prominente Geehrte zeigte sich folgendes Bild: Die Goldene Medaille wurde u. a. vergeben an

- 1966 Edzard Schaper (Freier Schriftsteller),
- 1971 Carl Orff (Komponist),
- 1976 Adolf Portmann (Biologe, Naturphilosoph),
- 1985 Heinrich Harrer (Forschungsreisender, Alpinist, Schriftsteller),
- 1994 Annemarie Schimmel (Orientalistin),
- 2002 Roman Herzog (Staatsrechtler, Bundespräsident a. D.),
- 2007 Hanno Beck (Humboldt-Forscher, Publizist),
- 2008 Wildor Hollmann (Sportmediziner, Herz-Kreislaufforschung),
- 2014 Friedrich Schorlemmer (Theologe, Publizist).

Dabei wurde ein ausgewogenes Bild sichtbar, in welchem eine Ehrung von Klaus-Dieter Lehmann als Präsident des Goethe-Instituts und ehemaliger Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz einen ebenbürtigen und singulären Platz finden konnte und somit eine Auszeichnung grundsätzlich zu rechtfertigen war.

In der Folge war nun zu prüfen, ob und inwieweit der zu Ehrende außerordentliche Verdienste aufweisen konnte. Entsprechend der Geschäftsordnung musste ein herausragendes Lebenswerk mit internationaler Anerkennung im Sinne der Ziele der Humboldt-Gesellschaft nachweisbar sein.

Mit Blick auf die nationale und internationale Anerkennung von Klaus-Dieter Lehmann waren von besonderer Bedeutung:

- Honorarprofessuren der Goethe-Universität Frankfurt am Main und der Humboldt-Universität Berlin
- Ehrendoktorwürde der Ludwig-Maximilians-Universität München
- Mitgliedschaft an der Akademie der Wissenschaften und Literatur Mainz und der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaft
- Ehrenmitgliedschaft an der Bayerischen Akademie der Schönen Künste
- Präsidenschaft der Stiftung Preußischer Kulturbesitz in Berlin
- Zahlreiche Ehrenämter
- Auszeichnungen in Deutschland
 - Bundesverdienstkreuz 1. Klasse
 - Verdienstorden des Landes Berlin
 - Kulturgroschen des Deutschen Kulturrats

- Auszeichnungen im Ausland
 - Chevalier de l'Ordre Palmes Academiques
 - Ordine al Merito della Repubblica Italiana Grande Ufficiale
 - Österreichisches Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst I. Klasse
 - Japanischer Orden der Aufgehenden Sonne am Band

Mit Blick auf die Ziele der Humboldt-Gesellschaft waren von besonderer Bedeutung:

- Die Entwicklung des „Masterplans“ für die Museumsinsel in Berlin zusammen mit Peter-Klaus Schuster, dem damaligen Generaldirektor der Staatlichen Museen und Direktor der Nationalgalerie
- Die mit klaren Vorstellungen aber ebenso mit großer Einfühlsamkeit vorgenommene Übernahme vormals preußischer Bestände aus DDR-Einrichtungen
- Die Zusammenführung bisher getrennter Sammlungen und die Konzeption eines Nutzungsplans mit dem Effekt, das Erbe Wilhelm von Humboldts, des Universitätsgründers, zu verschmelzen mit den Museumsbeständen, die vom Weltforschergeist seines Bruders Alexander inspiriert worden sind
- Die mit besonderem Engagement ausgefüllte Rolle als Inspirator und dann als gewichtiger Mit-Realisator des im Gebäude des wiedererstehenden Berliner Schlosses geplanten Humboldt-Forums

Zusammengenommen führte dies zur Entscheidung der Humboldt-Gesellschaft, die Goldene Medaille insbesondere als Dank und Anerkennung für die Verdienste um das Humboldt-Forum in Berlin zu verleihen.

Die Humboldt-Gesellschaft ist davon überzeugt, durch diese Ehrung einen weiteren, konsequenten und ausgewogenen Schritt vollzogen zu haben, mit dem sie ihrer Verpflichtung nachkommen will, im Geiste von Wilhelm und Alexander von Humboldt

- dem Individuum durch Bildung den Weg zu seiner eigenen Erkenntnis und Selbstverwirklichung aufzuzeigen
 - die Gemeinschaft zu stärken, gleichzeitig Toleranz zu üben
 - zum Erhalt der deutschen Kultur und Sprache beizutragen
 - gesellschaftliche Probleme erkennbar zu machen, dazu Stellung zu nehmen und auf Lösungen zu verweisen
 - Geistes- und Naturwissenschaften sowie Kunst fachübergreifend zu reflektieren und zu fördern
 - das Dasein und die Natur lebenswert zu erhalten
 - junge Menschen in diese Aufgabenbereiche einzubeziehen
- und mit dieser Zielsetzung Persönlichkeiten als Vorbilder in den Vordergrund zu stellen, die dazu in herausragender Weise beigetragen haben und beitragen.

Goldene Medaille der Humboldt-Gesellschaft Laudatio auf Klaus-Dieter Lehmann*

VON HERMANN PARZINGER

Humboldt. Wilhelm und Alexander. Ein großer Name, zwei Brüder, die zweifellos zu den bedeutendsten Gelehrten ihrer Zeit gehörten. Sie suchten Erklärungen und Lösungen jenseits der Grenzen ihrer Fächer, von Wissensdurst und Neugierde getrieben. Was sie taten und wie sie es taten, war in hohem Maße unkonventionell für ihre Zeit.

Man erinnere sich nur an Alexander von Humboldts Forschungsreisen nach Amerika und Russland, getrieben von unerschütterlichem Durchhaltevermögen unter widrigsten Bedingungen: „*Vier Monate hindurch schliefen wir in Wäldern, umgeben von Krokodilen, Boas und Jaguaren [...], nichts genießend als Reis, Ameisen, Manioc, Pisang, Orenocowasser und bisweilen Affen.*“ Oder man denke an Wilhelm von Humboldts Ideen zur Neuorganisation des Bildungs- und Universitätswesens, die als revolutionär, ja epochemachend gelten dürfen und bis heute fortwirken.

Im Namen dieser beiden ungewöhnlichen, Grenzen überschreitenden Gelehrten wird seit 1964 durch die „Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung“ die Goldene Medaille verliehen. Sie zeichnet hervorragende wissenschaftliche Leistungen oder ein herausragendes Lebenswerk aus. In diesem Jahr geht sie an einen Menschen, der das Erbe der Brüder Humboldt gleich in doppeltem Sinne weitergeführt hat – an Klaus-Dieter Lehmann. Lehmann hat nicht nur die Grundidee des Berliner Humboldt Forums entwickelt und dieses grand projet politisch auf den Weg gebracht. Er hat auch als Mensch, als Macher und als Kulturmanager immer wieder Grenzen überwunden und stets versucht, das Unmögliche möglich zu machen; das zeichnet ihn bis heute aus.

Aber eines nach dem anderen – lassen Sie mich zunächst einige Schritte zurückgehen. Von all dem war nämlich noch nichts zu ahnen, als Klaus-Dieter Lehmann am 29. Februar 1940 in Breslau geboren wird. Im Januar 1945 flieht die Familie aus der umkämpften Stadt, mit dem letzten Flüchtlingszug, den sein Großvater fährt. In der oberfränkischen Kleinstadt Rehau findet man Zuflucht – und Klaus-Dieter Lehmann seine Liebe zu Büchern. Während andere Kinder vom Dasein als Lokomotivführer träumen, will er, der Enkel eines Lokomotivführers, Bibliothekar werden, wie es heißt.

* Vorgetragen am 7. Mai 2017 während der 105. Tagung der Humboldt-Gesellschaft in Potsdam aus Anlass des 250. Geburtstages von Wilhelm von Humboldt.

Trotzdem studiert er dann zunächst Mathematik und Physik in Mainz und Köln und kommt schließlich ans Mainzer Max-Planck-Institut für Chemie. Dort erreicht ihn sozusagen eine Botschaft aus dem Humboldt'schen Kosmos: Als Physiker und Mathematiker hat er ein hochauflösendes Massenspektrometer zum Nachweis kleinster Isotopen entwickelt – eine Technik, die in den USA 1969 so noch nicht bekannt ist. Als die NASA Mondgestein untersuchen lassen will, das mit den ersten Proben der Apollo-11-Mission geborgen worden war, klingelt sie kurzerhand an Lehmanns Mainzer Türe.

Trotz dieser Erfolge und vielversprechender Karriereaussichten kommt es dann noch im Jahre 1969 zu einem entschlossenen Kurswechsel: Klaus-Dieter Lehmann beginnt ein zweites Studium und legt 1970 sein Zweites Staatsexamen in Bibliothekswissenschaft in Frankfurt am Main ab; damit ist er Bibliothekar. Zu diesem radikalen Berufswechsel hat ihn seine von Kindheit an immer vorhandene Neugierde geführt, erzählt er später: „*Meine Welt war mir zu klein. Aber die Literatur hat mir ein Fenster zur Welt da draußen geöffnet.*“¹

Ausgezeichnet hat ihn schon damals seine produktive Ungeduld, die ihm auch später immer wieder Wege öffnen sollte: Sind die nötigen Strukturen nicht vorhanden, dann etabliert er sie eben selbst. So berichtet er gerne von einer Episode in der Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt, wo technische Innovationen in der dortigen Patentschriftenstelle auf nicht gerade sehr fortschrittliche Weise in Form von meterhohen Papierstapeln in Regalen verwahrt wurden.

Während die Kollegen im Urlaub sind, geht Lehmann auf Sponsorensuche in Darmstädter Unternehmen. Er schafft Maschinen an und stellt die Patentschriftenstelle auf Lochkarten um. Durch die Codierung der relevanten Schlagwörter auf der Lochkarte sortiert die Maschine dann schnell die richtige Patentschrift aus. Sein Chef sieht ihm den Alleingang nach und schreibt später in sein Zeugnis lediglich: „*leicht vorpreschend*“².

1970 wird er Landesbibliothekar in Darmstadt, 1973 dann Direktor der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, 1978 deren Leitender Direktor und 1988 schließlich Generaldirektor der Deutschen Bibliothek in Frankfurt am Main. Besondere Verdienste erwirbt sich Klaus-Dieter Lehmann um die Weiterentwicklung der Automatisierung in Bibliotheken und den flächendeckenden und koordinierten EDV-Einsatz.³ Kaum jemand kann sich heute noch vorstellen, viel Zeit an Zettelkästen zu verbringen. Klaus-Dieter Lehmann hat – und

1 <https://www.goethe.de/de/uun/akt/20480596.html>

2 Ebd.

3 Vgl. Martin Hollender, *Bibliographie der Publikationen von und über Klaus-Dieter Lehmann*, Vorwort, in: *Wissenschaft und Kultur in Bibliotheken, Museen und Archiven: Klaus-Dieter Lehmann zum 65. Geburtstag*. Herausgegeben von Barbara Schneider-Kempf, Klaus G. Saur, Peter-Klaus Schuster. München: K.G. Saur, 2005. S. 507-564, S. 508.

das kann man wohl wirklich so sagen – seinen Teil dazu geleistet, den Zettelkasten zu Grabe zu tragen.

Bibliotheken arbeiten heute nicht nur vernetzt, sondern auf elektronischer Grundlage. Als früher Verfechter der Digitalisierung sorgt er für die Einführung von Online-Katalogen und wirbt für den Aufbau digitaler Verbundkataloge. Nach der Wiedervereinigung 1990 führt er dann die Deutsche Bibliothek in Frankfurt am Main mit der Deutschen Bücherei in Leipzig zur Deutschen Nationalbibliothek als Einrichtung des Bundes zusammen. Er versteht sich, wie er damals sagt, als Leiter einer virtuellen und auf mehrere Standorte verteilten „*Internationalbibliothek*“⁴.

1998 dann ein weiterer großer Schritt vom Main an die Spree. Klaus-Dieter Lehmann wird Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz und damit zum Kulturmanager und Kulturpolitiker. Mit dem gleichen Schwung, mit dem er seine Bibliotheken auf den Weg der Modernisierung gebracht hatte, widmet er sich nun dem preußischen Kulturbesitz. „*Zieht euch warm an*“, stand auf der Einladungskarte zu seiner Amtseinführung. Sicherlich musste man das wörtlich verstehen, denn immerhin fand die Veranstaltung mitten im Winter in der zugigen und bitterkalten Ruine des Neuen Museums statt. Warm anziehen mussten sich aber auch die, die am liebsten alles im alten Fahrwasser hätten weiter schwimmen lassen: „*Das war schon eine Krönung. Ich war Herr über eine Staatsbibliothek, ein Geheimes Staatsarchiv und 18 Museen. Und ich hatte die Aufgabe, das alles neu zu ordnen*“, sagt Klaus-Dieter Lehmann selbst im Rückblick über diese große Herausforderung.

Schon seit den späten 1990er Jahren wirbt er für eine stärkere öffentliche Wahrnehmung des Problems der NS-verfolgungsbedingt entzogenen Kunst- und Kulturgüter, denn es geht um Wiedergutmachung unfassbaren Unrechts. Kulturstaatsminister Bernd Neumann richtet im Januar 2008 die Arbeitsstelle für Provenienzforschung ein, und Lehmann sorgt dafür, dass sie an die SPK angebunden wird. Aus ihr geht später das Deutsche Zentrum für Kulturgutverluste in Magdeburg hervor.

Inhaltlich eng damit verbunden ist auch sein Interesse an einer Zusammenarbeit mit Russland. Um dem damals in der Politik drohenden Stillstand in der Beutekunstfrage entgegenzuwirken, treibt er mit großer Tatkraft die Zusammenarbeit deutscher und russischer Museen voran, um auf diese Weise zumindest in den Köpfen der Verantwortlichen einen gewissen „*Wandel durch Annäherung*“ zu erreichen. 2007 kommt es schließlich zu einem Vertrag über die so genannte Merowinger-Ausstellung „*Europa ohne Grenzen*“, in der die durch die Kriegsergebnisse und kriegsbedingten Verlagerungen getrennten Berliner Sammlungs-

4 Ebd.

bestände zumindest in Russland erstmals wieder zusammengeführt der Öffentlichkeit präsentiert werden können.⁵

Dass Berlin heute eine Kunststadt von internationalem Rang ist, ist auch Klaus-Dieter Lehmann zu verdanken. Mit großem Verhandlungsgeschick, Sensibilität und – wo nötig – auch mit der nötigen Diskretion gewinnt er eine Reihe von herausragenden Sammlerpersönlichkeiten für die Staatlichen Museen der Stiftung Preußischer Kulturbesitz. Bedeutende Schenkungen und langfristige Leihgaben, wie die von Heinz Berggruen, Helmut Newton, Friedrich Christian Flick, Klaus Naumann, Egidio Marzona, Erich Marx und Uli Richter, sind auch mit seinem Namen eng verbunden.

In einem emotionalen Brief an Klaus-Dieter Lehmann beschreibt June Newton die Suche nach einem geeigneten Haus für die Arbeiten des Fotografen Helmut Newton. Den Moment, in dem Lehmann Newton für seine Lösung gewinnen konnte, nämlich das ehemals kaiserliche Offizierskasino in der Jebensstraße direkt am Bahnhof Zoo in ein Museum für Fotografie zu verwandeln, in dem auch die „Helmut Newton Foundation“ ihren Platz haben sollte, beschreibt June Newton in eben diesem Brief an Klaus-Dieter Lehmann so: *„Helmut left from the car, threw his arms in the air and embraced it. He had found his dream palace..., and it was all due to you, Klaus.“*⁶

Ganz besonders wichtig ist Lehmann jedoch das Schicksal der Museumsinsel, jener UNESCO-Welterbestätte in der Mitte der deutschen Hauptstadt, die in der ganzen Welt bekannt ist und bis heute eine der Hauptattraktionen Berlins darstellt. Die dort in fünf Häusern gezeigten Sammlungen zur Kunst- und Kulturgeschichte Europas und des Nahen Ostens spannen einen Bogen von der Antike bis ins 19. Jahrhundert und ziehen jährlich Millionen von Menschen an.

Nach dem Krieg waren die Gebäude auf der Insel schwer beschädigt und die während der DDR in Angriff genommenen Wiederherstellungsmaßnahmen 1990 schon erheblich in die Jahre gekommen. Es bedurfte einer nationalen Kraftanstrengung, um über viele Jahre hinweg dieses einmalige Ensemble zu modernisieren und der Nachwelt in angemessener Weise zu erhalten.

Klaus-Dieter Lehmann hat den „Masterplan Museumsinsel“ mit der ihm eigenen Entschiedenheit zum Kernthema seiner Amtszeit gemacht und mit der Wiedereröffnung der Alten Nationalgalerie 2001 und des Bode-Museums 2006 Glanzpunkte gesetzt. Beim Neuen Museum bläst ihm und dem Architekten David Chipperfield dann der Wind bisweilen hart ins Gesicht. Doch bei der Wie-

5 Jahrbuch PK 2007, Peter-Klaus Schuster, *„Wechsel im Amt des Präsidenten“*

6 June Newton an Klaus-Dieter Lehmann, 1. September 2004, abgedruckt in: *Wissenschaft und Kultur in Bibliotheken, Museen und Archiven: Klaus-Dieter Lehmann zum 65. Geburtstag*. Herausgegeben von Barbara Schneider-Kempf, Klaus G. Saur, Peter-Klaus Schuster. München: K.G. Saur, 2005.

dereröffnung 2009 gab es nur noch lauten Beifall. Das Haus ist heute nicht nur wegen seiner Sammlung, sondern auch wegen seiner gelungenen Instandsetzung, die die Verletzungen der Vergangenheit nicht verleugnet, sondern zu einer eindrucksvollen Botschaft zu verknüpfen versteht, zu einem Besuchermagnet in Berlin geworden.

Dass die Wiederherstellung der Museumsinsel diesen Weg einschlagen konnte, der auch heute noch lange nicht zu Ende gegangen ist, verdanken wir Klaus-Dieter Lehmanns Überzeugungskraft. Der damalige Generaldirektor der Museen, Peter-Klaus Schuster, in dem Lehmann einen bedeutenden und kongenialen Mitstreiter hatte, erinnert sich an wohlgeplante Abgeordnetenführungen auf der Museumsinsel, die strategisch sozusagen vom Dunkel ins Licht führten: Startpunkt bevorzugt unter dem Steinschlag bröckelnder Fassaden, dann weiter über die zugigsten Baustellen bis schließlich hin zu den absoluten Triumphpunkten, wie der neu sanierten Alten Nationalgalerie.⁷

Frank-Walter Steinmeier erinnert sich in seiner Zeit als Kanzleramtsminister noch gut an Lehmanns Werben für die Stiftung wie auch für sein Feingefühl für die Aggregatzustände der politischen Befindlichkeiten: „*Ich erinnere mich wie heute, als wir an einem lauen Sommerabend zusammen mit dem damaligen Bundeskanzler Gerhard Schröder und Peter-Klaus Schuster vor dem Kanzlerbungalow in Bonn mit Blick auf den Rhein saßen und Lehmann und Schuster uns von der neuen Mitte Berlins und der Zukunft der Museumsinsel erzählt haben. Sie haben uns überzeugt, dass der Bund sich engagieren muss.*“⁸

Aber nicht nur durch dieses Wirken für die Museumsinsel hat Klaus-Dieter Lehmann die Mitte Berlins entscheidend geprägt. Er hat auch, beinahe *en passant*, das Humboldt Forum erdacht – ein Kunst- und Kulturerfahrungszentrum neuen Zuschnitts, einen Ort der Weltkulturen und der Begegnung mit den Verflechtungen des 21. Jahrhunderts. Die emotionale Diskussion um den Wiederaufbau des Schlosses war damals – vor über 17 Jahren – bereits in vollem Gange, doch eine überzeugende Nutzungsidee fehlte.

Der Überlieferung zufolge soll das entscheidende Gespräch bei dem damaligen Berliner Stadtentwicklungssenator Peter Strieder im April 2000 stattgefunden haben, in dem dieser Klaus-Dieter Lehmann und seinen Museumsgeneral Peter-Klaus Schuster fragte, was die Stiftung Preußischer Kulturbesitz denn mit dem Schloss anfangen würde. Als diese antworteten, hier

⁷ Jahrbuch PK 2007, Peter-Klaus Schuster, „*Wechsel im Amt des Präsidenten*“

⁸ http://www.auswaertiges-amt.de/DE/Infoservice/Presse/Reden/2015/150304-BM_Laudatio_Lehmann.html. Lehmann sagte über diese Werbetour für mehr Geld für die Berliner Museen: „*Die Wiederherstellung der Museumsinsel war ihm [dem Kanzler] ein zutiefst persönliches Anliegen, nicht als ein nationales Monument, sondern als ein Ort, der die Welt in großer Offenheit zur persönlichen Entdeckung von Kunst und Kultur einlädt [...]*“ (Lehmann in Wagenbach-Band)

sollte man die außereuropäischen Sammlungen aus Dahlem ansiedeln⁹ und auf dem vornehmsten Platz in der historischen Mitte Berlins die Museumsinsel zu einem Ort der Weltkulturen weiterentwickeln, war das Humboldt Forum quasi geboren.

Die Mitte Berlins sollte dadurch aber nicht weiter musealisiert werden, sondern vielmehr im Sinne der Gebrüder Humboldt ein Ort sein, der auf neuartige Weise vernetztes Wissen erlebbar macht.¹⁰ Die Kunstkammer des früheren Hohenzollernschlosses war einst die Keimzelle aller Berliner Sammlungen, auch der außereuropäischen. Ihre Rückkehr nach Mitte ist daher durch die Geschichte des Schlosses legitimiert. Klaus-Dieter Lehmann erkannte die Chance, hier ein im 21. Jahrhundert so bitter nötig gewordenes neues Narrativ für die Kulturen der Welt zu entwickeln.

Nicht Selbstbetrachtung und kulturelle Nabelschau durch eine Verlagerung von Gemäldegalerie, Kunstgewerbe und anderen klassisch europäischen Sammlungen in das wieder aufgebaute Schloss sollten hier ihren Platz haben. Vielmehr waren für Lehmann nur die außereuropäischen Kulturen die einzig zeitgemäße und inhaltlich aufregende Sinnstiftung für den Schlossplatz, der Umzug also die Vollendung eines Areals, das nun durch die Verbindung mit der Museumsinsel sein ganzes Potential entfalten könne.¹¹

Das Humboldt Forum war für Klaus-Dieter Lehmann ein kulturpolitischer Ansatz, der einem neuen kulturellen Selbstverständnis Deutschlands Rechnung tragen sollte.¹² Die Idee, die Kulturen der Welt auf der Museumsinsel und im Humboldt Forum einander gleichberechtigt gegenüber zu stellen, entspricht im besten Sinne der kosmopolitischen Weltsicht der Gebrüder Humboldt.¹³ Alexander von Humboldt hätte vermutlich – am Orinoco sitzend – Feder und Tagebuch zur Seite gelegt und zustimmend genickt. Klaus-Dieter Lehmann hat erkannt, dass das 21. Jahrhundert von organisierter Gleichzeitigkeit, medialer Flüchtigkeit und ständiger Beschleunigung geprägt ist. Globalisierung und Ökonomismus führen zu einer Vermischung der Lebenswelten und zu einer Nivellierung der Kulturen. Angesichts dieser Entwicklungen

9 Klaus-Dieter Lehmann, „*Die Kulturen der Welt auf dem Schlossplatz*“, Internes Thesenpapier, Ende Mai 2000 dem Berliner Senat und BKM vorgelegt. In: *Das Humboldt Forum. Die Wiedergewinnung der Idee*. Herausgegeben von Peter-Klaus Schuster und Horst Bredekamp. Berlin: Wagenbach Verlag, 2016, S. 246.

10 FAZ, 5. Mai 2000

11 Klaus-Dieter Lehmann, „*Tipping Point – Der magische Moment*“. In: *Das Humboldt Forum. Die Wiedergewinnung der Idee*. Hrsg. von Peter-Klaus Schuster und Horst Bredekamp. 2016, S. 93-96.

12 FAZ, 28.02.2010, Andreas Kilb, „*Der Sonnenkönig*“

13 Klaus-Dieter Lehmann, „*Kunst und Kulturen der Welt in der Mitte Berlins*“, 16. März 2001. In: *Das Humboldt Forum. Die Wiedergewinnung der Idee*. Hrsg. von Peter-Klaus Schuster und Horst Bredekamp. 2016, S. 253

könne man, und das hat Lehmann immer vertreten, auf einen Dialog der Kulturen keinesfalls verzichten.¹⁴

Diesem Dialog hat sich Klaus-Dieter Lehmann immer mit Verve, Begeisterung und Überzeugung verpflichtet gefühlt, auch als er 2008 Jutta Limbach als Präsident des Goethe-Instituts nachfolgte. Mit dem ihm eigenen Schwung richtet er das Institut unter den Leitlinien von Dezentralisierung, Regionalisierung und Budgetierung strategisch neu aus. Was erst einmal bürokratisch klingt, bedeutet in der Realität eine neue Beweglichkeit, die sich in der Praxis beispielsweise in der Neugründung oder Wiedereröffnung von Instituten in Novosibirsk über Myanmar bis Kinshasa zeigt.

Lehmans Ziel einer neuen Ausrichtung des Goethe-Instituts war es, zivilgesellschaftliche Ansätze zu stärken, ob bei der Afrika-Initiative des Auswärtigen Amts oder mit Blick auf die Umwälzungen in der arabischen Welt. Dabei ist es für ihn stets vorrangig, Unterstützung bei Strukturbildungen zu leisten, sozusagen Hilfe zur Selbsthilfe, beispielsweise bei der Entwicklung eines Verlagswesens, bei der Ausbildung von Filmemachern und Kulturmanagern, bei der Einrichtung von Plattformen für den Austausch von Künstlern oder bei der Förderung von Talenten. Migration und Integration hat er hellseherisch schon sehr früh als zentrale Herausforderungen des 21. Jahrhunderts begriffen und zu Leitthemen des Goethe-Instituts gemacht.¹⁵

Der Stiftung Preußischer Kulturbesitz ist er dabei immer verbunden geblieben. In einem Kooperationsvertrag haben wir beide 2009 unsere Institutionen enger aneinander geführt und verfolgen seither gemeinsame strategische Ziele. Klaus-Dieter Lehmann hat das Goethe-Institut in der Tradition seiner eigenen Arbeit in Berlin als eine Art „Außennetz“ des Humboldt Forums verstanden, da es mit seinen 160 Instituten in knapp 100 Ländern über vorzügliche Kontakte zu Experten und Institutionen in aller Welt verfügt, ein Netzwerk, auf das auch das Humboldt Forum bauen kann und bauen muss. Auf diese Weise lässt sich der aktive kulturelle Dialog von beiden Seiten befördern.

14 *„Die Dahlemer Sammlungen des Ethnologischen Museums, des Ostasiatischen Museums, des Indischen Museums und des Museums Europäischer Kulturen sind geeignet, den Kulturen der Welt in unserem Denken und Handeln eine neue Präsenz zu geben, nicht als Rangvergleich mit der abendländischen Kunst, sondern in der Eigenständigkeit, im gegenseitigen Respekt, im Gespräch zwischen den Kulturen. Identität und Offenheit sind das entscheidende Begriffspaar für diese Auffassung. Weder eine eurozentrische Sicht oder imperiale Geste noch die Reduzierung dieser Kulturen auf formalästhetische Kategorien sind geeignet, das neue Konzept zu bestimmen.“* Klaus-Dieter Lehmann, *„Kunst und Kulturen der Welt in der Mitte Berlins“*, 16. März 2001. In: *Das Humboldt Forum. Die Wiedergewinnung der Idee*. Hrsg. von Peter-Klaus Schuster und Horst Bredekamp. 2016, S. 251.

15 vgl. auch https://www.goethe.de/resources/files/pdf19/jahrbuch_2011.pdf

Klaus-Dieter Lehmann hasst Weichgespültes. Insofern ist es bezeichnend für seine Art zu denken, dass ein wirklicher Dialog über Unverbindlichkeit und abstrakte Prinzipien hinausgehen und stattdessen tragfähige Antworten geben und Verantwortung eingehen muss.¹⁶ Das im künftigen Humboldt Forum mit Leben zu erfüllen und lebendig zu halten, wird die große Herausforderung dieser neuen Institution sein, heute und auf alle Zukunft.

Lieber Klaus, Du hast wichtige Grundlagen dafür gelegt, dass wir heute da stehen, wo wir sind, und das Humboldt Forum seiner sichtbaren Vollendung entgegen strebt. Humboldt'sches Gedankengut, und zwar *beider* Brüder, soll für die Zukunft nutzbar gemacht werden, aber nicht im Rückblick auf das 19. Jahrhundert, sondern als Verpflichtung für die Zukunft, in der wir in einer offenen, freien und von Toleranz und Respekt geprägten Gesellschaft leben wollen.

Die Goldene Medaille der Humboldt-Gesellschaft hat einen weiteren würdigen Träger.

Herzlichen Glückwunsch!

¹⁶ <http://www.tagesspiegel.de/kultur/humboldt-forum-netzwerk-fuer-die-welt/12833726.html>

Des Menschen Wesen aber ist es, sich erkennen in einem andern*

VON KLAUS-DIETER LEHMANN

Als Präsident des Goethe-Instituts stehe ich heute vor Ihnen und werde ausgezeichnet mit der Goldenen Medaille der Humboldt-Gesellschaft. Ich bin zutiefst dankbar für die Auszeichnung. Sie bedeutet nicht nur eine große Wertschätzung meiner Arbeit, sondern stellt durch meinen beruflichen Werdegang eine Beziehung zwischen Johann Wolfgang von Goethe sowie Wilhelm und Alexander von Humboldt her, die in dieser Konstellation von mir nicht geplant war, auch nicht geplant werden konnte, sich aber aus den Arbeits- und Berufsfeldern ergeben hat.

Ich habe bewusst das Zitat von Wilhelm von Humboldt „*Des Menschen Wesen aber ist es, sich zu erkennen in einem andern*“ als Titel gewählt. Es ist eine Auffassung, die fast identisch auch von Goethe formuliert wurde: „*Wir sind eines Geschlechtes, mit der Einsicht über das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann – nämlich das Erkennen seiner selbst und dadurch das Erkennen des anderen. Die Existenz fremder Menschen sind die besten Spiegel, worin wir die unsrige erkennen können.*“ Alexander von Humboldt sagt es kurz und bündig: „*Alles ist Wechselwirkung.*“

Es ist vielleicht nicht überraschend, dass ich als Präsident des Goethe-Instituts gerade diese Zitate gewählt habe, die alle mit der Erfahrung der Anderen zu tun haben. Es geht um das Wechselspiel des Erlebens, der Erfahrung und der Reflexion, es geht um Verstehen und Verständigen durch Begegnung und Austausch. Wie antworten Andere auf die gleichen Grundfragen des Lebens, wie bewerten sie unsere Antworten, welche Fragen versäumen wir, welche die Anderen, welche kommen überhaupt nicht vor, weder bei uns noch bei den Anderen.

Wir leben in einer global vernetzten Welt, die moderne Weltgesellschaft hat kein Außen mehr, aber das Innere ist umso komplizierter geworden. Die Kommunikationsmöglichkeiten eröffnen eine gleichzeitige und wechselseitige Sichtbarkeit, und sie machen das Eigene und das Andere unmittelbar erfahrbar. Trotzdem sind wir in Europa noch immer gewohnt, von einem festen Zentrum her die Welt zu betrachten. Levi-Strauss hat einmal vom „*wilden Denken*“ gesprochen, das notwendig wäre, das hierarchische Denken zu überwinden und die Kulturen vergleichend und nicht vermessend und bewertend nebeneinander zu se-

* Vortrag des mit der Goldenen Medaille der Humboldt-Gesellschaft Geehrten am 7. Mai 2017 während der 105. Tagung der Humboldt-Gesellschaft in Potsdam aus Anlass des 250. Geburtstags von Wilhelm von Humboldt.

hen. Diese Einstellung vertritt das Humboldt-Forum mit der Auffassung von der Gleichwertigkeit der Kulturen, der Wertschätzung der Vielfalt, aber auch mit der interkulturellen Kompetenz seiner Akteure. Den Besuchern sollte die Gelegenheit gegeben werden, sich ein eigenes Bild von der Welt zu machen, zu verstehen, was uns verbindet und was uns trennt. Nicht wissenschaftliche Korrektheit allein, sondern die Vielfalt möglicher Deutungen dem Publikum zu eröffnen, das sollte der Umgang mit dem Ort spannend und interaktiv machen.

Spricht man über das Humboldt-Forum, so denkt man sofort an Alexander von Humboldt, den großen Naturforscher, Weltreisenden und Schriftsteller, dem die ganze Welt unter allen Himmelsrichtungen als Lebensraum und Untersuchungsgegenstand diente. Sicher zu Recht, denn es sind gerade die außereuropäischen Weltregionen, die uns dann befähigen, die Welt insgesamt zu denken.

Nur kann man nicht über Alexander reden, ohne den Bezug zu Wilhelm von Humboldt herzustellen. Bei aller Verschiedenheit der beiden Charaktere, waren sie doch aufeinander bezogen. Während Wilhelm sich stärker auf sich selbst bezog, der innere Mensch das Zentrum bildete, war Alexander dem Leben in seiner Vielfalt auf der Spur und sah in der Wechselwirkung des Menschen mit der physischen Natur einen starken Einfluss.

Diese jeweiligen Welt- und Menschenbilder sind aber bei aller angelegten Verschiedenheit nicht gegensätzlich, sondern eher komplementär zu verstehen. So war Wilhelm überzeugt, Alexander könne die ihm unbekanntem Einflüsse des Äußeren aufklären, und umgekehrt interessierte sich Alexander auch für die innere Entwicklung der menschlichen Kräfte zur Persönlichkeitsbildung.

Zu dem Beziehungsgeflecht in Berlin gehört unbedingt auch das von Weimar. Berlin und Weimar, was für eine glückliche Fügung und was für eine wirkungsvolle Begegnung. Johann Wolfgang von Goethe und Friedrich Schiller, Wilhelm und Alexander von Humboldt setzten eine einzigartige geistige Kraft frei, kulturgeschichtlich als deutsche Klassik bezeichnet, beeinflusst von Kant, Herder und Lichtenberg, die trotz aller Spezialisierung des Wissens die Ansicht vertraten, dass sich die Teile der gesamten Naturlehre zu einem Ganzen zusammenfügen. Manfred Geier nennt in seiner Biografie *„Die Brüder Humboldt“* die Vier die *„Gruppe 94“*, denn alle waren von 1794 in Weimar zusammen. Diese Idee des „Großen und Ganzen“ war eine prägende Orientierung für die Brüder Humboldt. Bei Alexander bezog sie sich auf seine Arbeit als Naturforscher, bei Wilhelm auf die Geistes- und Sprachwissenschaften. Das Opus magnum von Wilhelm von Humboldt *„Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung“* beruht genau auf dieser Programmatik. Bei Alexander von Humboldt ist es die Publikation des *„Kosmos“* auf der Grundlage seiner Kosmos-Vorlesungen in der Singakademie, die diesen Geist atmet. Auch wenn er das ganze Universum abhandelt, so steht

doch der Mensch mit seinen geistigen Schöpfungen im Mittelpunkt. Dabei ist für mich ein Aspekt interessant, den er aus Sprachuntersuchungen seines Bruders ableitet und dem er Bedeutung für seine Auffassung von der Gleichwertigkeit der Menschen beimisst: *„Die Sprache als Naturanlage des menschlichen Geistes lässt uns die Einheit des Menschengeschlechts erkennen, die jeder unerfreulichen Annahme von höheren und niederen Menschenrassen widerstreitet.“*

Mein Weg zum Humboldt-Forum als inhaltlicher Idee führte über Wilhelm von Humboldt. Er war als Begründer der Berliner Universität und als Leiter der königlichen Museumskommission der inspirierende Fürsprecher von Schinkels Entwurf des Museumsbaus am Lustgarten. Schinkels Museumstempel war ganz der Weimarer Klassik verpflichtet, ein Bildungstempel, der für die geistige Emanzipation des Bürgertums stand und dem Grundsatz folgte: Erst erfreuen, dann belehren. Am Geburtstag von Friedrich Wilhelm III., am 3. August 1830, wurde das Museum feierlich eröffnet. Mit seinem römischen Pantheon ist es wie eine erste Befreiungshalle im 19. Jahrhundert zu sehen. Schiller ist mit seiner ästhetischen Erziehung ebenfalls sehr nahe mit seiner Auffassung, dass der Anblick der Kunst zum humanen Wesen führe. Es war ein Jahrhundert Kunstreligion. Tilmann Buddensieg drückte es so aus: *„Das Museum ist Schinkels kühnster Versuch, die griechische Antike in ihren geistigen Prinzipien festzuhalten und zugleich auf die Bedeutungen einer neuen Weltepoche zu erweitern.“* Das Konzept der Museumsgründung, aus der sich dann die gesamte Museumsinsel entwickelte, war ein Gedanke der Aufklärung, ein Ansatz von Wilhelm von Humboldt, der damit nicht nur Kunst und Wissenschaft in einen unmittelbaren Zusammenhang brachte, sondern auch Bildung, Wissen und Sprache als unverzichtbare Komponenten einer entwicklungsfähigen Gesellschaft postulierte. Die Nähe von Universität und Museum war nicht nur real, sie war auch symbolisch zu verstehen. Da kommen wiederum die Denkweisen der *„Gruppe 94“* zum Tragen, Freistätte für Kunst und Wissenschaft, ästhetische Erziehung, Persönlichkeitsbildung, Weltbürger.

Der Versuch von Wilhelm von Humboldt, seinen Bruder Alexander als Generaldirektor der Berliner Museen in die neu geschaffenen Strukturen einzubinden, scheiterte. Die Nachricht erreichte Alexander auf seiner russisch-sibirischen Reise, und er lehnte in ungemein scharfen Worten ab. Er war schon höchst ungerne auf königliche Order hin 1827 von Paris nach Berlin zurückgekehrt und wollte sich seine intellektuelle Freiheit nicht beschneiden lassen. Er war aber durchaus an der Wissenschaftsförderung interessiert, und schon bald begann er mit seinen bereits erwähnten Kosmos-Vorträgen, die ein breites Publikum begeisterten. Er vermochte, Wissenschaft zu öffentlichem Wissen zu machen. Er selbst hatte seine Wohnung hinter dem Schinkel'schen Museum.

Auch wenn sich Alexander von Humboldt der institutionellen Einbindung verweigerte, so blieb er der Museumsidee doch sehr verbunden, und er konnte

für die Berliner Museen eine weit ausgreifende Perspektive formulieren. 1841 war er der entscheidende Mitautor der Kabinettsorder des neuen preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV. für die Bebauung der sogenannten Museumsinsel als Tempelstadt der Künste. Damit war der entscheidende Schritt zu einem Universalmuseum getan, das in jeweils eigenen Gebäuden, erbaut von den besten Architekten ihrer Zeit, die Epochen der Menschheit in einem umfassenden Sammelauftrag dokumentieren sollte. 100 Jahre sollte es dauern, bis die fünf Gebäude vollendet waren: das Alte Museum, das Neue Museum, die Alte Nationalgalerie, das Bode Museum und das Pergamon Museum. Für mich war es eine der faszinierendsten Aufgaben, die Rekonstruktion, Renovierung und Neueinrichtung des größten Teils der Museumsinsel als Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz zusammen mit Peter-Klaus Schuster als Generaldirektor der Museen betreuen zu können.

Während der ursprüngliche Ansatz der Museumsinsel noch einen Zusammenhang zur konstitutiven Begründung des nationalen Bewusstseins herstellte, haben wir uns bei der Wiederherstellung der Museumsinsel ab 1999 – nach dem Mauerfall von 1989 – von der Überzeugung leiten lassen, nicht die Vergangenheit zu glorifizieren, sondern uns den großartigen Sammlungen der Welt zu öffnen, kein Monument zu schaffen, sondern einen lebendigen Ort, der in seiner Zugänglichkeit auch auf heutige Fragen Antworten geben kann, der die historische Komponente mit der Zeitgenossenschaft verbindet.

Diese Denkweise lässt sich an der Art und Weise, wie wir beispielsweise das Neue Museum restauriert haben, sehr gut belegen. Das Neue Museum, um 1850 von Stüler, einem Schüler von Schinkel, errichtet, war eine Ruine seit dem Ende des 2. Weltkrieges. Heute ist es wieder der Ort von Nofretete und der ägyptischen Sammlung und eines der spannendsten Museen. Die Rekonstruktion lag in den Händen des Architekten David Chipperfield, einem wunderbaren Partner von hoher Kennerschaft und großer Sensibilität. Was haben wir getan? Unser Grundsatz war: Wir bauen ehrlich. Das, was vom Gebäude erhalten war, wurde aufwändig restauriert, das, was verloren war, wurde in einer modernen Architektursprache ausgeführt, ohne Bruch, sondern in harmonischem Übergang. Das war in der öffentlichen Akzeptanz zunächst nicht einfach zu vermitteln, viele wollten das 19. Jahrhundert zurück. Aber nach der Fertigstellung begriff man sehr schnell, welcher Gewinn in diesem Ansatz lag, mit dem ein verloren gewesenes Gebäude für unsere Zeit zurückgewonnen wurde. Die Besucher aus aller Welt bestätigen jeden Tag mit ihrem positiven Staunen und Innehalten diese Entscheidung. Karl Friedrich Schinkel und Friedrich August Stüler hätte es gefallen, denn beide schufen auf einem kenntnisreichen Fundament etwas Gewagtes und Neues, um einen wichtigen Beitrag zu einer sich wandelnden Gesellschaft zu leisten. Das haben wir ebenfalls angestrebt.

Das Konzept des Universal museums war aber nicht nur gemeint als ein Ort aller Künste, sondern auch als Ort zur Einbeziehung der nicht europäischen Kulturen. Das 1855 eröffnete Neue Museum von Stüler folgte erstmals der Idee von Alexander von Humboldt von der Gleichwertigkeit der Kulturen. Die Idee vom „Großen und Ganzen“ hatte sich durchgesetzt, auch wenn es erst ein Anfang für den Weltort der Kunst war. Aber der Platz der Museumsinsel war aufgrund des raschen Anwachsens der Sammlungen begrenzt, und so entschied sich Wilhelm von Bode zu Anfang des 20. Jahrhunderts für die Verlagerung der außereuropäischen Sammlungen nach Dahlem, an die Peripherie Berlins.

Mit der Diskussion um die Nutzung des Schlossplatzes, der nach der Sprengung der Schlussruine 1950 durch Walter Ulbricht und durch den Abriss des Palastes der Republik nach 1990 ein wüster, leerer Platz war, ergab sich eine zweite Chance für einen Weltort für Kunst und Kultur in der Mitte Berlins, der die außereuropäischen Kulturen einschloss, eine Meistererzählung des 21. Jahrhunderts, die die Welt zum Teilhaber der Berliner Mitte macht. Die beste Adresse im Land sollte wieder mit der besten Idee verbunden sein. Die Brache des Schlossplatzes wird gleichsam zur natürlichen Erweiterungsfläche der Museumsinsel, der direkte Dialog zwischen europäischen und außereuropäischen Kulturen setzt als klares Bekenntnis die Gleichwertigkeit der Kulturen.

Das war die Idee, die ich am 3. Mai 2000 öffentlich machte. Wir könnten sinngemäß Tilmann Buddensiegs Zitat abwandeln, zugegeben etwas pathetisch: *„Wir halten an den geistigen Prinzipien der Brüder Humboldt fest und erweitern sie zugleich auf die Bedeutungen einer neuen Weltepoche.“*

Das Konzept war kein Strohfeuer. Es veränderte die Auffassung in der Politik und in der Öffentlichkeit zum Wiederaufbau des Berliner Schlosses nachhaltig. Und so kam es zum Ende des Jahres 2000 zur Gründung der Internationalen Expertenkommission *„Historische Mitte Berlin“*. Das Humboldt-Forum wurde als verbindende Idee eindeutig favorisiert. Das war der Durchbruch. Trotzdem wurde es fast eine unendliche Geschichte. Es gab ab 2002 dazu mehrere Bundestagsbeschlüsse mit überwältigenden Voten, es gab aber auch ein Moratorium von zwei Jahren, es gab schwierige Wettbewerbssituationen. Erst im November 2007 konnte ich in einer Pressekonferenz – gemeinsam mit dem damaligen Bauminister Tiefensee – den Auslobungstext für das Humboldt-Forum im Schloss bekannt geben. Die Weichen waren gestellt! Im Februar 2008 ging meine Zeit als Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz zu Ende, und ich übergab die weiteren Schritte in die Hände von Hermann Parzinger, meinem Nachfolger.

2015 konnte Richtfest gefeiert werden, 2019 wird die Eröffnung des Humboldt-Forums sein. Schon heute lassen die hohen und lichten Galerien, die abwechslungsreichen Raumfolgen und die großzügigen Flächen erkennen, dass die Ausstellungen, Veranstaltungen und Begegnungen abwechslungsreiche Ge-

staltungsmöglichkeiten bieten. Das Humboldt-Forum wird vieles sein: Ein Ort für Kunstliebhaber und kulturhistorisch Interessierte, ein Ort der Unterhaltung, ein Bildungsort, ein sozialer Mikrokosmos der Gesellschaft, ein Ort für Flaneure und vieles mehr. In jedem Fall wird es auch ein Ort für die Berliner und Brandenburger selbst sein.

Durch die lange Dauer des Werdens hat sich viel Gedankenschutt angehäuft, viele Interpretationsversuche haben das Bild und das Ziel verunklart. Es ist für die öffentliche Wahrnehmung sehr wichtig, dass eine präzise, an den Fakten orientierte Darstellung die Idee wieder klar leuchten lässt. Dieser Weltort für Kunst und Kultur ist ein republikanisches Versprechen, eine Expedition in die Moderne, mit der künstlerische Erkenntnisse und Präsentationen in einer breiten Interpretation zugänglich gemacht werden. Welches Land reserviert schon den vornehmsten und geschichtsträchtigsten Platz seiner Hauptstadt für Kunst, Kultur und Wissenschaft, welches Land macht die Welt zum Teilhaber eines solchen Ortes? Es soll eine Einrichtung werden, die Kompetenz in Weltverständnis vermittelt, keine Instanz, kein Nationaldenkmal. Den Reichtum der Sammlungen in anschauliche Geschichten zu übertragen – in enger Zusammenarbeit mit Experten und Kuratoren aus allen Weltregionen –, das ist die Aufgabe.

Ich selbst bin dem Vermächtnis von Alexander von Humboldt treu geblieben, indem ich übergangslos vom Präsidenten der Stiftung Preußischer Kulturbesitz zum Präsidenten des weltweiten Goethe-Instituts wurde mit seinen 160 Instituten in fast 100 Ländern – eines der schönsten Ehrenämter. Wie Alexander von Humboldt mache ich mir mein Bild von der Welt selbst, neugierig, offen und von der Überzeugung getragen, dass kulturelle Vielfalt ein Wert ist. Persönliche Begegnungen sind dafür ein essentielles Element. So wie die Brüder Humboldt sich in einer beeindruckenden Brief-Korrespondenz weltweit mit Gelehrten vernetzten, so nutze ich gleichermaßen unsere zeitgemäßen Netzwerke zum Austausch mit Künstlern, Kulturakteuren und Wissenschaftlern – weniger mühsam, sehr effizient und ergiebig. Die Methoden sind geblieben, die Instrumente sind andere.

Welchen Einfluss hat Goethe bei dieser Meistererzählung des 21. Jahrhunderts? Gibt es sie noch, die Überzeugungen der „Gruppe 94“?

Lassen wir Goethe nochmals selbst zu Wort kommen: *„Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen; wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen steht.“* Dieses Element eines Dialogs des praktischen Handelns, der auch Antworten gibt, muss ein unverzichtbarer Bestandteil des Humboldt-Forums sein, wenn es sich glaubwürdig für shared heritage und gegen einseitige Deutungshoheit ausspricht. Das Humboldt-Forum sollte deshalb aus zwei Komponenten bestehen: dem Humboldt-Forum im Berliner Schloss und einem engen internationalen Netzwerk aus Partnern, die für den Austausch

von Wissen, Erfahrung und Kenntnis aktueller Veränderungen und damit für eine verlässliche zeitgenossenschaftliche Verankerung sorgen.

Das Goethe-Institut mit seinem weltweiten Netz kann im Goethe'schen Geist dieses Netz des Humboldt-Forums darstellen. Es verfügt über die engen Kontakte vor Ort, es ist vertraut mit den verschiedenen Altersgruppen, gesellschaftlichen Gruppen und Kulturen, es betreibt Koproduktionen, Austausch und Residenzen. Dieses Gesamtprogramm kann dem Humboldt-Forum direkte Zugänge anbieten, das Expertennetz aktualisieren und pflegen, Ideen identifizieren und das Außen durch Veranstaltungen und Residenzprogramme innen verfügbar machen – ein Fenster zur Welt. So hätte das Zusammenwirken der „Gruppe 94“ in unserer globalisierten Welt wieder eine erstaunlich lebendige Rolle. Und bei aller Spezialisierung der Wissenschaft ist es lohnend, die Idee des „Großen und Ganzen“ nicht aufzugeben, sondern – im Gegenteil – zu befeuern.

Wenn eine musikalische Umrahmung aus der Schule plaudern könnte...

VON PEGGY BITTEROLF

Musik ist nur existent in den Momenten ihres Erklingens. Wenn sie unsere Seele berührt hat, kann sie allerdings einen Nachhall hinterlassen. Dieser Nachhall kann manchmal intensiv und lang andauernd sein...

Zur 105. Tagung der Humboldt-Gesellschaft in Potsdam erklang Musik. Erinnern wir uns zunächst an das Programm und an seine jungen Künstler:

Musikprogramm

06.05.2017, Auditorium Maximum der Universität Potsdam, 12.00 Uhr

Wolfgang A. Mozart (1756–1791)	aus „Die Zauberflöte“ Du feines Täubchen nur herein Der Vogelfänger Ein Mädchen oder Weibchen Arie der Königin der Nacht	Antonia Jacob, Klarinette Henriette Kotzur, Klarinette Sophie Weißenborn, Klarinette Hendrik Sanhen, Klarinette Lucas Worch, Bassethorn
Polly Fenn	aus „6 Canine Capers“ The Chihuahua	Antonia Jacob, Es-Klarinette Henriette Kotzur, Es-Klarinette
Franz Watz (*1949)	aus Suite „Clarinetissima“ Paso doble	Sophie Weißenborn, Klarinette Lucas Worch, Klarinette
Mike Curtis (*1952)	aus „Three Klezmer Pieces“ Bulgar	Hendrik Sanhen, Bassklarinette

Beliebte Opernmelodien für kleinere bis große Bläserensembles zu bearbeiten und so einem breiten Publikum erlebbar werden zu lassen, hat eine bis in das

18. Jahrhundert hineinreichende Tradition. Mozarts besondere Begeisterung für den Klarinetten- und Bassethornklang ist zudem legendär. Diesem Grundgedanken folgend, war für den kleinen Konzertbeitrag von fünf jungen Klarinettenisten, der einen langen Tagungsvormittag (Festveranstaltung zum 250. Geburtstag von Wilhelm von Humboldt) zu einem stimmungsvollen Ausklang bringen sollte, der passende musikalische Einstieg mit den vier bekannten Titeln aus der Oper „Die Zauberflöte“ naheliegend. Mit dieser Musik ist es sicherlich auch dem Einen oder Anderen aus dem Publikum bestens gelungen, sich in das künstlerische Flair der Jugendzeit von Wilhelm von Humboldt hineinzusetzen. Mozart war zu Wilhelms Geburt ein elfjähriger Knabe – die beiden musizierenden Mädchen des Klarinettenduos zählen 12 Jahre. Am 30. September 1791 wurde Mozarts Zauberflöte, seine letzte Oper, quasi 3 Monate nach der Heirat von Wilhelm von Humboldt und Caroline von Dacheröden, uraufgeführt...

Natürlich verbindet Mozart und Humboldt lediglich ein gemeinsamer Lebenszeitabschnitt. Doch diese musikalische Epoche konnte das Trio mit der für Musikschulen nicht alltäglichen Besetzung von zwei Klarinetten und einem Bassethorn vielleicht besonders authentisch wiedergeben. Das Bassethorn als klassisches Mitglied der Klarinettenfamilie in der tiefen Altlage war Mozarts Lieblingsinstrument und hat durch seinen wirkungsvollen Einsatz im Requiem und in der Zauberflöte seine Popularität bis heute erhalten können.

In der Musik kann man hervorragend große Zeitsprünge vornehmen. So widmete sich der weitere Teil des Konzertprogrammes nun der modernen Musik und sollte den Zeitrahmen eines 250. Geburtstages umsetzen. Den modernen Einstieg brachten Antonia und Henriette mit einer Komposition von Polly Fenn, die dem kleinsten Hund der Welt, dem Chihuahua, gewidmet ist. Zu diesem charaktervollen Tier passen die zwei kleinen und hohen Es-Klarinetten natürlich bestens. Mit dem tänzerischen Paso doble und dem Bulgar im Klezmer-Stil vermittelte das Klarinetten trio nun in der Besetzung mit Bassklarinetten einen beschwingten und von Reiselust geprägten musikalischen Ausklang in die Mittagspause.

Einen regelrechten „Gänsehaut-Effekt“ erzeugte bei den jungen Klarinettenisten die nachfolgende Führung durch das Schloss Charlottenhof, als die Schlossführerin die Darstellung des architektonischen Querbezuges zur Zauberflöte eindrucksvoll schilderte... Insgesamt gaben die gemeinsame Stadtbesichtigung von Potsdam und der stilvolle Abendausklang den Mitgliedern der Humboldt-Gesellschaft und den jungen Musikern gute Gelegenheiten, miteinander ins Gespräch zu kommen.

Deshalb kann ein kurzer Einblick in die musikalischen Biografien der Musikschüler an dieser Stelle interessant sein:

Antonia Jacob und Henriette Kotzur musizieren als Duo seit 2 Jahren in verschiedenen Besetzungen. Gemeinsam erhielten sie 2016 und 2017 einen Musikschulpreis der Jütting-Stiftung Stendal und errangen bei den Regionalwettbewerben „Jugend musiziert“ 2016 und 2017 jeweils einen 1. Preis mit Höchstpunktzahl und bei den Landeswettbewerben einen 1. Preis und einen 2. Preis. Beide Mädchen sind zum Zeitpunkt des Konzertes 12 Jahre alt und wohnen in Sangerhausen.

Antonia beginnt ihre Musikschulausbildung mit 3 Jahren in der Musikalischen Früherziehung, spielt mit 5 Jahren zunächst Blockflöte und findet dann 2010 mit dem Klavier und 2011 mit der Klarinette zu ihren Lieblingsinstrumenten. Seit 2012 nimmt sie bei „Jugend musiziert“ sehr erfolgreich an mehreren Regional- und Landeswettbewerben mit der Klarinette und dem Klavier teil und erhält 2016 das Landesförderstipendium vom Kultusminister des Landes Sachsen-Anhalt als Anerkennung der besonderen überregionalen Wettbewerbsleistungen.

Henriette startet bereits im Alter von einem Jahr (!) im Eltern-Kind-Kurs an der Musikschule. Es folgt dann mit 5 Jahren der Blockflötenunterricht. Seit 2010 spielt sie Klavier, und es kommen im folgenden Jahr die Klarinette und 2014 der Gesangsunterricht dazu. Der ersten Wettbewerbsteilnahme bei „Jugend musiziert“ im Alter von 6 Jahren folgen zahlreiche auf der Regional- und Landesebene mit Klavier und Klarinette. Durch ihre Erfolge erhält sie 2015 ein Landesförderstipendium vom Kultusminister des Landes Sachsen-Anhalt.

Beide Klarinettestimmen zeigt **Abb. 1**.

Sophie Weißenborn, Hendrik Sanhen und Lucas Worch musizieren als Trio erst seit Oktober 2016 zusammen. Gemeinsam errangen sie beim Regionalwettbewerb 2017 „Jugend musiziert“ einen 1. Preis mit Höchstpunktzahl und beim Landeswettbewerb einen 1. Preis mit der Weiterleitung zum Bundeswettbewerb, den sie zu Pfingsten in Paderborn mit sehr gutem Erfolg abschlossen. Im Juni fügten sie der Erfolgsserie beim Landeswettbewerb Sachsen-Anhalt der Enviam – Musik für Kommunen, noch einen mit 750 Euro dotierten zweiten Preis hinzu. Als Trio überwinden sie die nicht unbeträchtlichen räumlichen Entfernungen innerhalb des Landkreises und erlangten eine sehr übereinstimmende Harmonie, obwohl ihre Musikschulbiografien recht unterschiedlich sind.

Sophie ist 18 Jahre, befindet sich im Mai 2017 gerade mitten in ihrer Abiturprüfung und wohnt in Kelbra. Mit 4 Jahren fängt sie mit der Blockflöte an und wechselt mit 9 zur Klarinette. Bereits im Alter von 7 Jahren kommt als Zweitinstrument das Akkordeon hinzu, und sie schließt diese Ausbildung mit einem Mittelstufenabschluss ab. Seit 2012 spielt sie zusätzlich Klavier und legt 2016 mit dem Oberstufenabschluss im Fach Klarinette den höchsten Musikschulabschluss vor einer landesweiten Fachjury mit hervorragendem Erfolg ab. Mit der

Wenn eine musikalische Umrahmung aus der Schule plaudern könnte...



*Abbildung 1:
Henriette Kotzur und Antonia Jacob*

Wenn eine musikalische Umrahmung aus der Schule plaudern könnte...



Abbildung 2: Lucas Worch, Sophie Weißenborn und Hendrik Sanhen

*Foto-Quelle: Beide Klarinettenensembles beim Enviam-Wettbewerb – Musik für Kommunen 2017,
Foto: Phil Dera*

Klarinette und dem Akkordeon wird sie bei „Jugend musiziert“ mehrfach Preisträgerin und erhält für ihre Erfolge 2012 das Landesförderstipendium, welches der Kultusminister jährlich an maximal 10 Musikschüler des Landes Sachsen-Anhalt vergeben kann. Aktuell hofft sie auf einen Studienplatz in der Fachrichtung Militärmusik nach ihrer erfolgreichen künstlerischen Aufnahmeprüfung, um ihr Hobby zum Beruf werden zu lassen.

Hendrik ist mit 16 Jahren der jüngste Musiker des Klarinettenrios. Er wohnt in Mansfeld und besucht das „Wilhelm-und-Alexander-von-Humboldt-Gymnasium“ in Hettstedt. Seine Musikschulausbildung beginnt er „klassisch“ als Fünfjähriger mit der Blockflöte. Seit 2008 spielt er die Klarinette, seit einem halben Jahr zusätzlich Bassklarinette und schnupperte mal in den Gitarrenunterricht hinein. Beim bundesweiten Carl-Schroeder-Wettbewerb in Sondershausen erhielt er 2016 als Solist das Prädikat „Sehr gut“. Seine besondere Liebe gilt zudem dem Orchesterspiel. So ist er in den beiden Jugendblasorchestern der Kreismusikschule in Hettstedt und Sangerhausen und im Sinfonieorchester „Junge Philharmonie Mansfeld-Südharz“ aktiv.

Lucas wohnt in Hettstedt und absolviert zurzeit als 18jähriger sein Freiwilliges Soziales Jahr in der Helios Klinik in Hettstedt. Er begann erst vor dreieinhalb Jahren seine Musikschulausbildung auf der Klarinette. 2015 kam das Klavier hinzu, und seit einem Jahr bläst er ebenfalls das Bassettthorn. 2016 nahm er mit sehr gutem Erfolg am bundesweiten Carl-Schroeder-Wettbewerb und zum ersten Mal überhaupt an einem Jugendmusikwettbewerb teil. In diesem Schuljahr erarbeitete er sich noch parallel zu den Triowettbewerben ein Soloprogramm und konnte mit diesem jüngst Ende Mai 2017 den Carl-Schroeder-Preis mit Höchstpunktzahl gewinnen und Mitte Juni vor der landesweiten Fachjury einen hervorragenden Oberstufenabschluss erreichen.

Abb. 2 zeigt die jungen Musiker des Klarinettenrios.

Der musikalische Beitrag der gerade vorgestellten jungen Künstler wurde am Sonntag in der Festveranstaltung im Museum Barberini in Potsdam fortgesetzt. Folgendes stand nun auf dem Programm:

Musikprogramm

07.05.2017, Auditorium Museum Barberini, 9.30 Uhr

Robert Stark (1847–1929)	Sonate g-moll Allegro maestoso Adagio Allegro molto quasi Presto	Sophie Weißenborn, Klarinette Hendrik Sanhen, Klarinette Lucas Worch, Bassethorn
Michael Kibbe (*1945)	aus “Serenade op.131” Tarantella Tango Hora	Antonia Jacob, Klarinette Henriette Kotzur, Klarinette

Mit der Sonate in g-moll von Robert Stark erklang in morgendlicher Stunde gleich ein Meilenstein der Klarinettenliteratur. Diese Sonate findet man in der 1897 erschienenen Klarinettenschule des Komponisten, und sie ist eines der ganz wenigen Originalwerke für die Triobesetzung mit 2 Klarinetten und Bassethorn. In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts war es sehr schwierig, ein Bassethorn auf dem Konzertprogramm zu finden. Es gab nahezu keine Neukompositionen mehr für dieses Instrument. So kann man Robert Stark dankbar sein, dass er dieses schöne und nahezu in Vergessenheit geratene Instrument um 1900 wieder an den Musikhochschulen etablierte. Dank eines engagierten Fördervereines der Kreismusikschule Mansfeld-Südharz ist es heute fortgeschrittenen Klarinetisten bereits vor einem Musikstudium möglich, die Schönheit dieses Instrumentes selbst zu erfahren, sich seiner Literatur zu widmen und das Publikum mit diesem Klangerlebnis zu erfreuen.

Mit den drei ausgewählten Sätzen aus der Serenade op.131 des amerikanischen Komponisten Michael Kibbe fand die Auszeichnungsveranstaltung, **Abb. 3**, in Potsdam einen beschwingten, virtuosen Ausklang mit traditionsreichen Tänzen aus der ganzen Welt. Dieses Werk wurde 1998 beim Israel Clarinet Festival in Tel-Aviv uraufgeführt und besticht durch seine facettenreiche Auslotung der klanglichen Möglichkeiten eines Klarinettenduos.

Im Anschluss an die offizielle Auszeichnungsveranstaltung gab es im Eingangsfoyer des Museums Barberini einen Sektempfang und in dieser zwanglosen Atmosphäre noch eine musikalische Untermalung. Für diesen Programmteil hatten sich die jungen Musiker den größten Teil der Werke selbst herausgesucht, und es wurden auch kreativ andere Besetzungen ausprobiert.



Abbildung 3: Blick auf das Klarinettenduo während der Auszeichnungsveranstaltung in der Aula des Museums Barberini. Foto-Quelle: eigene Aufnahme

Den Auftakt bildete das Klarinetten trio mit einer Bearbeitung von Motiven aus Georg Bizet's berühmter Oper „Carmen“.

Danach kamen mit ausgewählten Kegelduetten (KV 487) zwei bekannte Kompositionen von Wolfgang Amadeus Mozart zu Gehör – allerdings in einer ungewöhnlicheren Instrumentation. Die mitreisende Schwester Klara Kotzur spielt seit Jahren Querflöte und kann eine ähnlich erfolgreiche Biografie wie ihre Schwester Henriette aufweisen. So erklangen diese Werke mit Querflöte und C-Klarinette in einer spannenden Klangkombination. Das Klarinetten duo griff danach noch einmal zu Kompositionen von Polly Fenn. Aus den „Canine Capers“ erklangen die drei Titel, die einer Britischen Bulldogge, einem Zwergpudel und dem Irischen Windhund gewidmet sind.

Wenn ein Klarinetten duo und ein Klarinetten trio auf Reisen gehen, dann darf vielleicht auch eine Komposition für ein Klarinetten quintett nicht fehlen. Die Komposition „Sholem-alechem, rov Feidman“ aus der Feder des ungarischen Klarinettenprofessors Béla Kovács hat alle fünf jungen Musiker sehr begeistert. Sie wurde zwar zunächst extra für diesen Sektempfang einstudiert, konnte dann aber im weiteren Schuljahresverlauf noch bei zwei Konzertgelegenheiten präsentiert werden.

Das musikalische Finale fand in einer nochmals erweiterten Besetzung statt. Die Citrus-Suite von Bruce Fraser motivierte nun nicht nur die Schwester mit der Querflöte, sondern auch den Schlagzeug spielenden Vater, Enrico Kotzur, sein als erwachsener Musikschüler erworbenes Können auf der Cajon mit in das „Potsdam-Ensemble“ einzubringen. Dieses Septett sorgte für einen spritzigen Abschluss und wird allen Beteiligten nicht zuletzt durch eine lustige Nachmittagsprobe im Filmho-

tel Babelsberg, an der gleich noch Hotelgäste begeisterten Anteil nahmen, in Erinnerung bleiben.

Bisher ist bereits unterschwellig einiges über die Arbeit der Kreismusikschule Mansfeld-Südharz angeklungen. An dieser Stelle soll nun die Institution etwas genauer vorgestellt werden.

Die **Kreismusikschule Mansfeld-Südharz „Carl Christian Agthe“** ist eine etablierte musikalische Bildungseinrichtung für Kinder, Jugendliche und Erwachsene sowie ein zuverlässiger Partner für zahlreiche kulturelle Veranstaltungen in der Trägerschaft des Landkreises. Seit 2009 kann sie die Bezeichnung „Staatlich anerkannte Musikschule im Land Sachsen-Anhalt“ führen, und im April 2014 feierte sie das 60jährige Jubiläum.

Die Musikschularbeit ist vielschichtig. Im Zentrum steht der Unterricht, welcher in nahezu allen Instrumentalfächern, Gesang, Musiktheorie, Ensemblemusizieren, in Ballett, Jazztanz oder in der Malklasse angeboten wird. An 40 Unterrichtsstandorten im Landkreis, zu denen insbesondere Sangerhausen, Eisleben, Hettstedt und Kelbra zählen, belegen durchschnittlich 1.500 Schüler über 2.250 Unterrichtsangebote. Die musikalische Ausbildung kann bereits mit dem Eltern-Kind-Kurs (ab 3. Monat) oder der Musikalischen Früherziehung (für 4 – 6jährige) starten, aber für einen Einstieg in das Musizieren ist man eigentlich nie zu alt.

Besonders wichtig ist die Verbindung von Musizierfreude und Qualität. Deshalb werden die Ergebnisse der Schüler in Zeugnissen und Zertifikaten dokumentiert. Über 300 Schüler nehmen in jedem Jahr an den freiwilligen Jahresprüfungen teil oder erreichen einen Unter-, Mittel- oder landesweiten Oberstufenabschluss. Kontinuierliche Wettbewerbserfolge bis zur Bundesebene sowie bestandene Aufnahmeprüfungen für einen musikbezogenen Studiengang runden das Ausbildungsprofil ab.

Die Kreismusikschule versteht sich zudem als Ort der Begegnung. Deshalb nehmen die zahlreichen Ensembles einen besonderen Stellenwert ein und bieten den Rahmen für das gemeinsame, oft sogar generationenübergreifende Musizieren. Die Auftritte der Blasorchester, Gitarren-, Streicher-, Akkordeon- und Rock-Pop-Ensembles sowie des Nachwuchsblasorchesters, Elternchores sowie des sinfonischen Orchesterprojektes finden im gesamten Landkreis statt. Denn der Bezug zur Öffentlichkeit ist ein weiterer wichtiger Teil der Bildungsarbeit und bereichert damit gleichzeitig das kulturelle Leben im gesamten Landkreis. So können über 25.000 Besucher eine von 240 jährlichen Veranstaltungen erleben. Kooperationen vervollständigen den Musikschulalltag. Die regelmäßige Zusammenarbeit insbesondere mit den allgemein bildenden Schulen und Kindergärten vor Ort, die Kooperationen mit den regionalen Kultureinrichtungen, Vereinen, Kirchen und Orchestern sowie Seniorenheimen, Krankenhaus oder Standesamt, ergänzt durch internationale Jugendbegegnungen, stellen das Han-

deln der Kreismusikschule in einen kulturellen und bildungspolitischen Gesamtzusammenhang, von dem sehr viele Bürger der Region profitieren können.

„*Alle Kunst ist der Freude gewidmet und es gibt keine höhere und ernsthaftere Aufgabe als die Menschen zu beglücken.*“ Diese historischen Worte Friedrich Schillers beschreiben den Sinn kultureller Bildung in heutiger Zeit aktueller denn je und sind dem Leitbild der Einrichtung vorausgestellt. Musikalische Bildung fördert neben der sinnvollen Freizeitgestaltung nachhaltig die Persönlichkeitsentfaltung des Menschen, sie setzt seine schöpferischen Kräfte frei und befähigt ihn zur kritischen sowie selbstbewussten Auseinandersetzung mit unserer Lebens- und Arbeitswelt.

Das Fundament für eine erfolgreiche Bildungsarbeit ist ein engagiertes Kollegium von Pädagogen mit hoher methodischer und künstlerischer Kompetenz. In allen Ausbildungsstufen, Unterrichtsformen und Musikstilen ist den Pädagogen die individuelle Förderung jedes einzelnen Schülers Herzenssache. Das trägt zur positiven Persönlichkeitsentwicklung bei, fördert sozialintegratives Verhalten, gibt mit jeder Unterrichtsstunde oder Veranstaltung einen Freiraum für das Entdecken, Erleben und Erlernen von Musik und kann so den Grundstein für eine lebenslange Beschäftigung mit der Musik legen. Aktive Unterstützung findet die Kreismusikschule durch die Elternvertretung und mehrere Fördervereine.

Mit den finanziellen Mitteln des Landkreises Mansfeld-Südharz, des Landes Sachsen-Anhalt und den Unterrichtsgebühren, die zur Erfüllung des gesamten Leistungsspektrums zur Verfügung stehen, wird ausgesprochen verantwortungsbewusst und wirtschaftlich effektiv umgegangen. Die Aufgaben und Inhalte sind in der Satzung, der Schulordnung und der Prüfungsordnung für alle Bürger transparent festgelegt. Die Gebührenordnung ermöglicht allen Bevölkerungsschichten einen Zugang zu den Bildungsangeboten und sieht Sozial-, Geschwister- und Zweitfachermäßigungen, Mietinstrumente sowie eine spezielle Begabtenförderung vor.

Durch die Mitgliedschaft im Verband deutscher Musikschulen werden die Qualitätsstandards vertieft. Die Kreismusikschule Mansfeld-Südharz, **Abb. 4**, arbeitet mit dem Qualitätsmanagementsystem für Musikschulen (QSM), um heute und in der Zukunft für alle Nutzer das hohe Niveau der Bildungseinrichtung zu gewährleisten.

Vielleicht konnte dieser Textbeitrag den „Nachhall“ der bereits auf der Tagung erklangenen Musikdarbietungen der jungen Künstler vertiefen oder für diejenigen Leser, die die Musik nicht erleben konnten, eine Neugier auf diese hörenswerthen Klarinettenkompositionen erwecken beziehungsweise für einen Veranstaltungsbesuch in der Kreismusikschule im landschaftlich schönen und geschichtsträchtigen Landkreis Mansfeld-Südharz interessieren.

Wenn eine musikalische Umrahmung aus der Schule plaudern könnte...



Abbildung 4: Hauptstelle der Kreismusikschule Mansfeld-Südharz in Sangerhausen mit Altem Schloss, Amphitheater und Ludowingersaal. Foto-Quelle: eigene Aufnahme

Weitere Informationen finden sich im Internet unter:

www.kreismusikschule-msh.de

Für aktuelle Veranstaltungstipps steht die Facebook-Seite der Musikschule zur Verfügung.

Wilhelm von Humboldt und Burgörner: Biographische Notizen zur 250. Wiederkehr des Geburtstages von Wilhelm von Humboldt*

VON UDO VON DER BURG

1. Flitterwochen in Burgörner

Nach seiner Eheschließung mit Karoline von Dacheroeden (1766–1829) im Juni 1791 in Erfurt¹ verbrachten Wilhelm von Humboldt (1767–1836) und seine junge Gattin die nächsten Monate auf dem Gut des Schwiegervaters Carl Friedrich von Dacheroeden (1732–1809) in Burgörner. Der Grund, warum das Paar zunächst hier Wohnung nahm, war einfach: Das Haus, das der Schwiegervater in Erfurt auf dem Anger angemietet hatte, konnte einen weiteren standesgemäßen Haushalt nicht mehr aufnehmen. Burgörner hingegen stand für die folgenden Monate gewissermaßen leer, da sich der Vater dort nur im Sommer aufhielt. Vermögende Kreise pflegten zur heißen Jahreszeit ihre Stadtwohnung nicht zuletzt auch wegen mäßiger hygienischer Verhältnisse zu verlassen und einen Landaufenthalt zu nehmen.² Im Winter hingegen lebte die Familie in der Stadt, also in Erfurt, das ein reiches kulturelles Leben bot. Außerdem musste Carl Friedrich von Dacheroeden seiner Verwaltungsaufgabe als Direktor der Erfurter „Akademie gemeinnütziger Wissenschaften“ nachkommen, die überwiegend im Winter ihre Beratungen durchführte.

Die Frischvermählten leben sich in ihrem neuen Domizil rasch ein. „Le charmant et délicieux Bourgoerner“ ist zudem der Lieblingsaufenthalt Karolines: Schon in ihrem Brief vom 9. August 1784 legt sie dem Bruder die Gründe dar: „1. der Garten, 2. die Pappelallee, 3. das verschönerte und allerliebste Knisterholz,

* Manuskript eines Vortrags, gehalten vom Verfasser am 21. Juni 2017 vor der Internationalen-
Novalis-Gesellschaft in Oberwiederstedt.

1 Hierzu der Beitrag des Verfassers: *Die Hochzeit von Karoline und Wilhelm von Humboldt*, in: *Beiträge zur Humboldt'schen Familienchronik, Literatur und deutschen Sprache*. Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V., Bd. 28, Oktober 2011, S. 59–74. Ferner sei verwiesen auf den Aufsatz von Ulrike Moheit: „Eine Pracht, eine Größe, eine Schönheit überall.“ *Burgörner im Spiegel der Briefe von Caroline und Wilhelm von Humboldt*, in: *Zwischen Zettelkasten und Internet. Ein Feststrauß für Susanne Koppel zum 31. Oktober 2005*, hrsg. von Meinhard Knigge, Eutin 2005, S. 125–140. Der Beitrag von Ulrike Moheit ist chronologisch angelegt und bezieht sich nur auf den Briefwechsel von Karoline und Wilhelm.

2 So wohnten auch beide Generationen der Familie von Humboldt im Sommer auf Schloss Tegel, im Winter aber in Berlin.

4. *meine aparte Schlafstube ...*, 5. *die angenehme Nachbarschaft und endlich 6. die Reisen nach Magdeburg und Dieskau, welche mich vorzüglich interessieren.*⁴³

Nach und nach wird die innere Einrichtung vervollständigt, zusätzliche Möbel werden aus Berlin geliefert oder von dem gemeinsamen Freund Carl von La Roche (1766–1839), in Halle Betriebsleiter der dortigen Saline, besorgt. Aus Berlin kommt ein Windspiel aus dem Stamme der Hunde Friedrichs d. Gr. (1740–1786). Der Organist Johann Christian Kittel (1732–1809), ein Schüler von Johann Sebastian Bach (1685–1750), bringt aus Erfurt ein Klavier, das gestimmt wird und für musikalische Unterhaltung sorgt, und veranstaltet zudem ein Vorspiel auf der Orgel in der Kirche des nahen Hettstedt. Bei gutem Wetter unterhält man sich mit Gästen draußen vor dem Haus oder im Park. – Einzig Wilhelm sitzt zumeist über seinen Büchern und gibt sich der geistigen Arbeit hin.

Im Haushalt Dacheroeden legt man Wert auf gutes Essen. Der Koch in Erfurt scheint sein Fach zu verstehen; er wird von Karoline immer wieder um besondere Rezepte angegangen.⁴ Wenn Gäste kommen, Bergbeamte, Beamte der nachbarlichen Verwaltungen, der Ortspfarrer, wird sehr üppig aufgetragen.⁵ Wilhelm beweist einen ausgesuchten Geschmack: Er trinkt Wein, niemals Bier, und das Salatöl aus Hettstedt schmeckt ihm abscheulich. Schließlich besorgt der Oberbergrat Carl Friedrich Bückling (1756–1812)⁶ Speiseöl aus Gnadau. Das Fleisch in der Herbst- und Winterszeit, der Zeit der großen Braten, wird zumeist von den Bergbeamten mitgebracht, wenn sie zu Besuch kommen. Denn das Gut Burgörner verfügt nicht über Waldbesitz.

Karoline bringt zum ersten Mal die kalte Jahreszeit in Burgörner zu und stellt fest, dass das Klima dort so abscheulich gar nicht ist; auch der Winter hat seine Schönheiten. Einzig die vielen Bettler, die mit zunehmendem Winter in das Haus dringen, erweisen sich als lästig. Die Haustür kann nicht abgeschlossen werden, weil die Küche, die häufig vom Personal aufgesucht werden muss, in einem separaten Wirtschaftsgebäude liegt. Am 3. November fällt entsetzlicher

3 Es wird im Folgenden auf die von Maximilian Letzsch erstellten, auszugsweisen Abschriften der frühen Briefe von Karoline an ihren Bruder Ernst Ludwig Wilhelm (1764–1806) zurückgegriffen, die im Archiv Tegel erhalten sind. Die ursprüngliche Rechtschreibung ist dem heutigen Gebrauch angepasst.

4 In der Bibliothek Dacheroeden befand sich eine ziemliche Anzahl von Kochbüchern, insbesondere der feinen Küche.

5 Charlotte von Lengefeld (1766–1826), verheiratet mit Friedrich Schiller (1759–1805), hat in ihren Briefen mehrfach geklagt, dass sie die im Hause Dacheroeden üblichen deftigen Mahlzeiten nicht vertragen könne.

6 Unter seiner Leitung war die im Burgörner Revier eingesetzte erste Dampfmaschine in Preußen gebaut worden, wozu er sich auf Befehl von Friedrich d. Gr. zweimal in England aufgehalten und dort, gewissermaßen als Industriespionage, die Konstruktionsweise studiert hatte. Die Maschine direkt zu kaufen, war dem König zu teuer gewesen.

Schnee, „*und du glaubst nicht*“ – so Karoline an den Bruder – „*wie wunderbar die ganze Gegend dadurch aussieht, vor allem aber der Kirchberg mit der alten Ruine erscheint einzig schön.*“

Das Weihnachtsfest hält für Karoline eine besondere Überraschung bereit, wie sie im letzten Brief dieses Jahres am 30. Dezember berichtet. Es gibt ein Weihnachtsgeschenk: Wilhelm überreicht ihr einen Kasten und eine Milchkanne mit Zuckerdose aus weißem Porzellan. Die Schwiegermutter hat ihr exquisites Marzipan und köstlichen Pflasterkuchen geschickt, Wilhelm bekommt von seiner Mutter 10 Louis d'or⁷ geschenkt, „*die auch nicht zu verachten sind.*“ – Geschenke zu Weihnachten waren bei den Dacherodens bisher fremd: „*Dass man uns nie was zu Weihnachten gegeben hat, finde ich sehr unbillig und kann ich mich noch nicht darüber trösten.*“⁸

2. Baumaßnahmen in Burgörner

An dem Schloss in Burgörner, zu Beginn des 18. Jahrhunderts von Karolines Urgroßvater Friedrich Wilhelm von Posadowsky (1672–1730) erbaut, sind Reparaturen bzw. Sanierungen fällig.⁹ So werden 1794 umfassende und auch kostenträchtige Baumaßnahmen begonnen, die sich in die Folgejahre hinziehen. Zunächst wird das untere Stockwerk renoviert, dessen Scheidewände verstockt und verfault sind. Das gesamte Haus bekommt neue Fenster eingebaut, es erfolgt ein Außenanstrich in grauer Farbe, Treppen, Türen und Fensterladen in Weiß. Eine Anzahl alter Möbel, die noch die Plünderungen des Siebenjährigen Krieges überstanden haben, werden an die Einwohner des Ortes verschenkt; neues Mobiliar wird angeschafft. In einem der Räume befindet sich ein alter Schrank, in dem Carl Friedrich von Dacherodens besonders kostbare Haushaltsvorräte aufbewahrt, deren Abgabe an die Haushälterin er sorgfältig kontrolliert: ungeschnittene Leinwand, Kaffee und Zucker.¹⁰ 1796 wird der sich zum Teil um das Wohnhaus erstreckende Hofteich zugeschüttet, der den auf dieser Seite be-

7 Goldmünze, Wert schwankend. 1 Louis d'or entsprach in etwa 6 Reichstalern Silber. 6 Reichstaler lassen sich mit großer Vorsicht als Monatslohn eines Arbeiters ansehen. Das Handgeld für einen angeworbenen Soldaten belief sich auf mehrere Reichstaler. 10 Louis d'or wäre ein günstiger Preis für 1½ Arbeitspferde. Die Mutter hielt ihre Söhne gleich – sie verschenkte also insgesamt eine stattliche Summe.

8 Hieran lässt sich erkennen, dass früher die biblische Botschaft zentrales Weihnachtsereignis war. Die Weihnachts-Schenkerei ist inzwischen zum Selbstzweck geworden und hat die Bedeutung der Weihnachtsbotschaft verdrängt.

9 Zur folgenden Darstellung vgl. die Briefe von Carl Friedrich von Dacherodens, Karolines Vater, an Sophie Auguste (1737–1812), seine Schwester (Original: Schloss Tegel).

10 Erst Napoleons Kontinentalsperre (ab Ende 1806) führte zur fabrikmäßigen Produktion von Rübenzucker.

findlichen Teil des Holz-Rostes, auf den das Haus gebaut ist, durch Feuchtigkeit angegriffen hat. Außen an dem Haus lässt Karolines Vater, von der Bergbautechnik inspiriert, förderkorbähnliche Kästen anbringen, durch die eine Reinigung der Abtritte erfolgt und Gerüche innerhalb des Hauses vermieden werden. Der Garten ist noch desolat: „*Ich muss meinen Kindern auch etwas zu verbessern und anzulegen hinterlassen*“ – tröstet sich der Vater.¹¹

Mit den Handwerkern auszukommen, erweist sich als schwierig. Damit unter ihnen kein Streit entsteht, wer das vornehmere Gewerbe betreibe und Vorrang habe, kann man sie nicht gleichzeitig arbeiten lassen, sondern muss sie nacheinander bestellen, und da die Handwerker während ihrer Tätigkeit auch vom Bauherrn mit Mahlzeiten versehen werden, führt dies zu einem besonderen Kostenfaktor.

Nach dem Tode von Karolines Vater obliegt es Wilhelm, für den baulichen Zustand des Schlosses zu sorgen. Noch bevor er 1817 die Gesandtschaft in London übernimmt, überprüft er die in Burgörner durchgeführten Reparaturen. Er trifft am 24. Juli an Ort und Stelle ein. Die briefliche Ankündigung ist noch nicht dorthin gelangt, und so zeigt der alte Verwalter Heinrich Christian Dunker Erstaunen und Schrecken, denn die Stuben, in denen nicht gebaut wird, sind vollgestellt mit Möbeln aus den Zimmern, die gerade saniert werden. Doch Wilhelm berichtet mit Zufriedenheit: „*Der Bau wird sehr hübsch werden... Dunker ist jetzt mit neuen großen Plänen beschäftigt, ob er alle diese Baue überleben wird, weiß Gott. Sie greifen ihn sehr an. Es wird aber auch kein Nagel eingeschlagen, den er nicht heraus gibt und über den er nicht Buch führt.*“ (VII, 366)

Nach seiner Entlassung aus dem Staatsdienst zum 31. Dezember 1819 kann sich Wilhelm noch intensiver um die Schlossanlage kümmern. Ende März 1822 bringt er nach einem Besuch beim Herzog in Dessau einen Hofgärtner mit, der gründliche Gartenverschönerung betreibt. Allerdings zerstören die schlosseigenen Gänse und Puten sofort die neuen Anpflanzungen. Deshalb werden sie vorübergehend zum Vorwerk nach Siersleben „in die Verbannung“ geschickt. Die Türen im Schloss sind mit alten, aus England stammenden Beschlägen versehen, diese haben runde Klinken, also Knäufe, und können vor- und rückwärts gedreht werden. Die neuen von Wilhelm aus Berlin mitgebrachten Schösser verfügen über diese Technik nicht, und ihr Einbau erweist sich als schwierig. Das Wegemachen, Planieren und Aufräumen der Schlossanlage verursacht hohe

11 Beim Besuch des Vaters 1804 auf dem Wege von Rom über Erfurt nach Paris schreibt Karoline am 20.05. an Wilhelm: „*Der Platz vor dem Haus ist immer noch so unaufgeräumt wie vor zwölf Jahren. Die unteren Zimmer stocken wegen der Feuchtigkeit, die Schwellen faulen. Papa baut den Schafstall und wird nie mit dem Bauen fertig werden.*“ (II, 174) In: *Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen. Zweiter Band: Von der Vermählung bis zu Humboldts Scheiden aus Rom 1791 bis 1808*, Berlin 1907. – Seitenverweise auf diesen insgesamt 7 Bände umfassenden allgemein bekannten Briefwechsel erfolgen fortlaufend im Text durch Kurzangabe von Band und Seitenzahl.

zusätzliche Kosten. Die ursprünglich eingeplanten 50 Taler haben sich schnell vervierfacht. Den Preis für die als Fleischgericht vorgesetzten Hühner schrauben die Händler innerhalb kurzer Zeit von 6 auf 10 Silbergroschen hinauf. Nachdem aber Wilhelm verlauten lässt, er habe sich das Hühnerfleisch leid gegessen, fällt der Preis auf 7 Silbergroschen zurück. In der Nacht zum 16. April 1822 träumt Wilhelm, ein Gespräch mit dem Staatskanzler Karl August Fürst von Hardenberg (1750–1822) zu haben – ein Hinweis darauf, dass ihn die vergangenen politischen Vorgänge immer noch sehr beschäftigen. (VII, 100ff.)

Schließlich bringen die Verschönerungsarbeiten doch Erfolge: Wie schon im Jahr zuvor, kommen im Sommer der Erfurter Regierungspräsident Friedrich von Motz (1775–1830) – 1824 Oberpräsident in Magdeburg – mit Tochter, Wilhelms früherer Hauslehrer und nunmehriger Geheimer Ober-Regierungsrat Gottlob Johann Christian Kunth (1757–1829) mit Sohn, schließlich auch der Reformler Heinrich Friedrich Karl Reichsfreiherr vom und zum Stein (1757–1831) mit seinen beiden Töchtern zu Besuch und bestaunen die prächtig erneuerte Schlossanlage.¹²

3. Wilhelm nimmt Burgörner in Besitz

Nachdem Wilhelm von Humboldt, inzwischen Sektionschef für Kultus und Unterricht, in Königsberg, wohin sich 1807 der preußische Hof und die Regierung geflüchtet haben, die Nachricht erhalten hat, dass am 20. November 1809 der Schwiegervater verstorben ist, bricht er unverzüglich zu den Gütern auf, die die noch in Rom weilende Karoline geerbt hat: Burgörner, Auleben und Thalebra (III, 288f.). Am 16.12.1809 berichtet Wilhelm von Burgörner aus an Karoline: *„Es ist nichts so amüſant, liebe Li, als Besitz zu nehmen und auf Deinen Domänen zu leben. ... Wenn Du nur selbst hier wärest. Es ist freilich hübsch in Rom, aber heute ist es hier un-leugbar amüſanter. Eine Pracht, eine Größe, eine Schönheit überall, eine Submissi-on der Vasallen¹³, dass ich mich gar nicht zu lassen weiß. Ich verspreche lauter Gna-de in Deinem Namen, versichere, dass Du alle mit Huld behandeln wirst und mache Dir wirklich einen sehr schönen Namen. ... Burgörner bleibt doch immer der Ort, wo mir mein Glück zuerst erschienen ist. Es ist kein Schritt hier, der nicht eine süße Erinnerung bezeichete. ... Ich habe mit inniger Rührung und süßer Wehmut Deiner gedacht, als ich heute früh zwischen dem Küsterholz und dem Kirchberg herunter-fuhr, und Dir so recht in tiefer, schweigender Seele für allen Glanz und alles Glück gedankt, was Du über mich gebracht hast.“* (III, 196) Über den Empfang in Aule-

12 Im Oktober/November 1822 weilt Wilhelm abermals vier Wochen in Burgörner und regelt Pacht-verhältnisse.

13 Gemeint sind hier die gutsabhängigen Dorfbewohner, s. auch unten: Untertanen.

ben heißt es in dem vier Tage später von Thalebra abgeschickten Brief: „*In Auleben empfangen uns die Vasallen; Kleemann¹⁴ mit seiner jungen Frau in aller Demut am Wagen und ich wohnte wieder in den Stuben, wo wir den Winter durchlebt haben¹⁵. – Es war sehr schönes Wetter den Abend, der Kyffhäuser und die Rothenburg, hinter der die Sonne unterging, waren wirklich sehr hübsch.*“¹⁶ (III, 299) Karoline empfängt beide Briefe am 12. Januar 1810 in Rom und antwortet sogleich: „*Also ist es so amüsant, unter den Vasallen herumzureisen und Gnaden auszuteilen? Ach, wie bist Du lieb und immer, immer so hübsch aufgelegt. ... Ich bewundere Dich wirklich und bin mit allem zufrieden, was Du machst.*“ (III, S. 315)

Im Spätsommer 1810 reist Wilhelm abermals zu den Gütern, um diesmal mit den Lehnsherren die Lehnverhältnisse zu regeln. Es ist die Zeit zwischen der Beendigung seiner Aufgaben als Sektionschef Ende April und der Ernennung zum Gesandten in Wien, wo er im September den Dienst antritt: „*Ich kann Dir nicht sagen, wie still und glücklich ich mich in Burgörner und Auleben gefühlt habe. Die Einsamkeit und die freie Natur taten mir unglaublich wohl. Dann so viele süße und tiefe Erinnerungen!*“ (III, 461f.)

4. Wilhelm und die Untertanen

Als Gutsherrin kommen auf Karoline Bitten und Forderungen der Untertanen zu. Als sie im Frühjahr 1816 Burgörner visitiert, tragen diese wirtschaftliche Schwierigkeiten vor: Die Bauern des zu Burgörner gehörenden Vorwerks Siersleben bitten um Erlass des Zehnten. Sodann: Der Amtmann Weihe, seit 1784 Pächter des Dacheroeden'schen Amtes Burgörner, der zunächst eine verantwortungsbewusste Amtsführung zeigte, hat in den wirtschaftlich schwierigen letzten Jahren den abhängigen Bauern nicht nur Abgaben gestundet, sondern ihnen aus eigener Tasche Hilfszahlungen zukommen lassen. Nunmehr versucht er, die Bauern zu enteignen. Er beginnt, die geliehenen Summen zurück zu fordern, die sich inzwischen jedoch höher belaufen, als die Bauern jetzt an einem Stück zurückzahlen können. „*Da dies mir aber aus den Untertanen in Burgörner eine Horde Bettler macht, so glaube ich, dass man es steuern muss ... Etwas Geld wird es uns kosten, allein ich glaube, Du bist derselben Meinung ...*“ (V, 251f.)

14 Wilhelm Ernst Gottfried Kleemann, Pächter in Auleben.

15 Gemeint ist der Winter 1792/93.

16 In Thalebra vergleicht sich Wilhelm mit Friedrich Ludwig August Carl von Dachröden (1779–?) aus der jüngeren Linie Westgreußen: Zwei der drei Teilgüter in Thalebra waren reine Mann-Lehngüter. Karoline konnte sie folglich nicht erben, sie mussten nach Lehnfolgerecht an die Linie Westgreußen fallen. Wilhelm kauft dem Lehnsvetter die Rechte ab, obwohl sich andeutet, dass mit zu erwartender Übernahme der napoleonischen Gesetzgebung das Ende des Lehnswesens kommen dürfte, was auch ein Jahr später eintrat. (vgl. III, 292, 299f.)

Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Bauern dauern fort. Diese zeigen allerdings auch Dankbarkeit, Zeichen eines doch recht guten Verhältnisses zwischen der Gutsherren-Familie und den Abhängigen. Im Juli 1817 – Wilhelm will vor der Übernahme der Londoner Gesandtschaft in Burgörner lediglich die inzwischen vorgenommenen Renovierungen überprüfen – berichtet er an Karoline: „*Wie ich diese Besichtigung vollendet hatte, sehe ich aus dem Fenster, dass unten eine Volksversammlung von lauter Weibern und Mädchen war. Sie wollten sich wegen der erlassenen Frondienste bedanken. Ich habe mich hinunterbegeben, bin mit vieler Kunst in dem Angesicht der versammelten Menge, da die Treppe vor dem Hause abgebrochen ist, auf dem Brett, das man gelegt hatte, herunterdefliert und habe das Volk haranguiert*¹⁷. *Ich habe von der Teuerung, dem Scharlachfieber und vorzüglich viel von Deiner Huld und Milde, alles sehr rührend, gesprochen.*“ Wilhelm vergisst allerdings auch die Vorsicht nicht. Er lässt protokollieren und von den Wortführerinnen unterschreiben, „... *dass Du ihnen bloß aus Güte die Dienste beim Bau diesmal erlassen hast, und dass sie übrigens [künftig wieder] jedesmal leisten wollen.*“ (V, 366f.)

5. Besucher in Burgörner

Burgörner ist infolge guter Straßen- und Postverbindungen eng an die größeren Zentren Magdeburg, Halle, Erfurt und Nordhausen angebunden; Zeitungen lassen sich leicht beschaffen. Außerdem wird die Gewohnheit von Karolines Vater beibehalten, durchreisende Personen zu Tisch zu bitten, um von ihnen Nachrichten über aktuelle und bedeutende Ereignisse in Politik und Gesellschaft zu erfahren.¹⁸ Wilhelm befindet sich wie sein Schwiegervater immer auf dem neuesten Informationsstand. Seine Gesellschaft wird auch durchaus von den höchsten Kreisen der Region in Anspruch genommen. Eine Estaffette¹⁹ des Großherzogs von Weimar, die am 24. April 1824 eintrifft, bringt Unruhe. Dieser plant, dem Herzog in Dessau einen Besuch abzustatten und auf dem Wege dorthin in Halle zu übernachten. Humboldt möge sich nach Halle begeben und gemeinsam mit ihm den Abend verbringen (VII, 112f.) – dem Wunsch der königlichen Hoheit²⁰, ihm die Langeweile zu vertreiben, kann sich Wilhelm nicht verschließen.

17 harangieren: Eine langatmige Rede halten.

18 Äußerungen Wilhelms, dass man in Burgörner – oder wo er sich gerade aufhält – in Abgeschiedenheit lebe, sind Zeichen seiner augenscheinlich mit Bedacht eingesetzten Mittel der Untertreibung, Verharmlosung oder Ablenkung.

19 Eilzustellung durch Postreiter.

20 Großherzöge führten den Titel: Königliche Hoheit. Sie rangierten allerdings nach den Prinzen aus Königshäusern.

Zu den adeligen Nachbarn zählt die Familie von Hardenberg in Oberwiederstedt. Von den Brüdern Hardenberg, unter denen der damals schon verstorbene Georg Philipp Friedrich (1772–1801) – eben Novalis – der berühmteste ist, lebt 1822 nur noch Georg Anton von Hardenberg (1780–1825)²¹. In seinem Brief vom 11. November 1822 an Karoline berichtet Wilhelm: *„Mit von Hardenberg habe ich heute ziemlich den ganzen Tag allein zugebracht, und neulich war er fast den ganzen Abend bei mir. Wir haben also sehr viel gesprochen, und es hat mich doch nicht ohne Interesse gelassen. Ich habe erst jetzt eine rechte Idee von seinem Wesen und Empfindungen. Er ist doch eigentlich sehr konsequent und hat auch eine viel mehr innerliche Natur, als man oft denkt, so dass es einem begreiflicher wird, dass er und Novalis haben Brüder sein können. Die Grundlage seines ganzen Wesens ist unstreitig, wenigstens jetzt, die katholische Religion und die bestimmte Idee, die überall durchleuchtet, dass er am Rande des Grabes steht. Diese veredelt nun schon an sich den Menschen und setzt ihn aber über das bloß Irdische hinweg, und das ist auch in ihm sichtbar. Dabei fühlt er sehr tief das Unglück, alle seine Brüder verloren zu haben, und kommt sich ganz verlassen vor. Über die Stände hat er die feste Idee, dass sie ganz unmöglich sind, da es keine Kirche mehr gibt.²² Darin liegt für ihn überhaupt der Kern alles Unheils. Wo sich das Weltliche allein bloß berührt, da kann kein Segen sein. Dass sich die Regenten populärer machen, mit anderen Menschen umgehen, ist ihm ein Greul. Sie sollten suchen, wie Gott zu regieren, womöglich ganz unsichtbar. Man kann nichts mit ihm berühren, wo dieses Vermissten katholischer Einrichtungen immer wieder vorkommt. Er sagt eigentlich mit dünnen Worten, dass er kein anderes Geschäft auf Erden zu haben glaube, als für das Heil seiner Seele zu sorgen. Er scheint sehr gern mit mir zu sein, vermutlich weil er sieht, dass ich ihm aufmerksam zuhöre und in seine Ideen eingehe.“* (VII, 123f.)

6. Erinnerungen an Burgörner

Für Karoline besitzt Burgörner einen hohen Erinnerungswert. Im August 1820 beschreibt sie in einem Brief an den befreundeten Schriftsteller Karl Jakob Alexander Edler von Rennekampff (1783–1854), sie verbringe in Burgörner, *„umgeben von vielen älteren Verwandten und Nachbarn in süßen Erinnerungen meiner Kinder- und Jugendjahre“*, einen mehrwöchigen Aufenthalt: *„Das*

²¹ Landrat 1816–1819; er trat zum Katholizismus über. Die Eltern und auch Novalis waren streng pietistisch.

²² Im mittelalterlichen Personenverhältnis bildete die Kirche, insbesondere die höhere und hohe Geistlichkeit, einen eigenen Stand, der sich in seinen Rechten von dem Adel, der ebenfalls einen Stand bildete, unterschied. Im Gefolge der politisch-gesellschaftlichen Veränderungen Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts verlor die Kirche ihre Qualität als Stand.

Wohnhaus, das nach unsrer ländlichen Sitte schön und geräumig ist und das mein Eltervater²³ erbaut hat, als er vor 100 Jahren aus Italien kam, ist während unsrer letzten Abwesenheit im Jahre 1818 repariert und die obere Etage ausgebaut, gedielt und in wohnlichen Zustand gesetzt worden. Meine Anpflanzungen fand ich gewachsen und einen Berg²⁴, der wenige Schritte vor dem Gute liegt und den ich immer kahl gekannt habe, grün und im Zug anzuwachsen. Die alten Linden vor dem Hause rauschten noch, wie, da ich blutjung war, und die wenigste Veränderung war an den alten Bäumen zu spüren. Sie kennen gewiss die Wehmut, die einen übernimmt, wenn man nach langer Entfernung die Gegenstände wieder sieht, die einen in der Kindheit und im ersten eigentlichen Erwachen des Lebens umgaben. Wenn nun gar ein geliebter Vater fehlt, der ziemlich alles noch so eingerichtet hat, wie es jetzt ist, so steigt diese Wehmut und wird wie ein dauerndes Gefühl, das neben allem anderen besteht, eine Art Element, in dem man lebt und webt.“²⁵

Bei Wilhelm, der Landschaften, deren Erscheinungsbild ihm ins Auge fallen, mit Sorgfalt und Realitätsnähe zu beschreiben pflegt,²⁶ verbindet sich die Schönheit der Gegend um Burgörner mit der Erinnerung an die gemeinsamen ersten Liebes- und Ehejahre. Den gesamten Briefwechsel durchzieht wie ein roter Faden Wilhelms Begeisterung, oft sentimental, später gar wehmütig. Im August 1810 teilt er aus Halle mit: „Übermorgen bin ich in Burgörner, auf das ich mich immer freue, weil ich es liebe, und es voll der heißesten Erinnerungen für mich ist.“ (III, 459) Zwei Jahre später, im Sommer 1812, heißt es auf der Rückreise von Burgörner in einem während eines Zwischenhaltes aus Naumburg abgeschickten Briefe: Ich „hänge am meisten am Alten, und die Laube in Burgörner bleibt mir immer wie ein Mittelpunkt der Erde, zu dem man sich immer wieder hinzieht“ (IV, 13) – in der Laube vor dem Schloss waren sich Karoline und Wilhelm 1788 zum ersten Mal begegnet. Wilhelm scheint, bevor er eine weitere Dienstreise oder ein ferner gelegenes Amt übernahm, wenn eben möglich, den Weg über Burgörner genommen zu haben. Im Juli 1815, aus Berlin kommend und nach Paris weiter reisend, schreibt er: „Burgörner, wie ich es nur erblicke, atmet mich immer mit einem Gefühle vergangenen Glücks und einer Wehmut an, die ich nicht beschreiben kann. Ich bin noch in der Nacht, wie ich die Leute fort-

23 Urgroßvater. Gemeint ist Friedrich Wilhelm von Posadowsky (1672–1730), der 1695/96 in Italien weilte.

24 Der Kirchberg; er erhebt sich etwa 400 m nordwestlich des Schlosses.

25 Stauffer, Albrecht (Hrsg.): *Karoline von Humboldt in ihren Briefen an Alexander von Rennenkampff nebst einer Charakteristik beider und einem Anhang von dems.*, Berlin 1904, S. 127 (Brief vom 28. September 1820).

26 Nicht nur Alexander, sondern auch Wilhelm beeindruckt den Leser durch seine Reisebeschreibungen.

geschickt hatte, in allen Stuben gewesen, habe den Kirchberg angesehen, wo wir so oft saßen, um über ihn die Sterne kommen zu sehen, und habe diese Stube begrüßt, wo Du als Mädchen wohntest.“ (V, 1)

Oft konzentrieren sich die Erinnerungen auf konkrete Örtlichkeiten, an denen beider Zuneigung entstand oder sich vertiefte. Anfang November 1822 heißt es: *„Nach Tisch ging ich den Weg, den Du so liebst, von der Gottesbelohnung zur Kupferkammer.²⁷ Selten habe ich Burgörner so schön gesehn. Die Sonne ging ohne ein einziges Wölkchen unter. Die glaubst überhaupt nicht, wie hübsch es hier ist.“ (VII, 119)* Ein gutes Jahr später schreibt Wilhelm: *„Ich stand sehr lange auf dem Lindenberg²⁸, und kann Dir nur sagen, wie mir immer das Herz aufgeht, wenn ich alle Tage einen Blick in die Natur machen kann.“ (VII, 200f.)* Wiederum elf Monate später, im November 1824, schildert Wilhelm: *„Ich bin gleich am Tage nach meiner Ankunft auf den Kirchberg gegangen und habe lange oben verweilt. Die falbe Sonne und die entlaubten Bäume haben doch auch einen eigenen Reiz.“ (VIII, 230)*

Insbesondere ist es die Schönheit des Kirchberges im jeweiligen Tages- oder Abendlicht, die mit seiner von alten Gräbern umgebenen Kirchenruine in Wilhelm tiefe Empfindungen hervorruft. Vor Übernahme der Gesandtschaft in London schreibt Wilhelm im August 1817: *„Ich war heute sehr lange auf dem Kirchberg, der Himmel war bedeckt, kein Lüftchen regte sich; beim Untergehen brach die Sonne durch mit rotgelbem Licht, und bald darauf regnete es, so daß ich herunter ging. Wann ich den lieben Berg wiedersehen werde? Ich schreibe Dir hier einige Strophen, die ich machte, die Du für das nehmen mußst, was sie sind, für eine wahre und innige Empfindung, die sich im Gehen zu diesen Zeilen gestaltete.“*

*Ade! Ade! Ihr lieben Fluren,
o bleibet mir getreu!
Erhaltet meiner Liebe Spuren,
in mir ja ist sie ewig neu.*

*Hier hat die Hehre, Holde
geliebet mich zum erstenmal,
die, wie mit Morgensonnengolde,
umstrahlte dies geliebte Tal.*

²⁷ Kupferhütten-Anlagen, ca. 1,5 km westlich vom Schloss: Gottesbelohnung im Süden, Kupferkammer ca. 1,5 km nördlich. Der hier beschriebene Spaziergang dürfte also wie folgt verlaufen sein: vom Schloss zur Gottesbelohnung, von dort zur Kupferkammer – bei Nachmittags- und Abendsonne mit dieser im Rücken und Blick auf den Kirchberg, von der Kupferkammer zurück zum Schloss.
²⁸ Kleine Erhebung, ca. 500 m nordwestlich vom Schloss.

*Darum von allen auf dem Erdenrunde,
vom Morgen- bis zum Abendglanz,
bleibt teuer bis zur letzten Stunde
mir dieser Hügel stiller Kranz.*

*Wohl mag die Sonn' ihm dunkler scheinen
und Nebel oftmals sie umziehen,
der Mensch auch muß oft menschlich weinen,
und Wonn' und Jugend kann nicht ewig glihen.*

*Es strahlet weit das Herrliche und Schöne
und weckt das staunende Verlangen,
doch daß die Brust sich heimisch dran gewöhne,
hält gern sie enger Kreis gefangen.*

*Was tief das Herz in Frieden wieget
und Wonne beimischt süßen Sorgen,
was ew'ger Sehnsucht immer neu genüget,
lag hier mir wie ein Schatz verborgen.*

*Oh, möcht' auch mir in kühler Erde Bette
zu ruhen hier einst sein vergönnet,
da heiliger und süßer keine Stätte
seit meiner Jugend Tagen ich genennet.*

*Besiegt dann von des Todes Schauern
lieg' ich, wie sonst ich oft gestanden,
zu schau'n vom Berge auf die teuren Mauern,
die fest mich hielten in der Liebe Banden.*

*Und so kann, wie er hat begonnen,
sich meines Daseins Kreis auch schließen,
daß, was zuerst mein Herz gewonnen,
sieht seinen letzten Abendschein verfließen.“ (VIII, 368f.)*

7. Der Gentz-Besuch

Kein einziges Ereignis in der gesamten Geschichte des Ortes Burgörner und des Schlosses ist von so weitreichender politischer und gesellschaftlicher Bedeutung wie der Besuch von Friedrich von Gentz (1764–1832) sowie der anschlie-

bend verfasste sogenannte III. Brief an den Berliner Freund und Diskussionspartner während Wilhelms Referendarzeit in Berlin.²⁹

Die Weltlage im Jahre 1791 war spannend, für viele Zeitgenossen bedrohlich. Die außen- sowie innenpolitische Lage verschärfte sich seit Herbst 1791 spürbar: die Revolution in Frankreich, die Reaktion darauf in den anderen europäischen Ländern, die restaurative Innenpolitik in Preußen, die die unter Friedrich d. Gr. begonnene Aufklärung unterlief und zurückschraubte.

Im November 1791 kommt Wilhelms Berliner Freund Friedrich Gentz zu Besuch nach Burgörner. Karoline beschreibt Gentz als einen Menschen „von vielen Kopf und erstaunender Wissenschaft.“³⁰ Gentz, ein Liebhaber und Kenner des weiblichen Geschlechts, weiß, womit er Karolines Herz gewinnen kann. Er erfreut sie mit einer Probe Berliner Konditorei- und Backkunst: mit „köstlichen Bonbons und einem unbeschreiblichen Kuchen ... darüber Zuckerguss mit Zitrone versetzt, auf diesem ein ganzes äußerst künstliches Bouquet. Alle Blumen waren nämlich von farbigen, trocken eingemachten Konfitüren, die Blätter von grünen Limonen und die Stiele von feingeschnittenen Orangenschalen.“

Wilhelm setzt mit Gentz die in Berlin begonnenen intensiven Diskussionen über die aktuelle Politik fort. Schon in Berlin hatten beide über Kants „Kritik der Urteilskraft“ und über Adam Smiths „Schrift über den Reichtum der Nationen“ diskutiert. Bis zum November hatte Wilhelm bereits in zwei Briefen an Gentz einige Grundgedanken niedergelegt. Nach den Gesprächen in Burgörner verfasst Wilhelm in den Folgewochen bis zum 9. Januar 1792 den sog. III. Brief an Gentz, der die Ur-Version der Schrift „Ideen zu einem Versuche, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen“ ausmacht. Zentrale Prinzipien in Humboldts Gedankenkonzept sind die Grenzen der Einwirkungen des Staates und die Sicherheit der Bürger. Der in dieser vor 225 Jahren – aktuell ein Jubiläumsanlass – verfassten Schrift zum Ausdruck gebrachte kritische, staatspolitische Reformgeist durchzieht das gesamte Lebenswerk von Wilhelm von Humboldt.³¹

Welche Grenzen sind dem Staat gegenüber dem Bürger aufzugeben? Welche Freiheiten hat der Staat unbedingt dem Bürger zu gewähren? Wann wird der

29 Zu den insgesamt drei Briefen: Leitzmann, Albert: *Politische Jugendbriefe Wilhelm von Humboldts an Gentz*, in: HZ 152, 1935, S. 48–89.

30 Briefe Karolines an den Bruder, Schloss Tegel; daraus die folgenden Zitate. Wissenschaft bedeutet hier: Wissen.

31 Von der Gesamtschrift, fertiggestellt wahrscheinlich im Juni 1792 in Erfurt, konnten nur einzelne Kapitel gedruckt werden. Humboldt wurde deutlich, dass die Schrift insgesamt wegen der in ihr vorgetragenen scharfen politischen Forderungen nicht durch die preußische Zensurbehörde unter Friedrich Wilhelm II. (1786–1797) – und später auch nicht – gelangen würde. Erst im Jahre 1851 konnte ein erster Gesamtdruck erfolgen; vgl. Leitzmann, Albert: *Gesammelte Schriften, Bd. I*, sowie als Reclam-Ausgabe Bd. 1991j.

Staat gefährlich, weil er den Bürger bevormundet, manipuliert, weil er beginnt, nicht mehr für den Bürger bereit zu stehen, sondern er den Bürger vereinnahmt, bedrückt, seiner Würde beraubt?

Humboldt geht von folgenden Grundannahmen aus: „*Die Menschen wollen in Gesellschaft leben. Dazu führt sie ihre Natur. In der Gesellschaft aber fühlen sie das Bedürfnis gemeinschaftlicher Führung.*“ (53)³² Das gemeinschaftliche Leben und die Ausgestaltung der gemeinschaftlichen Führung sollen durch eine Verfassung geregelt werden. Die Führung im Staat wird von der Regierung besorgt. Der Staat hat zur Erreichung dieses Zieles lediglich die entsprechenden Mittel zur Verfügung zu stellen, z. B. gut eingerichtete Schulen anzubieten und für die innere Sicherheit im Lande zu sorgen.

Eine zentrale Frage der Politik besteht darin, dass dem Staat weder zu wenig noch zu viel Gewalt in die Hand gegeben werden darf. Humboldt bezieht sich dazu auf das von Charles-Louis Montesquieu (1689–1755) entwickelte Prinzip der Gewaltenteilung. Die Menschenrechte erfordern zwar, „*dass jeder frei sei, aber schlechterdings nicht, dass jeder herrsche.*“ (57)

In der Hauptsache wichtig indessen ist für Humboldt die Erörterung einer zweiten Frage, derjenigen nach dem „*Zweck, den sich die ganze Staatsverfassung überhaupt zu erreichen vorsezt*“ (52), oder auch, auf die Exekutive als die aktive Kraft bezogen: Was verlangt man von einer Regierung überhaupt, bis wohin ist sie notwendig, wann wird sie gefährlich? Es ist gar nicht so selbstverständlich anzunehmen, dass die Regierung mit den Menschen nur Gutes im Sinne habe. – An die Stelle von Gutgläubigkeit muss unbedingt große Wachsamkeit treten.

Der Staat versteht als seinen Zweck – so Humboldt –, das physische und moralische Wohl der Nation zu besorgen, ihre „*Glückseligkeit*“. Die Allgemeinheit soll in einem gewissen glückhaften Lebens- und Bewusstseinszustand schweben, jedenfalls wähnen, dass es ihr glücklich gehe. Deshalb mischt sich der Staat ein in Ackerbau, Handwerk, Handel, Künste und Wissenschaften, und „*alles erhält Leben und Lenkung vom Staat.*“ (59) Der Staat versteht die Herstellung der „*Glückseligkeit*“³³ der Menschen als ihm allein zustehende Aufgabe. Der Staat

32 Die Seitenangaben im Text beziehen sich auf die Erstveröffentlichung des Briefes durch Albert Leitzmann in der HZ, 1935: s. Anm. 29. Eine vom Verfasser dieses Beitrages vorgenommene Neuauflage des Briefes mit einer Einleitung und zusätzlichen Anmerkungen ist in Bd. 26 (2010), S. 43–82, der Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft sowie in der Aufsatzauswahl aus den Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft zu Wilhelm von Humboldts 250. Geburtstag erschienen: *Wilhelm von Humboldt im Verständnis der Humboldt-Gesellschaft*, Roßdorf 2017, S.181–221, und außerdem über die Homepage der Humboldt-Gesellschaft einsehbar.

33 „*Glückseligkeit*“ war ein zentrales Prinzip des Aufgeklärten Absolutismus. Das Wohl und Wehe der Untertanen überhaupt ins Kalkül zu bringen, war gegenüber dem totalen Absolutismus des 17. Jahrhunderts immerhin ein gewisser philosophisch-politischer Fortschritt.

definiert, was die Untertanen glücklich macht, und setzt dazu eine „*ungeheuer künstliche Maschinerie*“ in Gang: Gesetze, Vorschriften, Behörden, Überwachungen.

Ob der glücklich zu machende Mensch dem damit zugleich geschaffenen Zwang überhaupt noch zu entrinnen vermag, diese Frage wird nicht gestellt. Sie ist nicht im Sinne staatlicher und häufig genug auch gesellschaftlicher Glückseligkeits-Vorstellungen. Doch gegen diese gilt es, sich zur Wehr zu setzen: Denn der Staat ist für den Menschen da, er ist eine ordnende Einrichtung zur Gestaltung des Zusammenlebens, aber der Mensch ist nicht dem Staat untergeordnet.³⁴ Ursprung aller Lebensgestaltung muss unter allen Umständen die Daseinskraft des Individuums sein: Von der unabänderlichen Vernunft her ist als der „*wahre Zweck des Menschen ... die höchste und proportionirliche Bildung seiner Kräfte zu Einem Ganzen*“ (59) geboten.

Ob Staat und Gesellschaft ihre Aufgaben sinnvoll erfüllen können, hängt also zu allererst von der Entwicklung der geistigen Kräfte der Individuen ab. Dazu muss sich jeder einzelne Mensch selbst entsprechend seinen Anlagen so tüchtig und selbstständig wie möglich machen, „*sich aus sich selbst*“ (62) entwickeln. Die einzige und zugleich höchste Bedingung dazu ist politische und gesellschaftliche Freiheit, dazu noch „*Mannigfaltigkeit der Situationen*“ (59), im weitesten Sinne erreicht durch Bildungsangebote. Die Grenzen dazu setzt sich der einzelne Mensch selbst, durch seine Bedürfnisse, seine Neigungen, seine Kräfte. Regelt aber die Regierung, so kann daraus nur gleichförmige Gestaltung entstehen, die Mannigfaltigkeit, „*das höchste Gut, das die Gesellschaft giebt*“ (63), geht verloren. Mischt sich die Regierung in zu Vieles ein, so entsteht ihr gegenüber der schwere Verdacht, dass sie „*aus Menschen Maschinen machen will*“, und gerade das ist „*weit von der Würde des Menschen entfernt*.“ (64)³⁵

Somit besteht der Zweck einer Verfassung nicht darin, das Glück der Menschen im Staat zu befördern, sondern – umgekehrt – zu verhindern, dass sie ihr Glück selbst nicht machen können. Jeder ist seines Glückes Schmied – aber es müssen auch Umstände herrschen, dass jedermann die Möglichkeit zum Schmieden bekommt. Deshalb ist Sicherheit für die Lebensgestaltung der Bürger erforderlich – und diese herzustellen, darin besteht die eigentliche Aufga-

34 Vgl. Carl Zuckmayers „*Hauptmann von Köpenick*“ sowie andere, das Prinzip der Menschenwürde thematisierende Literatur.

35 Diese Gedankengänge machen einmal mehr das didaktische Schul-Dilemma bewusst: Schule muss als organisatorisches Zwangs-Institut mit einem sehr hohen Grad an Gleichförmigkeit jedem einzelnen Schüler als Individuum entsprechend optimale Förderung ermöglichen. Hierzu ist entscheidend, dass den Lehrern, die die Förderung zu besorgen haben, größtmöglicher Freiraum zugebilligt wird. Das Instrument des Zentralabiturs z. B. ist im Sinne der Konzeption Humboldts äußerst schädlich.

be der Staatsverfassung. Grundsatz muss sein, dass „*der Staat sich in nichts mischen darf, als was die Sicherheit angeht*“ (68), und zwar die innere Sicherheit, die Sicherheit der Bürger gegen andere Bürger, wenn Recht streitig ist, wenn Recht verletzt ist – dann muss er auch den „Verletzer“ bestrafen. Verbrechen zuvor kommen darf der Staat nur, „*insofern hinlängliche Merkmale vorhanden wären, dass die Theilhaber sie schon beschlossen hätten.*“ (85) Mehr darf der Staat nicht, denn: Staatseinrichtungen veranlassen Übel.

Natürlich hat der Staat auch die äußere Sicherheit zu besorgen. Dazu sind die Individuen nicht in der Lage. Doch wenn nun große Unglücksfälle, Hungersnot, Überschwemmungen usw. verhütet oder abgewehrt werden müssen? Selbst hierfür setzt Humboldt nicht auf den Staat, sondern auf „*Nationalanstalten*“ (69), vertragliche Vereinigungen freier Menschen, Genossenschaften, Anstalten der Selbsthilfe.

Humboldt, auf der Suche nach der Form einer Staatseinrichtung, die möglichst wenig Schranken setzt und keinen Zwang verursachen kann, weiß, dass sein Konzept, als Utopie missverstanden, keine Realisierungschancen hat. Deshalb steckt er auch für seinem Entwurf klare Grenzen ab: Er soll „*bei allen Staatseinrichtungen als Ideal vorschweben*“ (88), nicht eine Norm bilden, sondern ein Denkmodell, eine Suchbewegung, eine Zielperspektive. Und gerade dieses Verständnis als Muster, als Entscheidungshilfe, nicht als Zwang, wohl aber als unmissverständliche Warnung vor dem Zwang, macht den unschätzbaren, überzeitlichen Wert des Humboldt'schen Entwurfes aus.

DIE ZWEITE SEITE –
Inklusive und handlungsorientierte Filmbildung
als unterstützendes Angebot in Kontexten der
Persönlichkeitsbildung für Jugendliche und junge Erwachsene*

VON JULIA JACOB

1. Die Ausgangslage
 - 1.1 Willkommenskultur – Deutschland als Einwanderungsland
 - 1.2 Der Fokus liegt auf dem Prozess und auf dem Ergebnis
 - 1.3 Anspruchsvolle Zielgruppe und hohe ästhetische Ansprüche – Innovationen sind gefragt
2. Inklusive Bildung
 - 2.1 Inklusive Filmbildung
 - 2.2 Partizipative Filmkunstprojekte als interkultureller Begegnungsraum
 - 2.3 Geschichten erzählen vom Leben eines Menschen – und das sind auch die Schwachen, Beeinträchtigten und „Fremden“
 - 2.4 Inklusion: Idee eines Prozessrahmens
 - 2.5 Persönlichkeitsfördernde, handlungsorientierte bzw. produktionsorientierte Filmbildung
 - 2.6 Gesellschaftsrelevante Stoffe
 - 2.7 Die Geschichten als Medium
 - 2.8 Das Programm „Dein Augenblick!“
 - 2.8.1 Besondere Form der Auseinandersetzung mit Konflikten
 - 2.8.2 Fachpädagogische Implikationen in der Stoffentwicklungsphase
 - 2.8.3 Sozialpädagogische Implikationen
 - 2.9 Projektarbeit: „Stadt der Hoffnung“
3. Ausblick

* Manuskript, erstellt auf der Basis ihres Vortrags am 8. Oktober 2016 in Mainz zur 104. Tagung der Humboldt-Gesellschaft durch die Autorin. Auf die filmischen Belege für den Inhalt muss hier leider verzichtet werden.

1. Die Ausgangslage

1.1 Willkommenskultur – Deutschland als Einwanderungsland

Deutschland präsentiert sich gegenwärtig mehr denn je als ein multikulturelles Land. Es ist ein Einwanderungsland geworden. Kaum jemand hätte dies noch vor sieben, acht Jahren für möglich gehalten. „Willkommenskultur“ wird als eine besondere Art des „Umgangs mit Vielfalt“ verstanden. Sie verweist auf die Art und Weise, wie irgendwie anders zugezogenen Personen begegnet wird. Es ist eine neue Haltung. Dies schließt die Ansprache und die Verhaltensweise gegenüber der ansässigen Migrationsbevölkerung mit ein. Der Versuch, Willkommenskultur in Behörden oder in Unternehmen zu verankern, äußert sich unter anderem in Maßnahmen zur Sensibilisierung des Personals im Umgang mit Vielfalt oder zur Repräsentation der Bevölkerungsvielfalt im Personalbestand. Entsprechende Schritte wurden bereits im Rahmen interkultureller und institutioneller Öffnungen oder unter dem Leitbild „Diversity Management“ diskutiert. Willkommenskultur ist demnach nicht als grundsätzlich neuer Ansatz zu verstehen, vielmehr hat der Begriff den bestehenden Forderungen neue Kraft verliehen. Er bezieht sich auf das Ziel, den Umgang mit Vielfalt in der Gesellschaft und damit die Teilnahme der gesamten Bevölkerung an der Gesellschaft zu verbessern.¹

Diese Grundhaltung ist hilfreich, um mit dem Phänomen umzugehen, dass diese Geflüchteten einem zu „fremd“ erscheinen, vielleicht sogar bedrohlich. Schließlich sind diese „Schwarzköpfe“ oder „Gespenster“² oder anders als wir „Biodutschen“. Ich nenne hier bewusst provokative Formulierungen von der „Straße“, die viele nicht selten ostdeutsche Bewohner dieses Landes benutzen.

Aktuell sind über 1 Million Muslime zugewandert. Die Mehrheit sind Jugendliche und junge Erwachsene zwischen 12-27 Jahren. Nicht alle Flüchtlinge dürfen bleiben. Wirtschaftsflüchtlinge müssen in der Regel wieder zurück in ihr Heimatland. Aber die Asylbewerber oder bereits Asylanten z. B. aus Syrien, dem Irak und Iran sind nun Teil unserer Gesellschaft. Die meisten sind muslimischen Glaubens, konservativ oder liberal oder irgendwo dazwischen.³

Und weil diese Graustufen zwischen zwei Extremen helfen würden, um Islamophobie zu bekämpfen, um dem Irrglauben zu begegnen, alle Muslime seien radikal oder heimlich daran interessiert, den Westen mit ihrem Weltbild zu unterwandern, wurde die gemeinnützige Gesellschaft „DIE ZWEITE SEITE“ gegründet.

1 Vgl. <http://www.bpb.de/apuz/172378/anmerkungen-zur-willkommenskultur>

2 Muslima mit Kopftuch, unabhängig ob Hidjab oder Burka

3 Vgl. Bundesamt für Migration und Flüchtlinge; <http://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Downloads/Infothek/Statistik/Asyl/aktuelle-zahlen-zu-asyl-juni-2017.pdf?>

Wir glauben, es ist Zeit für ein differenziertes Islamverständnis und die Akzeptanz, dass es ein wenig dauern wird, bis diese „Fremden“ hier „ankommen.“ Teil davon ist auf der einen Seite die Bewusstwerdung und Inklusion dieser Geflüchteten in die deutsche bzw. europäische Lebens- und Bildungskultur, andererseits erleben sie so konfrontativ, wie anders das Leben in einem von Laizismus geprägten Staat ist. Wenn Gott als Moralinstanz außerhalb der Menschen nicht von jedem Einwohner als Glaubenslehre anerkannt wird, ist das anders als bei ihnen zu Hause. Zu leben in einer Demokratie, die auf eine soziale Marktwirtschaft setzt und Meinungsfreiheit sowie Kritik zulässt bzw. sogar willkommen heißt, eben weil das Instrumente zur Bewahrung einer lebendigen echten Demokratie sind, müssen sie zum Teil erst lernen.

Darüber hinaus gibt es noch zahlreiche Aspekte, die nötig sind, um über die Inklusion in den Integrationsprozess zu kommen. Auch die türkische Community verhält sich im Kontext der aktuellen politischen Situation derzeit zurückhaltend und sieht sich noch stärker in der Ambivalenz zweier kultureller Identitäten. Die Frage in unseren Augen ist nur, wann ist man „türkisch-deutsch“ und nicht „deutsch-türkisch“, um es mit den Adjektiven ihrer Identitätszuschreibung auf den Punkt zu bringen. In Amerika sagt man auch nicht Amerikaner-Afro, sondern Afro-Amerikaner. Es gibt viel zu denken, wenn man sich mit dem Thema Inklusion und Integration beschäftigt.

Und das möchten wir gemeinsam an der Schnittstelle von Sozialarbeit und Filmkunst tun. Wir eröffnen einen Raum für die Auseinandersetzung mit vielfältigen, individuellen Perspektiven und ihrer Umwelt. Das soll jenseits der so oft auf Herkunft reduzierenden, alltäglichen Vorurteile möglich werden.

1.2 Der Fokus liegt auf dem Prozess und auf dem Ergebnis

In medienpädagogischen Projekten bzw. sozialen Filmprojekten steht üblicherweise der Prozess im Vordergrund und nicht das Ergebnis – was macht DIE ZWEITE SEITE anders?

Prozessorientierung in sozialpädagogischen Handlungsfeldern ist Konsens, denn schließlich ist man geneigt, den Teilnehmern solcher Projekte in ihrer Persönlichkeitsbildung eine Hilfe zu sein, sie auf die Zeit nach der Schule oder im Umgang mit sozialen Schwierigkeiten vorzubereiten und behilflich zu sein. Das Feld der konventionellen sozialen Dienstleistungen ist abgesteckt; das Gebiet riesig.

Traditionelle Filmherstellung richtet sich dagegen bisher fast ausschließlich auf Effizienz aus. Am Ende der Produktion liegt ein Produkt vor, das einen Gewinn erzielen soll. Um Marge zu erzeugen, werden vom Produzenten diverse übliche Vorgehensweisen praktiziert. Das Soziale spielt überhaupt keine Rolle. Es wird beinahe übersehen. Das wird deutlich, wenn man Teil einer Profi-

produktion war. Die Hierarchie ist dem Militär ähnlich, die Atmosphäre angespannt, der Stress und Zeitdruck für meistens ca. 6 Monate bis zu einem Jahr kontinuierlich extrem hoch. Jeder hat in seiner sozialen Rolle bzw. in seiner Funktion dem Auftrag der Fertigstellung der Dreharbeiten im Rahmen des Budgets zu dienen, und persönliche Belange bleiben außen vor. Nur keine Schwäche zeigen, sonst fliegt man raus. Schließlich muss das Schiff den Hafen ansteuern, egal ob mit oder ohne komplettes Team. Es muss dort anlegen und weiterverkauft werden. Da spielen die Personen, die Mannschaft, die das überhaupt ermöglicht haben, in keiner Weise eine Rolle. Es geht um das Schiff, den Film als Produkt. Der Mensch ist egal.

Diesen Erfahrungen will die Unternehmung DIE ZWEITE SEITE Rechnung tragen und ein Kontrastprogramm bieten. Dafür steht auch der Name. Einerseits, um dieser viel zu oft nicht beachteten sozialen Dimension im gesamten mehrjährigen Filmherstellungsprozess – von der Idee bis zur Uraufführung im Kino – eine innovative Arbeitskultur entgegenzustellen. Denn diese wird in der kommerziellen Filmherstellung nicht beachtet, wie zuvor beschrieben. Andererseits werden trotzdem in unseren gemeinwohlorientierten Projekten auch verkaufbare Produkte hergestellt, aber nicht ausschließlich. Genau das ist das Besondere. Und dass wir mit Filmschaffenden arbeiten, die bereits erfolgreiche Filme produziert haben, könnte im besten Fall eine Garantie für ein gutes Produkt sein.

In der Regel ermöglichen erfahrene Medienpädagogen den unerfahrenen Projektteilnehmern einen Zugang zum Medium Film bzw. Video. Daraus ergibt sich ein eigener Bereich der Medienpädagogik. In der Regel werden keine Film herausgebracht, die zum Beispiel auf Filmfestivals platziert werden können oder sogar einen Kinoverleihpartner finden, geschweige denn einen Sender. Bei uns gibt es Regisseure, die Filmkunst beherrschen, und gleichzeitig steht der soziale Prozess im Vordergrund. Und den kann man nur in einer Projektkultur schützen, die frei von Effizienzdenken ist. Die Teilnehmer des Projekts stehen im Mittelpunkt neben der Ästhetik des fertigen Produkts „Film“ – quasi auf der gleichen Ebene.

Schlussendlich steht der Name DIE ZWEITE SEITE auch für die zweite Seite eines Drehbuchs. Auf dieser Seite geht es mit der Geschichte los, die Handlung beginnt. Aber nicht nur die erste dramatische Situation wird hier für die Figur und damit auch für den sich im besten Fall mit ihm identifizierenden Leser eröffnet, sondern bei uns fängt auch die „Reise“ der Teilnehmer in unseren Projekten an. Der Entwicklungsprozess beginnt im Spiegel des Entwicklungsprozesses der Filmfigur. Darauf gehe ich in Abschnitt 2.8.1. genauer ein.

1.3 Anspruchsvolle Zielgruppe und hohe ästhetischen Ansprüche – Innovationen sind gefragt

Die Maiausgabe des „Cicero“ – Magazin für Politische Kultur – zeigt auf ihrem Cover Wilhelm von Humboldt als liberalen Rebellen und fragt, warum er so aktuell ist. Die Antwort, die der Germanist und Publizist Manfred Geier dazu gibt, lautet: *„Der humboldtsche Bildungsbegriff besitzt eine starke biologische Dimension. Gebildet zu werden heißt, die Energie zu entwickeln, um bestimmte Ziele zu erreichen.“*⁴ Ich würde dem insofern widersprechen, als dass ich behaupte, die soziale Dimension ist ebenso wichtig. Diese „biologische“ Energie bzw. Kraft, die man aufbringen muss, um seinem Ziel näher zu kommen, um den Weg zu gehen, der in der Regel immer Hindernisse bereithält, ist nur abrufbar, wenn man von einer Motivation gepackt, der vitale Antrieb vorhanden, eine gewisse Leidenschaft ausgeprägt ist, Fleiß einen Wert darstellt und die Fähigkeit zur Antizipation existiert. Denn nicht selten kommt man an den Punkt der Verzweigung, möchte aufgeben und alles „hinschmeißen“. Die Jugendlichen, besonders aus den bildungsfernen Bevölkerungsschichten, haben diese Fähigkeiten aber in der Regel nicht. Es geht ihnen so, wie es den „Helden“ und „Heldinnen“ in vielen der aktuellen Filmgeschichten geht.

Und genau an dieser Überschneidung setzen wir, DIE ZWEITE SEITE, mit unserer Arbeit an. Wir stärken über diese Methode alle eben genannten Schlüsselfertigkeiten, um den Projektteilnehmern so den Rücken zu stärken und dazu beizutragen, dass sie wieder in ihren kraft- und ressourcervollen Zustand zurückfinden, denn der ist nicht selten abhandengekommen. Traumatische Erfahrungen sind bei unserer Klientel keine Ausnahme, sondern die Regel. Wenn sie allmählich in ihren ressourcervollen Zustand zurückkommen und eine gewisse Widerstandsfähigkeit bewusst steuern, ist es ihnen möglich, dass sie sich von Menschen abgrenzen, die ihnen schaden wollen, bzw. dass sie eine innere Motivation entwickeln, um dann auch entsprechende Ziele anzusteuern.

Wenn das erreicht ist, setzen wir mit der Filmarbeit und unseren eigenen hohen ästhetischen Maßstäben bei genau den gleichen hohen ästhetischen Maßstäben unserer Zielgruppe an. Das kann man ungefähr mit dem Phänomen vergleichen, das auch in einem prekären Milieu zu beobachten ist, dass ein I-phone-Besitzer der Maßstab aller Dinge wird. Deshalb muss der Film auch wirklich so aussehen wie ein richtiger Film und nicht wie ein selbstgebasteltes Video. Und das wollen wir auch. Nur mit diesem hohen Attraktor können wir diese nicht selten emotional instabile Zielgruppe überhaupt erst erreichen und halten. Da leuchten

⁴ Cicero – Magazin für politische Kultur, Mai 2017

ihre Augen! Sie wollen einfach nur bei dem Projekt dabei sein und alles lernen, was man braucht, um dann mit den Profis mithalten zu können.

Nicht selten sind unsere Teilnehmer ihrem Alter entsprechend auf der Suche nach Vorbildern, die ihnen tatsächlich entsprechen. Meistens sind es nicht die Eltern, sondern Film- oder Youtube-Stars und dann oft Personen, die sich mit Marken schmücken, die Reichtum und Exklusivität vorgaukeln. Mehr Schein als Sein wird akzeptiert. Sehr oft sind es Filmfiguren. Sehr selten sind es Menschen aus ihrem direkten sozialen Umfeld. Dem wollen wir entgegenwirken und nutzen dafür die gleichen hohen ästhetischen Ansprüche als verbindendes Element im Teambildungsprozess. Dass es eigentlich um sie – die Personen – geht, ist dann nicht mehr so in ihrem Fokus.

2. Inklusive Bildung

2.1 Inklusive Filmbildung

Die Projektteilnehmer erlangen Bildung, für die sie sich als Individuum öffnen und die auf sie angepasst ist – ohne Qualitätsdruck und damit stressfrei und in einer ernstgemeinten Arbeitsatmosphäre. D.h. die Projektkultur ist von Mitarbeitern geprägt, die sich wirklich für die Personen und ihre Lebensgeschichten interessieren. Denn wir glauben, wenn man sich als Individuum anerkannt, verstanden und respektiert fühlt, wird man sich leichter in eine Gruppe integrieren – und das, weil es ein natürlicher Trieb ist, zu einer Gemeinschaft dazugehören zu wollen. Der Mensch ist ein soziales Wesen a priori. Inklusion ist deshalb die Anerkennung von Andersartigkeit und Vielfalt. Eine körperliche, geistige oder psychische Behinderung ist dabei nur *ein* Merkmal unter vielen. Durch eine inklusive Haltung wird der Blick frei für eine individuelle Kompetenzentwicklung einer/es Jeden. Persönliche Fähigkeiten, Geschlecht, Alter oder die soziale und ethnische Herkunft sollen nicht länger als Gründe für eine Benachteiligung oder Bevorzugung dienen. Inklusion will neben der Gleichstellung von Menschen mit Behinderung deshalb auch jede andere Form von Diskriminierung abschaffen.

Inklusion wird aber auch weitreichend als Wertbasis für ein humanes Zusammenleben verstanden. Das Recht auf eine respektvolle und anerkennende Behandlung eines Jeden im alltäglichen Zusammenleben steht dabei im Vordergrund, sowohl im Privaten als auch in beruflichen Kontexten. „*Inklusive Bildung begreift sich als Pädagogik der Diversität im umfassenden Sinn.*“⁵ Dem schließen wir uns an.

5 Gerhard Mertens, *Einführung in das Thema*, Vorträge anlässlich der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft zum Rahmenthema: „*Inklusion – Wunsch, Wagnis, Wirklichkeit. Zu einer Leitkategorie im Zeichen gesellschaftlicher Diversität*“, Bonn 2015, S. 2, in Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Pädagogik, Heft 1, 2016

Inklusion ist für uns eine Gesinnung bzw. eine Haltung mit moralischer Färbung, die den Menschen willkommen heißt und niemanden von vorne herein ausschließt, außer – er vertritt verfassungsfeindliche Positionen. DIE ZWEITE SEITE entwickelt, realisiert und vertreibt nach diesem Leitbild gemeinwohlorientierte, partizipative Filmkunst- und Medienprojekte und engagiert sich für eine differenzierte, ästhetische und technische Filmbildung von der Idee bis zur Auswertung. Das Besondere: Schon die Stoff- und Projektentwicklung vollziehen sich in einer inklusiven Arbeitskultur, in der eine respektvolle und wertschätzende Atmosphäre spürbar ist, die ein vertrauensvolles Miteinander ermöglicht. Es geht uns um den Einsatz für soziale Gerechtigkeit.

Wir wollen, gemeinsam mit den professionellen Ansprechpartnern vor Ort, allen Menschen in einem konkreten Sozialraum ein Sprachrohr für ihre Belange geben und persönlich Ansprechpartner sein. Dafür bauen wir eine Plattform auf, die Basis, Dreh- und Angelpunkt für sämtlichen Filminhalt ist, der demokratisch erörtert, entwickelt und produziert wird.

Das Filmbildungsprojekt „Dein Augenblick!“ richtet sich dafür einerseits an Kinder und Jugendliche, die mit der Einwilligung ihrer Erziehungsberechtigten an der Realisierung eines Spielfilms bzw. einer Serie teilhaben, sie im Wesentlichen mitkreieren. Andererseits wendet sich das Projekt auch an die Erwachsenen, die aus ihrer Perspektive zur Realisierung dieser Filmproduktionen beitragen.

Mitmachen kann Jede/r: Inklusion heißt, sich auf vielen Wegen zu begegnen und auszutauschen, voneinander zu lernen, etwas zu bewegen und gemeinsam zu gestalten, sich miteinander zu vernetzen und Ressourcen zu entdecken. Je mehr Menschen mitmachen, desto mehr wird Inklusion sowohl vor Ort im Realen als auch im Virtuellen überregional und international lebendig.

2.2 Partizipative Filmkunstprojekte als interkultureller Begegnungsraum

Wie schon anfangs erwähnt, ist unsere heutige, sich dynamisch verändernde Gesellschaft davon geprägt, dass sie von der Begegnung unterschiedlichster Menschen lebt. Sie denken anders, glauben anders und bewältigen ihren Alltag in differenten Alltagskulturen. Ihre soziale und kulturelle Herkunft bestimmt ihre Identität, Traditionen und Ziele. Divergente Lebensläufe und Lebensentwürfe treffen aufeinander. Unsere Projekte ermöglichen Begegnungen, die dafür sorgen, dass ich mein Gegenüber mit seiner ganz eigenen Lebensgeschichte und vielfältig prägenden Einflüssen wahrnehmen kann, statt meine eigenen Annahmen bestimmen zu lassen, die vielleicht nicht hinterfragt sind.

Dafür erkunden die Teilnehmer auch eigene Vorstellungen und Kommunikationsstrukturen. Es werden sowohl Video- als auch ggf. Schauspiel- und bild-

nerische Techniken benutzt. So werden Gemeinsamkeiten und Unterschiede offensichtlich und ein Reflexionsprozess zu eigenen Handlungs- und Denkmustern angestoßen.

Das Ziel besteht darin, in einen Dialog mit den Teilnehmern im urbanen und ländlichen Raum zu treten. Und diese spezifischen transkulturellen Erfahrungen werden mit dokumentarischen, inszenierten und/oder experimentellen Stilmitteln in Form eines fertigen Films der Öffentlichkeit präsentiert.

2.3 Geschichten erzählen vom Leben eines Menschen – und das sind auch die Schwachen, Beeinträchtigten und „Fremden“

Der polnische Regisseur Kieslowski meint, wenn man die Etappe der Suche nach Vorwänden, die uns so nützlich bei der Filmrealisation seien, abschließen würde, müsse man dazu kommen, was der eigentliche Inhalt der Kunst sei, und zwar von den Ursprüngen der Welt her, nämlich das Leben eines Menschen.⁶

Und genau damit beschäftigen wir uns in der Schreibwerkstatt der Filmgeschichten. Das Leben eines Menschen ist der Kern unserer Arbeit. Es ist das Leben eines ganz bestimmten Menschen, nämlich der Filmfigur, die jeder Projektteilnehmer selbst entwickelt. Gerade deren eigene Defizite werden wertvoll, ihre schmerzvollen Erfahrungen sind das „Gold“, nach dem wir suchen. Inklusion als Anerkennung von Diversität im weitesten Sinne verdankt man nach Mertens *„dem Basiswert der Menschenwürde und damit der prinzipiellen Gleichheit und Entfaltungsfreiheit aller.“*⁷

Also entfalten wir genau diese Figuren, die Antihelden: die Schwachen, Beeinträchtigten und „Fremden“.

Uns geht es also darum, in diesen Filmprojekten migrantische Lebenswelten, spezifische kulturelle Hintergründe so genau zu entfalten, dass sich die Teilnehmer in ihrer Darstellung wiederfinden und sich somit respektiert und anerkannt fühlen. Da wir partizipativ arbeiten, wird dem schon im Entwicklungsprozess der Filmprojekte Rechnung getragen und kann ggf. im Herstellungsprozess immer noch korrigiert werden, so dass die Teilnehmer im besten Fall sagen: „Ja, genauso ist es. So sind wir, so denken wir, und so fühlen wir.“

Der gesamte Filmherstellungsprozess ist ein interkultureller Begegnungs- und Kommunikationsraum für Menschen mit unterschiedlichen Sozialisierungen, weil jeder aus einem anderen Kulturkreis kommt, und damit ist nicht nur eine ethnische Kultur gemeint, sondern am Ende sogar jedes individuelle Familiensystem, in das

⁶ Bartosz Werner, *Emotionale Führung des Rezipienten am Beispiel des Spielfilms ‚Drei Farben: Blau‘ von Krzysztof Kieslowski*, Diplomarbeit im Studiengang Regie, Hochschule für Film und Fernsehen ‚Konrad Wolf‘, Potsdam Babelsberg, September 2006

⁷ Ebd., S. 1

ein Mensch hineingeboren und erzogen wird. Es ist dabei völlig egal, mit welcher Absicht sich diese Erziehung vollzieht, denn auch unbewusst und durch Unterlassung entwickelt sich ein Mensch zu einer Person. Es formt sich sein Charakter, der anhand seiner Reaktionen in Situationen der Betroffenheit in Erscheinung tritt.

Die Gesinnung bzw. die moralische Haltung einer Person zeigt sich durch die Entscheidungen in Handlung. Genau das ist auch das Thema unseres ersten Pilotprojektes „Dein Augenblick!“. Der ‚Augenblick‘ wird hier als Scheidepunkt für einen Menschen verstanden, seinen Charakter offenzulegen, indem er eine Entscheidung trifft und entsprechend handelnd reagiert.

2.4 Inklusion: Idee eines Prozessrahmens

Filmkunst besitzt immer auch eine politische und eine soziale Dimension. Auch in den meisten Bereichen der Gegenwartskunst ist die Zunahme dieser Aspekte erkennbar: von Scripted Realty TV bis Social Games, die reale und virtuelle Welten verbinden, bis zum nach wie vor breiten Einfluss von HipHop und Rap-Musik. Hier wollen sich die Protagonisten aber in der Regel als Personen mit einer bestimmten Nationalität zeigen. In unseren Projekten ist das die Phase der Inklusion.

Die Integration ist erst dann erfolgt, wenn diese Nationalitäten keine Rolle mehr spielen. Aber in der Realität unserer Projektteilnehmer sind Nationalitäten anfänglich wichtig. Meistens lauten die ersten Fragen der Teilnehmer bezüglich neuer Bewerber: Welcher Landsmann ist das? Welche eigentliche Nationalität hat sie? Wo kommen ihre Eltern her? Welchen kulturellen Hintergrund haben er oder sie? Ist sie Kurdin, Bosnierin, Türkin, Deutsch-Türkin, Albanerin, Syrerin? Dann ist aber auch wichtig zu unterscheiden, ob er aramäischer Syrer oder muslimischer Syrer ist, ob er mit der Flüchtlingswelle nach Deutschland kam oder schon längst da war. Unter den Migranten werden die Bulgaren nicht so positiv gesehen, die Russen sind auch ganz anders, die Polen sowieso.

D.h. Unterschiedlichkeit in Bezug zu einem kulturellen Ursprung ist eine wichtige Kategorie, um schnell Identität herzustellen, und positiv konnotiert. Ein Bulgare wäre in der direkten Konfrontation nicht unbedingt schamhaft in seiner Haltung, eher stolz. Eine nationale Zugehörigkeit ermöglicht dies, auch wenn diese international durch einen kulturgeschichtlichen Kontext eher von einem negativen Image geprägt ist. Dafür kann man meistens nichts. Man war und ist in der Regel an den Ursachen nicht beteiligt.

Allgemein bedeutet Inklusion das Einbeziehen von Teilen in und zu einem Ganzen. Dahingehend verstehen wir unter Inklusion vor allem ein Konzept des menschlichen Zusammenlebens mit einer klaren Zielsetzung: Es geht darum, jedem/jeder Einzelnen die aktive Teilhabe an der Gemeinschaft zu ermögli-

chen, vorhandene Barrieren zu erkennen und zu beseitigen. Und das als Idee eines umrahmenden Prozesses, der erst dann aufhört, wenn sich Alle als Teil des Teams empfinden.

Dem liegt die Überzeugung zugrunde, dass von der Unterschiedlichkeit und Vielfalt jedes Menschen die Gemeinschaft und jede/r Einzelne gleichermaßen profitieren. Sie wollen zu einer Gruppe dazugehören. Inklusion bedeutet daher vor allem, die in einer Gemeinschaft vorhandenen Besonderheiten ihrer Individuen zu erkennen, prinzipiell wertzuschätzen und sinnvoll zu nutzen. In Begriffen wie „Diversity Management“, „Community Care“ oder „Sozialraumorientierung“ kommen dabei sowohl die grundsätzliche Wertschätzung von Vielfalt zum Ausdruck als auch das Bestreben, jedem Menschen die Chance zu eröffnen, ein gleichberechtigter Teil der Gemeinschaft zu sein oder zu werden. Inklusion wird als ein Gestaltungsprozess verstanden, der sich auf alle Bereiche der Gesellschaft erstreckt. Inklusion wird damit zu einem realisierbaren Anspruch.

2.5 Persönlichkeitsfördernde, handlungsorientierte bzw. produktionsorientierte Filmbildung

Unsere Initiative komplettiert das Spektrum der handlungs- bzw. produktionsorientierten Filmbildungsangebote in Deutschland. Das Alleinstellungsmerkmal zeigt sich einerseits in der sozialen Inszenierung des Prozesses, dem an sich schon persönlichkeitsbildende Wirkpotenziale immanent sind, und schlussendlich in den Qualitätsmaßstäben des Endproduktes.

Die Entwicklung der Filmgeschichten bietet eine Reflexionsfläche für die persönlichen Themen der Teilnehmer, die gesellschaftsrelevant sind und am Puls der Zeit. Die Herstellung des Films auf der Grundlage einer branchenüblichen Drehbuchfassung bzw. verschiedener Fassungen in Abhängigkeit von den Kriterien der Finanzierungspartner, nach marktüblichen, professionellen Standards, ist fundamental.

Der Anspruch dieser Initiative besteht weiterhin darin, den Teilnehmern einen tatsächlichen Einblick in die Vorgänge einer Filmproduktion zu geben, was auch gelingt. Sie setzen sich mit allen Bereichen einer professionellen Filmproduktion auseinander, um die Anforderungen und Aufgaben der spezifischen Berufsbilder einschätzen zu lernen und die dabei gewonnenen Erfahrungen für ihren eigenen Bildungsweg zu nutzen.

Und der muss nicht zwangsläufig darin münden, einen Filmberuf zu ergreifen. Einen Einblick in den Wirtschaftsbereich der Kultur- und Kreativwirtschaft⁸ zu

⁸ Kultur- und Kreativwirtschaft (englisch cultural industries) ist ein Wirtschaftssektor, der sich mit der Schaffung, Produktion, Verteilung und/oder medialen Verbreitung von kulturellen/kreativen Gütern und Dienstleistungen befasst.

bekommen, darum geht es erst einmal, und darum, eine gewisse Ernsthaftigkeit gegenüber dieser Branche zu entwickeln. Wir befassen uns mit einer Zukunftsbranche, die sich seit den 1980er Jahren zu einem der dynamischsten Wirtschaftszweige der Weltwirtschaft entwickelt. 2015 betrug in Deutschland ihr Beitrag zur volkswirtschaftlichen Gesamtleistung (Bruttowertschöpfung) ungefähr 65,5 Milliarden Euro (2,2 Prozent). Damit ist sie etwa gleichauf mit den Industriesektoren Automobil, Maschinenbau, Chemie, der Energieversorgung und der Finanzdienstleistungsbranche. Rund 250.000 Unternehmen mit über einer Million Erwerbstätigen sind in der Kultur- und Kreativwirtschaft tätig. Die Quote der Selbständigen ist mit 23 Prozent außergewöhnlich hoch.⁹

Die Jugendlichen setzen sich mit allen Bereichen einer professionellen Filmproduktion auseinander, um die Anforderungen und Aufgaben der spezifischen Berufsbilder einschätzen zu lernen und dabei gewonnene Erfahrungen für ihren eigenen Bildungsweg zu nutzen.

2.6 Gesellschaftsrelevante Stoffe

Unsere heutige sich dynamisch verändernde Gesellschaft lebt von der Begegnung unterschiedlichster Menschen. Sie denken anders, glauben anders und bewältigen ihren Alltag in differenten Alltagskulturen. Ihre soziale und kulturelle Herkunft bestimmt ihre Identität, Traditionen und Ziele. Divergente Lebensläufe und Lebensentwürfe treffen aufeinander.

Unsere partizipativen Filmkunst-, Filmbildungs- und Kulturprojekte ermöglichen zum einen diese Begegnungen, die dafür sorgen, dass ich mein Gegenüber mit seiner ganz eigenen Lebensgeschichte und vielfältig prägenden Einflüssen wahrnehmen kann, statt meine eigenen Annahmen bestimmen zu lassen, die in der Regel nicht hinterfragt sind. Zum anderen werden in der Schreibwerkstatt über die individuelle Figurenentwicklung Gemeinsamkeiten und Unterschiede offensichtlich und ein Reflexionsprozess zu eigenen Handlungs- und Denkmustern angestoßen.

Das Ziel besteht darin, in einen Dialog mit Menschen im urbanen Raum zu treten. Und diese spezifischen transkulturellen Erfahrungen werden mit dokumentarischen und inszenierten Stilmitteln in Form eines fertigen Films der Öffentlichkeit präsentiert. Parallel dazu entsteht für jedes Projekt ein Making-of, das die wichtigen Schritte und Erkenntnisse festhält. Das Making-of kann als unterstützendes Material bei Fortbildungen für zukünftige Projektmitarbeiter, Pädagogen, Unterstützer und Förderer etc. eingesetzt werden.

⁹ <https://www.bmwi.de/Redaktion/DE/Artikel/Branchenfokus/Wirtschaft/branchenfokus-kultur-und-kreativwirtschaft.html>

2.7 Die Geschichten als Medium

Es gibt eine Lösung für das vorübergehende Aufbrechen und Außerkraftsetzen von bestehenden Ordnungsmustern: das sind Geschichten. Und wenn man diese selbst entwickelten Geschichten dann auch noch gemeinsam hochwertig verfilmt und im Kino erlebt, kann dieser Prozess zu einem hochgradig authentischen, sozialpädagogischen bzw. therapeutischen Prozess werden. Die Filmideen werden zur Projektionsfläche für eigene Konflikte. Eigene tabuisierte Ängste können über ein Medium in ausreichender Distanz im Kontrast zu einer assoziierten Wahrnehmung empfunden werden, die in der Regel zu überbordenden emotionalen Zuständen führen würde, eben weil der Schmerz der individuellen Traumata zu stark ist. Dieser indirekte Weg der sozialpädagogisch-therapeutischen Arbeit ist interessanter für die Teilnehmer, weil sie gleichzeitig die Kulturtechnik der Kinofilmherstellung lernen, und nicht so qualvoll, weil niemand weiß, wer welchen traumatischen Aspekt in welcher Figur und zu welchem Zeitpunkt der Handlung offenbart. Es spielt auch gar keine Rolle, denn nur das künstlerische Ergebnis des Films zählt, und jeder Filmemacher nimmt genau auch nur deshalb am Projekt teil. Viele Künstler speisen ihre besten Ideen aus Erfahrungen des Unglücks, und genau das bringen wir den Teilnehmern bei. Habt Spaß, euren Schmerz loszulassen, ihn mit Filmkunst auszudrücken!

Sowohl das Schreiben als auch das Schauspieltraining ermöglichen es den Teilnehmern, sich in die Figuren ihrer Geschichten einzufühlen, und das schon in der Produktionsphase und nicht erst in der Rezeption im Kino. Dieses Empathietraining ist somit erlebnisorientiert und nachhaltig. Wer nicht daran glaubt, dass Schauspiel und Schreiben helfen, braucht vielleicht auch noch eine entsprechende Erfahrung.

2.8 Das Programm „Dein Augenblick!“

2.8.1 Besondere Form der Auseinandersetzung mit Konflikten

In „Dein Augenblick!“ wird schon in der differenzierten Stoffentwicklungsphase der Fokus auf die Persönlichkeitsentwicklung der Jugendlichen im Spiegel der Figuren gelegt. Denn die Menschen versuchen nicht selten, so zu sein wie Filmfiguren, die sie in ihrer Telerealität wahrnehmen.

Die dramaturgischen Mittel des audio-visuellen Schreibens sind dabei geeignete Hilfsmittel, um indirekt auch an inneren und äußeren Konflikten der Teilnehmer zu arbeiten. Die eigene Betroffenheit ist bei der Arbeit an Filmfiguren reduziert, denn die Modelage erfolgt an einer fiktiven Figur und nicht „an sich selbst“. Sie sind die Autoren und nicht die von ihnen entworfenen Figuren.

So ist gerade bei sensiblen Menschen eine Auseinandersetzung mit Konflikten, die sie eigentlich auch selbst betreffen, überhaupt erst möglich. Man setzt sich nicht direkt mit sich selbst auseinander, sondern indirekt mit Figuren in Filmgeschichten.

Zu Beginn beschreiben die Teilnehmer Augenblicke, die sie tief berührt haben: Momente des Glücks, aber auch der Angst, des Zorns und der Trauer. Diese Szenen werden anonymisiert und auf ihre fiktiven Filmfiguren übertragen. Die Charaktere und ihre Beziehungen werden zu Projektionsflächen für ihre eigenen Konflikte, Tabuthemen und Wünsche.

„Dein Augenblick!“ ist eine auf mehrere Jahre angelegte Filmbildungskampagne für Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene, die auf die Bereicherung einer wenig ausgebildeten Kommunikationsfähigkeit und eines unzureichenden Wissens über den Menschen als Person abzielt. Wir wollen folgender Fragestellung gerecht werden: Wie kann künstlerisch-soziale Arbeit aussehen, die tatsächlich die Jugendlichen ergreift und ihnen Erfahrungen ermöglicht, die sie charakterlich reifen lassen, sie kompetent für das Lebens machen, insbesondere im Hinblick auf das Gestalten von zwischenmenschlichen Beziehungen?

Wir, DIE ZWEITE SEITE, sind ein Zusammenschluss von Filmschaffenden, Geisteswissenschaftlern, Personen aus verschiedenen pädagogischen, sozialen und gesundheitsfördernden Berufsfeldern, aus den Verwaltungswissenschaften und dem kaufmännischen Bereich. Viele der Filmemacher, die im Namen dieser Kampagne arbeiten, sind im Filmbetrieb etabliert und wollen nun mit den ihnen bekannten Mitteln eine soziale Verantwortung übernehmen.

Wir haben ein wirkliches Interesse an den Teilnehmern und dem, was sie zu sagen haben. Alles, was sie sich für die Geschichten ausdenken oder aus ihrem eigenen Leben zur Verfügung stellen, wird verarbeitet. Nach einer freien, kreativen Phase der Stoffentwicklung bringen wir die Ideenskizzen und Fragmente in eine Struktur, vernetzen die Figuren und Handlungsabläufe und bauen eine Systematik. Wir gehen davon aus, dass Respekt und echte Anteilnahme durch unser Angebot hervorgebracht werden.

Es geht uns um echte Beziehungen. Nur durch das sich wirklich Einlassen auf einen anderen Menschen können wir unserem sozialen Streben, dem Bedarf nach menschlicher Verbindung, Rechnung tragen.

Das Filmbildungsprogramm, **Abb. 1**, besteht aus zwei Teilen: A) die Projektentwicklung (Finanzierung, Stoffentwicklung/Drehbuchentwicklung) und B) die konkrete Herstellung des Films (Filmvorproduktion, die Dreharbeiten und Filmpostproduktion).

Im Programmabschnitt A) gibt es ein regelmäßiges Angebot für die Projektteilnehmer in der Schreibwerkstatt, in der in aufeinander aufbauenden Modulen Filmgeschichten entwickelt werden. Im Programmabschnitt B) finden

Laufzeit des Herstellungsprozesses: insgesamt 24-30 Monate



Abbildung 1: Filmbildungsprogramm

projektbezogene Workshops statt, in der sich die Teilnehmer je nach Interesse weiterbilden können. Aus dem in Abb. 1 gezeigten Schaubild wird die Komplexität deutlich, aber auch die stringente Abfolge der jeweiligen Arbeitsschritte.

2.8.2 Fachpädagogische Implikationen in der Stoffentwicklungsphase

Die Teilnehmer erhalten im Projekt Wissen in den schulischen Fachbereichen Deutsch und Philosophie, Ethik bzw. Lebensgestaltungsunterricht.

Die schriftliche Erarbeitung der Projektgeschichten hilft den Schülern bzw. Projektteilnehmern beim Erlernen von Rechtschreibung, Grammatik und Ausdruck im Fach Deutsch. Die Auseinandersetzung mit den moralischen Dilemmata der Figuren bietet eine umfangreiche Beschäftigung mit Fragen der ethischen Philosophie, was den Fachbereich der Philosophie und Ethik abdeckt. Fachübergreifende Ziele sind die Fähigkeit einer differenzierten Begriffsentfaltung und das Erlernen von kritischem Denken. **Abb. 2** verdeutlicht das Ineinandergreifen der Vorgänge.

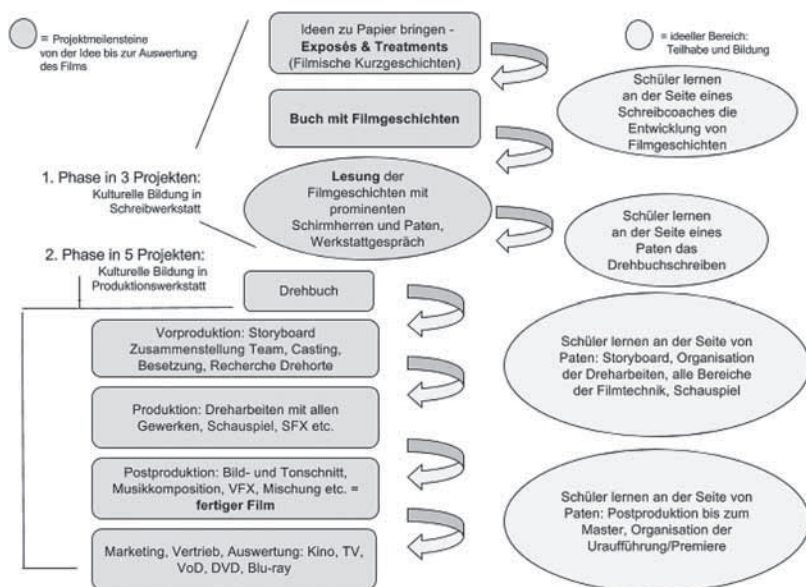


Abbildung 2: Fachpädagogische Implikationen

2.8.3 Sozialpädagogische Implikationen

Die Jugendlichen lernen im sozialpädagogischen Integrationsprozess lebenswichtige Fähigkeiten, wie z.B.. Selbstorganisation, das Übernehmen von Verantwortung und Teamgeist. All das geschieht ungezwungen und natürlich während des gesamten Herstellungsprozesses des Films von der Idee bis zur Uraufführung im Kino. Begleitend unterstützen wir unter anderem die Erlangung folgender Kompetenzen (**Abb. 3**):

- Steigerung der Gestaltungsflexibilität in Sprache, Schrift und Bild
- Sensibilisierung für Werte und Kultur
- Steigerung des Durchhaltevermögens und der Lernmotivation
- Sensibilisierung für Sorgfältigkeit im Umgang mit Arbeitsmaterialien
- Optimierung der eigenen Wirkungs- und Präsentationsfähigkeiten
- Stärkung eines souveränen Auftritts durch Improvisationsübungen
- Zugang zu verborgenen Fähigkeiten
- Sensibilisierung für gegenwärtige gesellschaftliche Anforderungen und die Erhöhung der mit diesen verbundenen charakterlichen Reifegrade

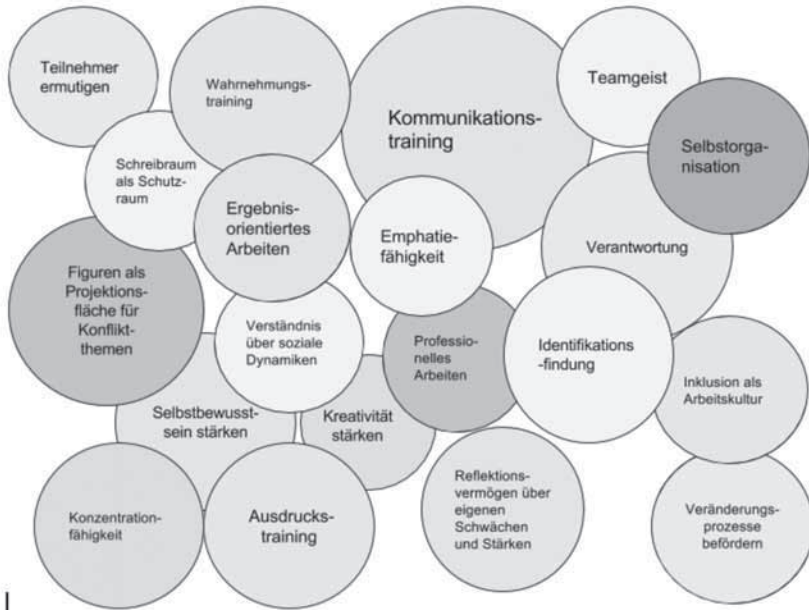


Abbildung 3: Sozialpädagogische Implikationen

Ebenso nutzen wir das Leben der Figuren als Metapher für persönliche Veränderungsprozesse in Bezug zu gewünschten Beziehungsqualitäten zu anderen Personen, **Abb. 4**. Wir wollen wissen: Welche Ereignisse hatten Einfluss auf das Leben der Figur? Glaubt sie an die wahre Liebe? Welches Ziel hat die Figur und welches Bedürfnis?

Wir möchten den Teilnehmern die Möglichkeit geben, sich selbst und andere über den künstlerischen Erfahrungsraum der Filmherstellung kennenzulernen und gemeinsam an einem Serienprojekt zu wirken.

Sozialraumentwicklung der Filmfigur/en als Metapher für persönliche Veränderungsprozesse in Bezug zu
gewünschten Beziehungsqualitäten zu anderen Personen

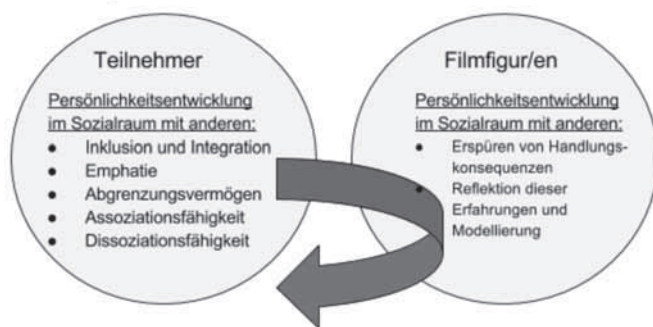


Abbildung 4: Metapher für persönliche Veränderungsprozesse

2.9 Projektarbeit: „Stadt der Hoffnung“

Folgende Einleitung des Manifestes des amerikanischen Konzeptkünstlers Lebbeus Woods hat mich zu dem Titel des aktuellen Spielfilmprojektes inspiriert:

*„Ich bin im Krieg mit meiner Zeit, mit der Geschichte, mit jeglicher Autorität,
die in festen, verängstigten Formen steckt.*

*Ich bin einer von Millionen, die nicht hineinpassen, die keine Heimat, keine
Familie, keine Doktrin, keinen festen Platz haben, den ich mein eigen nennen
könnte, keinen Anfang und kein Ende kennen.*

*Ich erkläre allen Ikonen und Endgültigkeiten, aller Geschichtsschreibung, die
mich in Ketten meiner eigenen Falschheit, meiner eigenen erbärmlichen Ängs-
te legen wollen, den Krieg. Ich kenne nur Augenblicke, und wie Augenbli-
cke erscheinende Lebenszeiten, und Formen, die mit unendlicher Kraft auftre-
ten und sich dann `in Luft auflösen´. Ich bin ein Weltenerbauer, ein sinnlicher
Mensch, der das Fleisch verehrt, die Melodie, eine Silhouette gegen den dunk-
ler werdenden Himmel. Ich kann deinen Namen nicht kennen. Noch du den
meinen.*

Morgen beginnen wir gemeinsam mit dem Bau einer Stadt.“¹⁰

¹⁰ Lebbeus Woods: *Manifesto* (1993); vgl. Julian Rosefeldt: *Programmheft zur Installation „Manifesto“*; hrsg. Kultur Ruhr GmbH, Kehrler Verlag, Heidelberg (2016), S. 20

Das Projekt „STADT DER HOFFNUNG / CITY OF HOPE (AT)“ ist ein inklusives Spielfilmprojekt (120 min.), das die Alltagsprobleme von vier Jugendlichen und ihrer Familien im Raum Münsterland erzählt. Alle vier Erzählstränge werden dort gedreht. Das Besondere ist, dass sich die Geschichten mit den Sehnsüchten und Konflikten der Figuren in dem sozialen Mikrokosmos ihrer zum Teil migran-tischen Lebenswelten beschäftigen. Über die audiovisuelle Verbindung von Innen- und Außenräumen wird ein Kaleidoskop an regionaler Gegenwartskultur privater und öffentlicher Räume, insbesondere noch zum Teil fremder Kulturen, sichtbar, wie z.B. die islamische oder aramäische Kultur. Es ist darüber hinaus ein sozia-les Filmkunst- und kulturelles Bildungsprojekt, in dem Jugendlichen und jungen Erwachsenen unterschiedlichster Nationalitäten, auch jungen Geflüchteten, an der Seite von Filmpaten die Teilhabe an einer hochqualitativen Kinofilmherstellung er-möglicht wird.

3. Ausblick

Im weiteren Verlauf unserer Arbeit hoffen wir, mit weiteren Partnern zusam-menzuarbeiten, die sich genauso wie wir fragen, was uns daran hindert, das Feld der Sozialpädagogik neu zu vermessen und, anstatt flächendeckender Progamme zur Verbesserung von Mensch und Gesellschaft, eine auf die Konkretheit in-dividueller Lebensentwürfe bezogene Vielfalt an Formen sowie Konzepten zu entwickeln und den Film als Leitmedium der Jugend pädagogisch tiefgründig zu nutzen? Schließlich wird Pädagogik, wie der Erziehungswissenschaftler Heinrich Kupffer meint, dort wirksam, wo Menschen unter unverwechselbaren Umständen mit anderen in Beziehung treten. Ihr „Raum“ ist der Raum der Per-son, ausgestattet mit all den Sehnsüchten, den Projektionen, den Hoffnungen und Ängsten, mit Konflikten, Weltbildern, Glaubenssätzen, sozialen Prägungen und prospektiven Ideen und Wünschen. Vielleicht wäre es an der Zeit, ihrer Welt den Mantel eines Geheimnisses umzuhängen, sie als eine Filmgeschichte wertvoll und sichtbar zu machen, anstatt – im Auftrag der Moderne – aus ihr alle guten und bösen Geister zu vertreiben.

Hinzu kommt, dass meistens der Alltag mit Aufgaben und Pflichten zubetoniert ist, die Freizeit nicht selten von Konsum verklebt. Die Teilnehmer können in dieser Arbeit ihre Fantasiefähigkeit ausleben und jemand Besonderes sein, ohne dass es wichtig ist, welche Marke ihre Turnschuhe haben. Weiterhin geht es darum, den Jugendlichen Erfahrungsräume zu öffnen, die in ihnen die Lust auf Bewältigung und Bewährung wecken. Auch möchten wir gemeinsam mit ihnen den Fragen nachgehen: Wie löst man in unseren Projekten pragmatisch die Rechte der Be-hinderten ein? Reicht es, wenn man sie als Filmfigur entwickelt, gemeinsam mit ihnen an diesen Charakteren schreibt, sie als Experten ihres Alltags zu ihren Er-

schaffern macht? Das ist bereits maßgeblich. Wollen wir sie auch als Darsteller besetzen? Aber wie lösen wir ihre Unerfahrenheit hinsichtlich professioneller Arbeitsweise und Unkenntnis von Schauspieltechnik?

Der erste Ansatz ist die Entwicklung einer spezifischen Herstellungsart bzw. Inszenierungsmethode während der Dreharbeiten. Vielleicht ist die hybride Form der fiktionalen Dokumentation ein geeignetes Genre? Wir könnten mit einem Skelettdrehbuch das dramaturgische Modell vorzeichnen und die Laiendarsteller – nach Etablierung der dramatischen Situation sowie der vorherigen Instruktion und Sensibilisierung der persönlichen Situation der Figur, ihres emotionalen Grundkonflikts und Zielfestlegung jeder einzelnen Szene – einfach improvisieren lassen. Man kann dann so lange drehen, bis jeder im Team (nicht nur ein Regisseur) sagt, dass die Muster gut sind. Dann hätten wir wirkliche Inklusion erreicht, denn niemand wird ausgeschlossen, weil er „unfähig“ wäre. Im Gegenteil: Das Team passt sich an diese Schwäche jedes Einzelnen an, reagiert mit Kompensationstechniken und nicht mit Ausgrenzung. Dann sind wirklich Alle Teil von etwas Gemeinsamem, von einem echten Inklusionsfilm.

Beiträge von funktionalisierten Hochtemperaturfilterwerkstoffen zur Leichtbaufertigung, Qualitätssteigerung und Recyclingfähigkeit von metallischen Produkten*

VON CHRISTOS G. ANEZIRIS, UNDINE FISCHER UND STEFFEN DUDCZIG

Dünnwandige Aluminium-Komponenten für die Mobilität, hochbelastete Sicherheitsbauteile auf Basis Stahl für den Maschinenbau, elektrisch leitfähigere Elemente auf Kupferbasis in der Energietechnik oder halbleitende Materialien aus Recycling-Prozessen auf Siliziumbasis für die Solar- und Informationstechnik stellen extreme Anforderungen hinsichtlich der im Bauteil befindlichen Verunreinigungen.

Beim Herstellungsprozess von metallischen Gusswerkstoffen befinden sich viele verschiedene Verunreinigungen in der Schmelze, die metallurgisch schwer oder gar nicht entfernt werden können. In **Abb. 1** werden typische Anforderungen an den Reinheitsgrad von unterschiedlichen Stahlsorten für Stahlprodukte nach Zhang et al. aufgelistet [1].

Stahlprodukt	Maximale Einschlussgröße
Autoblech	100 μm
Dosen	20 μm
Stahlrohre	100 μm
Kugeln für Kugellager	15 μm
Dünnbramme	Einzel-Einschluss 13 μm , Cluster 200 μm
Draht	20 μm

Abbildung 1: Typische Reinheitsgrade von Stahlqualitäten in Stahlprodukten nach [1].

Genau hier setzt der DFG-Sonderforschungsbereich 920 „Multifunktionale Filter für die Metallschmelzefiltration – ein Beitrag zu Zero Defect Materials“ (SFB 920) mit der modellunterstützten Erforschung von funktionalisierten keramischen Filterwerkstoffen und Filtersystemen sowie dem Studium und der Aufklärung von Abscheidungs- bzw. Filtrationsmechanismen zur Reinigung von metallischen Schmelzen an. Mit einer Filteroberfläche auf Basis aktiver, keramischer Beschich-

* Gekürztes Manuskript des Vortrags von Christos G. Aneziris vor den Mitgliedern des Akademischen Rates der Humboldt-Gesellschaft am 5. Mai 2017 in Caputh.

tungen (mit ähnlicher Chemie wie die der Einschlüsse) und in Kombination mit maßgeschneiderten Druckverhältnissen in den porösen Funktionshohlräumen der Filter wird angestrebt, die Abscheidung der Einschlüsse an der Filteroberfläche erheblich zu verbessern [2]. Einen weiteren Beitrag sollen reaktive Filteroberflächen leisten [3], die mit den in den Schmelzen gelösten Gasen reagieren und damit auch Gasverunreinigungen und Einschlüsse, die unterhalb der Liquidus-Temperatur der Metallschmelzen entstehen, erstmalig deutlich reduzieren, **Abb. 2**.

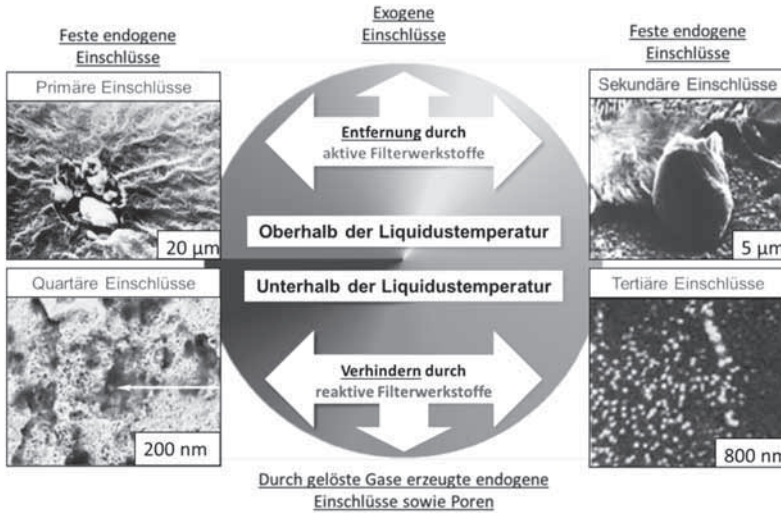


Abbildung 2: Lösungsansatz im SFB 920 zur Entfernung von exogenen und endogenen Einschlüssen oberhalb der Liquidustemperatur bzw. zur Reduzierung von endogenen Einschlüssen unterhalb der Liquidustemperatur, Bilder rechts und links aus [4].

Bei der Filtration von metallischen Schmelzen betrachtet man a) den Transport der Einschlüsse in der Metallschmelze, der von der Strömungsführung, der Größe und relativen Dichte der Einschlussteilchen, dem relativen Porendurchmesser und der Vernetzung der Filterporen abhängig ist, und b) den eigentlichen Vorgang der Abscheidung der Einschlüsse an der Filterwand. Übliche Metallschmelzefilter sind Schaumkeramikfilter definierter Porengröße sowie Porengrößenverteilung und mit einer hohen, offenen Porosität.

Die Abscheidung von nichtmetallischen Einschlüssen aus einer Metallschmelze erfordert ein erstes Eindringen der Schmelze in die Funktionshohlräume (Poren und Kanäle) des keramischen Filters. Die Metallschmelze muss eine Energie gegen den Strömungswiderstand der Pore sowie die Grenzflächenenergie zwischen

Schmelze und Filtermaterial aufbringen. Hinzu kommt der notwendige Wärmefluss für den Temperatenausgleich zwischen Schmelze und Filter. Die Summe dieser Effekte wird allgemein als Anlaufvorgang oder „Priming“ bezeichnet. Die Metallschmelzen liefern die erforderliche Filterenergie durch eine vorgesehene metallostatistische Druckhöhe und/oder eine ausreichende Schmelzeüberhitzung.

Im Rahmen des SFB 920 werden u. a. neuartige, kohlenstoffgebundene Aluminiumoxid- und Magnesiumoxid-Filter bzw. Filtersubstrate für die Stahlschmelzefiltration erforscht. Im Vergleich zu den etablierten Zirkondioxidfiltern besitzen kohlenstoffgebundene Filterwerkstoffe bzw. Filtersubstrate bessere thermomechanische Eigenschaften (Thermoschockbeständigkeit beim Angießen mit der heißen Metallschmelze und Kriechbeständigkeit bei größeren Filtergeometrien mit größeren Filtrationskapazitäten). Ein wesentlicher positiver Aspekt insbesondere bei der Herstellung von größeren Filtergeometrien ist die geringere Schwindung von ca. 1 % bei der Verkokung (bei 800 °C) im Vergleich zu den Zirkondioxidfilterkeramiken mit Schwindungen im Bereich von 8 bis 16 % bei Sintertemperaturen von ca. 1600 °C. Damit stellen kohlenstoffgebundene Schaumkeramikfilter auch den idealen Substratwerkstoff dar, der mit aktiven bzw. reaktiven Schichten beschichtet und funktionalisiert werden kann. Mit Hilfe eines später graphitisierbaren Kohlenstoffträgers auf der Basis eines synthetischen Peches und in Kombination mit gezielten temporären Additiven zur Einstellung eines strukturviskosen Fließverhaltens (Zugabe eines Polycarboxylats) sowie guter Adhäsion (Wirkung eines Ligninsulfonats) des Schlickers an Polyurethanschäumen ist es gelungen, wässrige Suspensionen zu entwickeln, die mittels der Replika-Technologie in kohlenstoffgebundene Filterwerkstoffe bzw. Filtersubstrate überführt wurden [5].

Als funktionalisierte Schichten dienen Al_2O_3 (triklin), MgAl_2O_4 (kubisch), Mullit (orthorhombisch), MgO (kubisch)-C und Al_2O_3 (triklin)-C auf Al_2O_3 -C-Filtersubstraten. Die mit den unterschiedlichen Schichten funktionalisierten Al_2O_3 -C-Filter wurden in externen Vergleichs-Gießversuchen bei der Fa. Edelstahlwerke Schmees GmbH in Pirna (Mitglied des Industriebeirates des SFB 920) mit ca. 150 kg Stahlschmelze (1623 °C, 3 min Argonspülung, nach Al-Desoxidation 5,3 ppm Sauerstoff) pro Filtervariante (jede Filtervariante wurde mit vier Filtern mehrfach in einer sternartigen Gussform eingesetzt) gleichzeitig bei 1600 °C beaufschlagt. Vor den funktionalisierten Filtern wurden mit exogenen Al_2O_3 (triklin)-Einschlüssen (0-200 μm , $d_{10} = 3,5 \mu\text{m}$, $d_{50} = 69 \mu\text{m}$, $d_{90} = 190,6 \mu\text{m}$, nur aufgetragen, nicht gesintert) kontaminierte Filterstrukturen platziert.

Durch die gezielte Einstellung der Grenzflächenspannungen an der Kontaktstelle feste Filterwand/fester Einschluss/metallische Schmelze ist es mit dem Auftragen von „aktiven“, reinen Al_2O_3 -Beschichtungen gelungen, die höchste Abscheidungseffizienz für exogene und endogene Aluminiumoxideinschlüsse speziell im Größenbereich kleiner 10 μm zu realisieren, **Abb. 3**.

MgO-C

Aluminiumoxid (Einschlüsse pro 3 cm)					Aluminiumoxid – Mullit – Spinell (AMS) (Einschlüsse pro 3 cm)		
<10 μm	10-50 μm	50-90 μm	90-130 μm	>130 μm	<10 μm	10-50 μm	50-90 μm
4	29	14	11	10	232	261	53
Summe der Einschlüsse: 68					546		

Al₂O₃-C

Aluminiumoxid (Einschlüsse pro 3 cm)					Aluminiumoxid – Mullit – Spinell (AMS) (Einschlüsse pro 3 cm)		
<10 μm	10-50 μm	50-90 μm	90-130 μm	>130 μm	<10 μm	10-50 μm	50-90 μm
659	523	40	10	8	293	289	6
Summe der Einschlüsse: 1240					588		

Mullit

Aluminiumoxid (Einschlüsse pro 3 cm)					Aluminiumoxid – Mullit – Spinell (AMS) (Einschlüsse pro 3 cm)		
<10 μm	10-50 μm	50-90 μm	90-130 μm	>130 μm	<10 μm	10-50 μm	50-90 μm
171	200	50	11	13	154	302	13
Summe der Einschlüsse: 445					469		

Al₂O₃

Aluminiumoxid (Einschlüsse pro 3 cm)					Aluminiumoxid – Mullit – Spinell (AMS) (Einschlüsse pro 3 cm)		
<10 μm	10-50 μm	50-90 μm	90-130 μm	>130 μm	<10 μm	10-50 μm	50-90 μm
1280	1100	49	15	16	297	138	6
Summe der Einschlüsse: 2460					441		

Abbildung 3: Abscheidungseffizienz (Einschlüsse pro 3 cm Filterkeramik aus REM-Anschliffen) an verschiedenen aktiven und reaktiven Funktionsschichten [6].

Im Falle von prozessbezogenen Einschlüssen auf der Basis Al₂O₃-MgO-SiO₂ (AMS) – diese stammen aus dem Feuerfestmaterial auf Basis von Schamotte

und aus dem Bindemittel auf Basis von Forsterit – weist die reaktive MgO-C-Beschichtung den größten Beitrag auf, insbesondere auch in den – für den Stahl kritischen – Einschlussklassen 10-50 μm und 50-90 μm . Die reaktive MgO-C-Beschichtung zeigt im Vergleich zur aktiven Al_2O_3 -Beschichtung bei der AMS-Einschlussklasse 50-90 μm eine ca. 90 %ige, höhere Abscheidung. Darüber hinaus gilt, je größer die Einschlussklasse bei den Al_2O_3 -Einschlüssen, desto kleiner ist der Unterschied bei der Abscheidungseffizienz zwischen der aktiven Al_2O_3 -Schicht und der reaktiven MgO-C-Schicht. Die funktionale Al_2O_3 -C-Schicht zeigt gute Abscheidungswerte sowohl bei Al_2O_3 - als auch bei AMS-Einschlüssen.

Die kohlenstoffgebundenen Aluminiumoxidfilter mit einem Aluminiumoxidanteil von 70 Gew.-% führten zu einer hohen Abscheidungseffizienz sowohl von Al_2O_3 -haltigen als auch AMS-haltigen Einschlüssen, nochmals Abb. 3. Dabei reagiert der Kohlenstoff des Filters mit dem Sauerstoff aus der Stahlschmelze bzw. mit der Al_2O_3 -Körnung des Filters und führt zu in situ gebildeten, gasförmigen Reaktionsprodukten Al, Al_2O und AlO, die mit dem Sauerstoff (Aufoxidation) und dem Kohlenstoff aus der Stahlschmelze reagieren.

In der **Abb. 4** wird die Oberfläche einer prismatischen Al_2O_3 -C-Filter – Fingertest-Probe aus einem Stahlgussimulator-Test dargestellt, die für 30 sec bei 1620 °C in einen Spinelltiegel mit 30 kg Stahlschmelze und einem Sauerstoffgehalt von 18 ppm getaucht und danach in einer Argon-geschützten Schleuse abgekühlt wurde. Auf der Oberfläche wurden korallenartige Formationen von endogenen, plättchenartigen α - Al_2O_3 -Einschlüssen mittels EBSD-Analyse (Electron Backscattering Diffraction) bei Raumtemperatur registriert, Abb. 4, A1, A2. Diese befinden sich auf einer dichten, dünnen, transluzenten, kristallinen α - Al_2O_3 -Schicht mit der Dicke von 100 bis 400 nm, die aus feinen in situ gebildeten Al_2O_3 -Partikeln aus der carbothermischen Reduktion und Aufoxidation der Al_2O_3 -Körnung (aus dem Al_2O_3 -C-Filter) besteht, Abb. 4, B2. Unter dieser Schicht befinden sich die Al_2O_3 -Körnung ($d_{50} = 0,5\text{-}0,8 \mu\text{m}$) des Al_2O_3 -C-Filters und eine deutlich feinere, in situ gebildete nanoskalige Al_2O_3 -Körnung (ca. 5 bis 80 nm), Abb. 4, B1. Es handelt sich hier um eine weitere, in situ sekundär gebildete α - Al_2O_3 -Körnung aus der Reaktion der Al-, Al_2O - und AlO-Reaktionsprodukte (aus der carbothermischen Reduktion im Filter) mit dem Sauerstoff der Stahlschmelze. Die dünne, transluzente α -Aluminiumoxid-Schicht widerspiegelt das Oberflächenrelief der Al_2O_3 -Körnung des Al_2O_3 -C-Filters. Auf dieser dünnen, transluzenten, kristallinen α -Aluminiumoxid-Schicht scheiden sich feine, endogene Al_2O_3 -Einschlüsse aus der Stahlschmelze ab, die als aktive Keim-Schicht für die Abscheidung, Bildung und Vernetzung weiterer endogener Einschlüsse fungiert, Abb. 4, B3. Damit wurden bei den Al_2O_3 -C-Filterwerkstoffen erstmalig ein reaktiver und ein aktiver Beitrag identifiziert.

Ein weiterer Mechanismus basiert u. U. auf der in situ-Bildung von CO-Gasblasen. Diese CO-Gasblasen könnten feinkörnige Einschlüsse durch eine Art Flotation zur Oberfläche der metallischen Gussteile bzw. an die Formenschale oder den Speiser (Angusskörper am Gussteil) befördern.

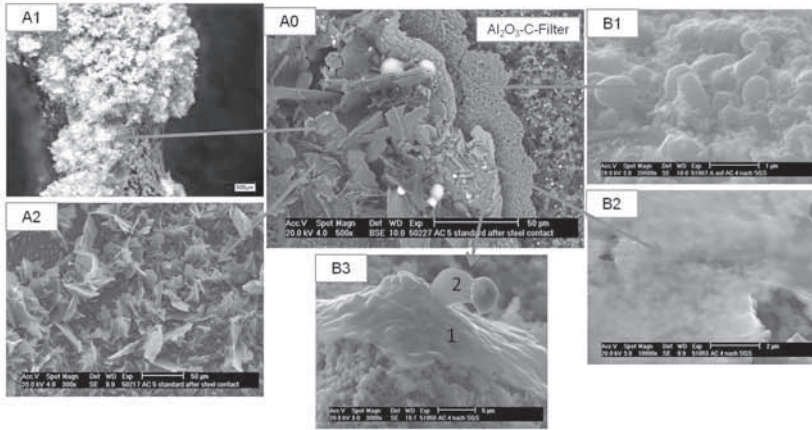


Abbildung 4: Filter-Fingertestversuch eines $\text{Al}_2\text{O}_3\text{-C}$ -Filterwerkstoffes in einer Stahlschmelze mit 18 ppm Sauerstoff im Stahlgussimulator am IKGB in Freiberg, A1/A2 – korallenartige Formation von plättchenartigen, endogenen Al_2O_3 -Einschlüssen, B2 – dichte, transluzente, kristalline α -Aluminiumoxid-Schicht mit der Dicke von 100 bis 400 nm, B3 – transluzente, kristalline α -Aluminiumoxid-Schicht (1) mit endogenen Al_2O_3 -Partikeln (2), B1 – Al_2O_3 -Körnung ($d_{50} = 0,5\text{-}0,8 \mu\text{m}$) des $\text{Al}_2\text{O}_3\text{-C}$ -Filters und eine deutlich feinere, in situ gebildete nanoskalige Al_2O_3 -Körnung, A0 – gesamter Schichtaufbau, Bruchbild [7].

Außerdem konnte der reaktive Beitrag (Reduzierung des Sauerstoffgehalts in der Stahlschmelze) mit einer neuartigen MgO-C-Beschichtung um ca. 30 % im Vergleich zu den mit $\text{Al}_2\text{O}_3\text{-C}$ beschichteten $\text{Al}_2\text{O}_3\text{-C}$ -Filtern gesteigert werden.

Die Wirkung der reaktiven MgO-C Beschichtung wurde ebenfalls mit Hilfe von so genannten „Fingertestversuchen“ erforscht. In der **Abb. 5**, links, ist eine MgO-C-beschichtete $\text{Al}_2\text{O}_3\text{-C}$ -Filterkeramik vor und nach einem Tauchversuch im Stahlgussimulator zu erkennen. Das Tauchen dieser Finger-Filterkeramiken führte zu einer Reduzierung des in einer 30 kg Stahlschmelze (im Ausgangszustand 24 ppm Sauerstoff) gelösten Sauerstoffs um 3 ppm je 30 s Kontaktzeit, bei drei Tauchversuchen mit drei unterschiedlichen Finger-Filterkeramiken innerhalb von 90 s um 9 ppm. MgO reagiert

mit dem Kohlenstoff des Filterwerkstoffs, wobei das MgO zu gasförmigem Mg reduziert wird und anschließend mit dem im Stahl gelösten Sauerstoff sekundäre faserartige MgO-Abscheidungen bildet. Diese Faserstrukturen konnten mit Hilfe von EBSD-Analysen (ohne Probenpräparation) als Periklas (MgO) identifiziert werden, Abb. 5 rechts.

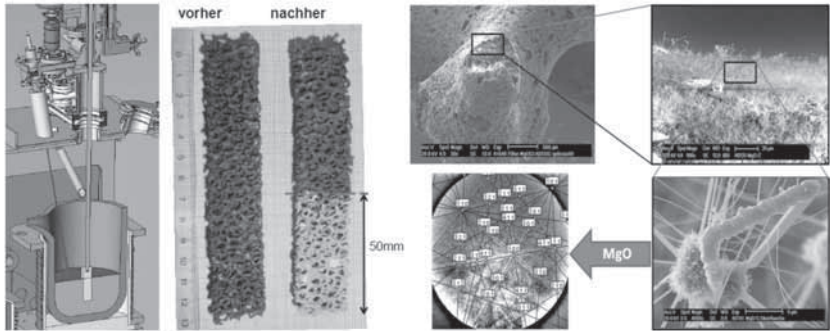


Abbildung 5: MgO-C-beschichtete Al₂O₃-C-Filterkeramik vor und nach einem Fingertest-Tauchversuch (links), MgO-Sekundärfaser aus der Reaktion des gasförmigen Mg mit dem Sauerstoff aus der Stahlschmelze (rechts) [8].

Der Beitrag der Reaktion des Kohlenstoffs des MgO-Filters mit der Stahlschmelze wurde im Vergleich mit dem von reinen Al₂O₃-C-Filterkeramiken untersucht. Beim Einsatz von drei Al₂O₃-C-Filterkeramiken im „Fingertestversuch“ sank der Sauerstoffgehalt in der Stahlschmelze innerhalb von 90 s um 6 ppm. Diese Wirkung ist sowohl auf die direkte Reaktion des Kohlenstoffs des Filters mit dem Sauerstoff aus der Stahlschmelze als auch auf die Reaktion der gasförmigen Al₂O- bzw. AlO-Reaktionsprodukte (aus der carbothermischen Reduktion des Al₂O₃ mit dem Kohlenstoff des Filters) mit dem Sauerstoff aus der Stahlschmelze zurückzuführen. Im Gegensatz zur reaktiven MgO-C-Beschichtung können die Al₂O- und AlO-Suboxide mit dem Kohlenstoff der Stahlschmelze zu Aluminiumoxikarbidern reagieren.

Zum Einfluss der Oberflächenfunktionalisierung der Keramikfilter auf die Reinheit der Stahlschmelze wurden Vergleichs-Gießversuche in einem speziellen Stahlgussimulator durchgeführt. In **Abb. 6** und **Abb. 7** sind die Anzahl der Einschlüsse im Stahl nach der Art der eingesetzten funktionalisierten Filter (mit einer Al₂O₃-C-Schicht oder mit Kohlenstoffnanoröhrchen (Nano)) sowie der jeweiligen Verweildauer der Filter in der Stahlschmelze (10 und 300 s) aufgelistet.

Bei allen vier Schmelzversuchen wurde der Stahl auf ca. 50 bis 60 ppm Sauerstoffgehalt aufoxidiert und anschließend mit der Zugabe von Al unter 10 ppm Sauerstoffgehalt desoxidiert. Danach folgte das Tauchen der Filter-Fingerproben in die Stahlschmelze. Nach dem Einfrieren der Stahlschmelze wurde diese anhand definierter Proben mit Hilfe eines automatischen Raster-elektronenmikroskops Aspex hinsichtlich der Population, der Größe und der Chemie der Einschlüsse charakterisiert. Als Referenz dienten Proben der ungefilterten Stahlschmelze mit der Kennzeichnung „ohne Filter“. Als Ergebnis der Untersuchungen wurden Filtrationseffizienzen von 50 bis 99 % – je nach Einschlussart – durch die Oberflächenfunktionalisierung der Keramikfilter erzielt [9].

Ein- schluss- fläche (μm^2)	Einschlüsse pro cm^2											
	0.1-1	1-3	3-5	5-10	10- 20	20- 30	30- 50	50- 80	80- 130	130- 200	200- 500	Ge- samt- sum- me
Ohne Filter	1179	1045	327	417	444	108	40	19	4	1	1	3585
Al_2O_3 - C, 10 s	21	152	152	195	118	23	16	9	3	0	0	689
Nano, 10 s	6	110	108	106	79	44	44	58	63	18	8	644
Al_2O_3 - C, 300 s	57	274	129	168	199	103	83	29	14	3	8	1067
Nano, 300 s	3	25	35	62	59	58	68	30	11	16	4	371

Abbildung 6: Anzahl der Einschlüsse in den Stahlschmelzen, klassifiziert nach der Einschlussgröße (-fläche)

Chemische Klasse	Einschlüsse pro cm ²				
	Ohne Filter	Al ₂ O ₃ -C, 10 s	Nano, 10 s	Al ₂ O ₃ -C, 300 s	Nano, 300 s
Al ₂ O ₃	942	596	246	488	275
Mn-Spinell	63	50	6	54	6
Ca-Aluminat	0	0	1	0	0
Mg-Spinell	0	0	0	0	0
Al-Mn-Mg-Fe-Ca-Silicat	0	1	265	1	52
SiO ₂	45	1	5	8	0
MnO-MnS	2295	13	10	372	15
CaO-CaS	8	6	5	0	1
Andere	232	22	106	144	22

Abbildung 7: Anzahl der Einschlüsse in den Stahlschmelzen, klassifiziert nach der chemischen Zusammensetzung

Die bisherigen Ergebnisse haben bestätigt, dass bei der Erforschung neuer multifunktionaler Filterwerkstoffe und Filtersysteme zwei Strategien verfolgt werden müssen: Filtersysteme mit vereinten Filterfunktionen für den Formguss (Agglomeration von feinen Partikeln in den Funktionshohlräumen und Abscheidung durch Benetzung und Haftung an der aktiven Filterwand des Funktionshohlraums) sowie Filtersysteme mit geteilten Filterfunktionen (Agglomeration und Abscheidung der Partikel finden an unterschiedlichen Stellen statt) für kontinuierliche Gießprozesse, wie z.B. den Strangguss. Als Filterdesign dienten bisher funktionalisierte Schaumkeramikmakrostrukturen. Die zukünftige Forschungsarbeit wird sich auf die Anwendung von funktionalisierten Spaghettistrukturen (**Abb. 8**), porösen Keramikpapierstrukturen, Kugelbett-Kombinationen oder kombinierte Filtersysteme für die unterschiedlichen Filtrationstechniken der Metallschmelzen, Einschlüsse und Gießverfahren konzentrieren.

Um frühzeitig Zusammenhänge bzw. Abhängigkeiten zwischen den Filtrationsmechanismen und Filtereigenschaften zu erkennen, werden modernste Verfahren zur interaktiven Analyse der Filtrationsprozesse eingesetzt. In einer Virtual Reality CAVE werden erstmalig auf dem Gebiet der Metallschmelzefiltration alle gemessenen und modellierten Daten zusammengebracht, visualisiert und später analysiert, **Abb. 9**. Die Basis dafür bilden die Filtermodule, die am Institut für Keramik, Glas- und Baustofftechnik IKGB der TU Bergakademie Freiberg erforscht werden, **Abb. 10**.

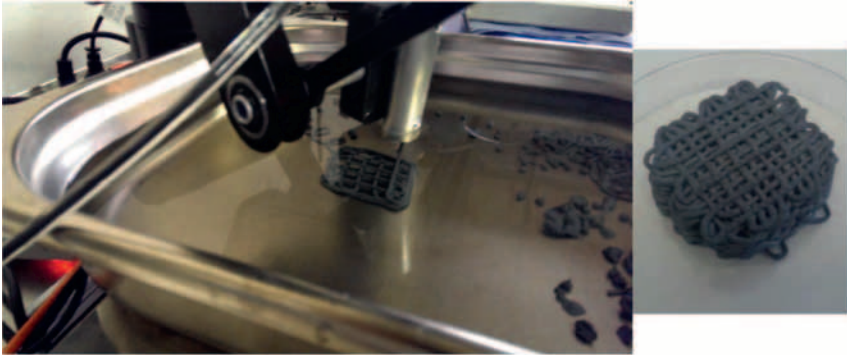


Abbildung 8: Computergesteuerte Fertigung von Spaghettistrukturen mit Hilfe von Alginat-Gelierungsmitteln [10].

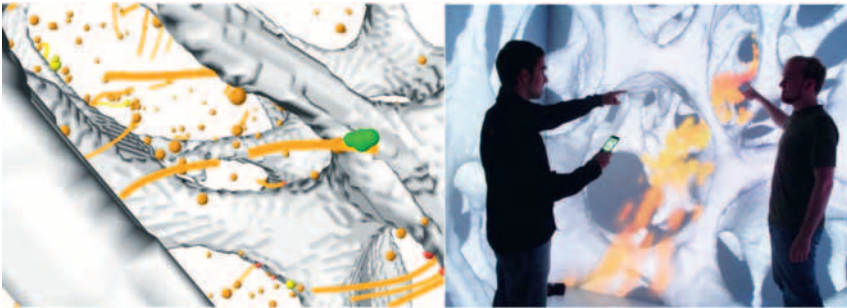


Abbildung 9: Links, Partikel in XVis-Framework; Partikel mit Agglomeration, simuliert mit stochastischem Modell innerhalb eines instationären Strömungsfeldes und mit echter Filtergeometrie; Anzeige von Bahnlinien; die Farbe visualisiert die Größe der Agglomerate: rot = abgelagert und Agglomerat der Größe 1 (orange), 2 (gelb), 3 (grün). Rechts, Visualisierung der Filtrationsprozesse in einer CAVE am Institut für Informatik.



Abbildung 10: Ein Filtermodul (200 mm Durchmesser, 200 mm Länge) wird in Stahlgussimulator am IKGB in Freiberg getestet.

Längst begleitet ein Industriebeirat die Forschungsarbeiten der Freiburger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, um frühzeitig Erkenntnisse und Erfahrungen auszutauschen sowie einen Transfer von Forschungsergebnissen in eine Anwendung zu unterstützen. Das von der DFG geförderte Transferprojekt mit der Fa. ThyssenKrupp Steel Europe AG ist ein Meilenstein für den Einsatz von neuartigen Filtereinheiten im Tundish-Bereich beim Stanggießen von Stahl [11].

Danksagung

Der Sonderforschungsbereich 920 wird dankenswerterweise aus Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG finanziert. Ein weiterer Dank gilt der Firma Edelstahlwerke Schmees GmbH in Pirna für die Unterstützung bei der Durchführung der Gießversuche unter industriellen Bedingungen und der Fa. ThyssenKrupp Steel Europe AG für die Mitwirkung im DFG-Transferprojekt.

Literatur

- 1 Zhang, L., Pluschkell, W.: *Nucleation and growth kinetics of inclusions*, Ironmaking and Steelmaking, 30 [2] (2003), pp. 106-110.
- 2 Aneziris, C.G., Dudczig, S., Emmel, M.: *Stahlschmelzefilter und Verfahren zu ihrer Herstellung*. Patent-Nr.: 10 2011 109 681, Patenterteilung: 28.03.2014
- 3 Aneziris, C.G., Emmel, M., Dudczig, S.: *Stahl- oder Aluminiumschmelzefilter aus reaktiver Keramik*. Patent-Nr.: 10 2011 109 684, Patenterteilung: 04.03.2014
- 4 Ovtchinnikov, S.: *Kontrollierte Erstarrung und Einschlufbildung bei der Desoxidation von hochreinen Stahlschmelzen*. Dissertation TU Bergakademie Freiberg, 2002.
- 5 Dopita, M., Emmel, M., Salomon, A., Rudolph, M., Matěj, Z., Aneziris, C.G., Rafaja, D.: *Temperature evolution of microstructure of turbostratic high melting coal-tar synthetic pitch studied using the wide-angle X-ray scattering method*. Carbon, 81 (2015), pp. 795-802.
- 6 Emmel, M., Aneziris, C.G., Schmidt, G., Krewerth, D., Biermann, H.: *Influence of the chemistry of ceramic foam filters on the filtration of alumina based non-metallic inclusions*, Advanced Engineering Materials, 15 [12] (2013), pp. 1188-1196.
- 7 Dudczig, S., Aneziris, C. G., Emmel, M., Hubálková, J., Schmidt, G., Berek, H.: *Characterization of carbon bonded alumina filters with active or reactive coatings in a steel casting simulator*. Ceramics International, 40 [10B] (2014), pp. 16727-16742.

- 8 Aneziris, C. G., Dudczig, C., Emmel, M., Bereck, H., Schmidt, G. : *Reactive Filters for Steel Melt Filtration*. Advanced Engineering Materials, Vol.15, Iss. 1-2, February 2013, pp. 46-59.
- 9 Storti, E., Dudczig, S., Hubálková, J., Gleinig, J., Weidner, A., Biermann, H., Aneziris, C. G.: *Impact of nanoengineered surfaces of carbon-bonded alumina filters on steel cleanliness*. Advanced Engineering Materials, accepted: 03.04.2017, DOI 10.1002/adem.201700153.
- 10 Aneziris, C.G., Dudczig, S., Emmel, M., Ode, C.: *Verfahren zur Herstellung von kohlenstoffhaltigen keramischen Bauteilen*. Deutsche Patentanmeldung, Aktenzeichen: 10 2015 221 853.8, Anmeldetag: 06.11.2015, Offenlegungstag: 11.05.2017
- 11 Aneziris, C.G., Dudczig, S., Gehre, P., Schwarze, R. (alle TU Bergakademie Freiberg), Baaske, A., Karrasch, S., Schnitzer, H. (alle ThyssenKrupp Steel Europe AG): *Keramische Filter und Filtersysteme für die kontinuierliche Metallschmelzefiltration*. Deutsche Patentanmeldung, Aktenzeichen: 10 2016 106 708.3, Anmeldetag: 12.04.2016